Per. 21 c/8

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Per. 21 c/68

Freimüthige Blätter

für

Deutsche,

in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

Herausgegeben

von

Friedrich von Cölln.

Des Jahrganges 1818 Fünftes Heft.

Zusammenhaltet euren Werth,
Und euch ist niemand gleich.
Göthe.

Berlin, 1818.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße No. 29.

Google

21 b

Plan und Ankündigung.

Die Freimüthigen Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft, nahmen i. J. 1815 zu einer Zeit ihren Anfang, wo Napoleon in Cannes gelandet war, und ein neuer Krieg gegen ihn Europa unter die Waffen brachte.

Wir richteten daher diese Zeitschrift vorzüglich auf die Tages-Geschichte und die Kriegsbegebenheiten, die aber mit dem Pariser Frieden endigten. Es blieb daher nur der zweite Zweck zu erreichen übrig: Mittheilung europäischer neuer, zunächst deutscher, organischer Gesetze.

Wir haben nun, mit dem Achten Hefte, für jene Zwecke die Freimüthigen Blätter geschlossen, indem wir dieß Journal künftig, für folgende Zwecke, in drei Abtheilungen, dem Publikum vorlegen wollen:

1) Wollen wir einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutschlands, besonders Preußens. Dahin gehören Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung. Jeder Aufsatz in dieser Hinsicht, mag er unsere eigene Ueberzeugung aussprechen, oder die entgegengesetzte Meinung, sey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung.

2) Wollen wir aus der auswärtigen Literatur interessante Auszüge und Uebersetzungen neuer politisch-militairischer Schriften, mittheilen.

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Ueber
das immer mehr um sich greifende Streben,
französische Gesetze und Einrichtungen
nach
Deutschland zu verpflanzen.

Es ist eine auffallende Erscheinung *), daß jetzt in Deutschland so viele Lobredner französischer Einrichtungen und Gesetze auftreten; und sich hin und wieder Stimmen vernehmen lassen, welche alles Vaterländische verachten, und laut die Annahme französischer Institute verlangen.

Wenn dem Sieger das Wort geredet wird, wenn Furcht oder Hoffnung auf das freye Urtheil einwirkt;

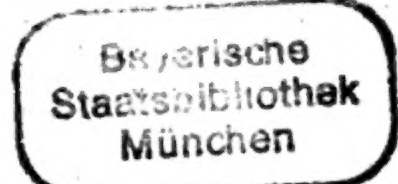
*) Note der Redaktion. Uns gar nicht, denn eine große Zahl deutscher sogenannter Patrioten haben nicht das französische revolutionaire Prinzip, sondern nur das napoleonische bekämpft, und nun dieß besiegt ist, kommen sie wieder zu jenem zurück.

BIBLIOTHECA REGIA
Digitized by Google

wenn das Gefühl der Schwäche Mißtrauen gegen sich selbst einflößt, — dann ist eine solche Erscheinung weniger befremdend. Allein sie ist es jetzt, wo wir in der französischen Nation ein besiegtes Volk erblicken, ein Volk, das mit Recht für den gegen unser Vaterland verübten Uebermuth büßen mußte; denn seine Spur bezeichnet noch jetzt Verwüstung, und Wehklagen und Verwünschung folgen ihm nach.

Wenn wir derer erwähnen, welche jetzt die französischen Einrichtungen vor andern loben, so meinen wir nicht, die verwahrloßten Deutschen, welche aus Mode-Thorheit französische Erzieher und Erzieherinnen hatten, die mit solchen fremdartigen Begriffen aufgewachsen waren, und zu deutsch-französischen Zwittern gestempelt wurden. Solche verkrüpelte Menschen, welche in ihrem Vaterland fremd bleiben, während sie nur von dem schönen Frankreich hörten, die noch dreust behaupten: Deutschland habe keinen tragischen Dichter, keinen Historiker — weil sie keinen kennen gelernt haben — solche meinen wir nicht. Ihre Stimme wird nicht gezählt. Auch meinen wir die nicht, welche zu der Classe der Unzufriednen gehören, deren Stamm nie ausstirbt, die unter jedem Himmelsstrich gedeihen, und die auch in Platos Republik nicht gefehlt haben würden. Diesen kann man es nie recht machen; denn immer haben sie nur ihr Ich im Auge, und diese hohe Instanz sieht sich nie nach Würden anerkannt. Auch meinen wir nicht die gutmüthigen Schwärmer *), welche ein Ideal schaffen wollen, in dem sie so viel Glück sehen, daß sie alles das Elend nicht bemerken, welches nothwendig zur Grundlage ihrer

*) Note der Redaktion. Diese Träumer sind eigentlich die wahre Pestilenz der Zeit; denn sie gewinnen die Jugend, der immer das Gefühl mehr zusagt als der Verstand, und es wäre nichts ersprießlicher, als für sie ein eignes Narrenhaus zu erbauen.


Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

erträumten Herrlichkeit dienen muß. Noch weniger meinen wir die Feuerköpfe, welche — weil eine unbekannte innre Unruhe sie treibt, oder die Revolutionairs, welche — aus strafbaren Absichten, eine gänzliche Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse verlangen. Alle diese sind theils aus vorgefaßter Meinung für die französischen Institute eingenommen, theils halten sie dieselben für Mittel zu ihrem Zweck — einerlei, ob seine Beweggründe gut oder schlecht sind. Bey allen diesen kann das Lobpreisen französischer Einrichtungen nicht auffallen.

Auffallen dagegen muß es von Männern *), welche noch vor Kurzem darin ein Zeichen deutscher Erniedrigung fanden, daß uns wälsche Gesetze aufgedrungen wurden, und behaupteten: Wer des andern Gesetze annehme, sey dessen Sklave: von Männern, welche alles Ungemach des Krieges, alle Plünderungen und Vexationen der Franzosen mit Geduld ertrugen; aber als der Eroberer uns seine Gesetze aufdrängen wollte, mit Heldenmuth, auf Gefahr, Freyheit und Leben zu verlieren, dagegen ankämpften. Am allermeisten aber muß es uns befremden, wenn wir jetzt unter den Lobrednern französischer Gesetze und Einrichtungen Männer bemerken, welche unter dem Druck derselben, damals nicht nur durch die Gewalt der Rede den stillen Ingrimm gegen die übermüthigen Unterdrücker zur hellen Flamme anfachten, und Deutschlands Jünglinge anfeuerten, das Joch der Knechtschaft zu zerbrechen; ja solche, die selbst muthig die Hand mit anlegten, und ihr Leben daran setzten, als es galt, und die ruhmvoll bluteten, als die Franzosen die Flucht ergreifen mußten.

*) Note d. Red. Uns auch nicht, denn diese Männer hatten sich unter Napoleon nur maskirt. Jetzt nehmen sie die Maske ab.

Wenn solche Männer, die es auch jetzt noch mit der guten Sache gut meinen, nunmehr sich ganz, oder auch nur zum Theil für die Gesetze und Einrichtungen unsrer Todfeinde erklären; so müssen sie entweder sehr wichtige Gründe dafür haben, oder sie irren aus Unbekanntschaft mit dem, was sie loben und preisen.

Was zuförderst die wichtigen Gründe betrifft, welche manche haben können, in den französischen Einrichtungen jetzt mehr Gutes zu finden, als vormals; so kann nicht geläugnet werden, daß die Aussichten für Deutschland sich jetzt wirklich einigermaßen geändert haben.

In der Zeit der größten Erniedrigung wurde vorausgesetzt, daß nur ein allgemeines Aufstehen der Nation in Masse, und ein allgemeines Ermannen von der fremden Gewalt befreyen könne. Ganz Deutschland würde dann nur ein Interesse, nur einen Willen gehabt haben, und hätte dem Fürsten gefolgt, der am Befreyungs-Werk am thätigsten gearbeitet, der die meiste Kraft und Ausdauer gezeigt haben würde. Ein neues Deutschland wäre entstanden, und die von fremder Gewalt einmal aufgehobenen alten Verhältnisse würden nie wieder aufgelebt seyn.

Die Vermessenheit Napoleons, den Donner seines Geschützes an den Gränzen Asiens erschallen zu lassen, beschleunigte das große Befreyungswerk, und vermochte mehrere Fürsten dazu mitzuwirken, auf die wegen ihrer innigen Verbindung mit dem Usurpator nicht zu rechnen gewesen war, — und sie erhielten sich in ihrer Integrität.

In sofern hat sich jetzt der damalige Standpunkt wirklich verändert.

Doch auch in andrer Beziehung.

Die Fürsten hatten hin und wieder sich fester an das Volk angeschlossen; wo sich vorher ein privilegirter Stand in die Mitte drängte, — welches immer die Macht des Staates schwächt; — und eine Volksvertretung wenigstens

eingeleitet, welche dem Staat die größte Kraft verleiht, — weil dann jedes Mitglied desselben das nähmliche Interesse hat, wie der Regent — denn auf diesem Wege kommt jeder Staatsbürger am besten zur Ueberzeugung, daß alles, was geschieht, zu seinem eignen Besten geschieht. Die Völker hatten hieraus Veranlassung genommen, zu glauben, daß eine liberale Verfassung ihnen die Segnungen, die ein gerechter Fürst ohne dieselbe verbreitet, auch für künftige Zeiten erhalten werde; und daß die Reste des Feudal-Wesens, des Faust-Rechts und der Rohheit bald ganz verschwinden würden.

Diese Hoffnungen sind nicht überall in Erfüllung gegangen. Dagegen werden die liberalen Ideen, welche die Vertreter des Volkes in Spanien in einer verhängnißvollen Zeit ausgesprochen hatten, verworfen; die Inquisition wird wieder hergestellt und den Jahrhunderten der Barbarei mächtig wieder rückwärts zugeschritten.

In Deutschland suchten Fürsten Rechte, welche ihre Vorfahren ihrem souverainen Kaiser entrissen hatten, wieder hervor, ihrem Beyspiel folgten kleinere Herren, welche in jener Zeit den freien Landmann ihrer Burg dienstbar machten; und es bildete sich eine Kette solcher Freunde der finstern Jahrhunderte, die bey vielen die Besorgniß erregte, daß Deutschland des vergoßnen Blutes ohnerachtet, noch nicht befreyt sey; und daß die gemachten Erfahrungen fruchtlos seyn könnten.

Der Zeitgeist läßt sich nicht bannen. In Frankreich hatte er Altäre umgestürzt, Kirchen zerstört, Könige gemordet, Tausende dahin gewürgt, Städte verbrannt und ganze Länder verwüstet, und alles dies hatte damit geendet, daß ein einziger kraftvoller Mensch unumschränkt regierte.

Allein dennoch war die blutige Saat nicht verloren gegangen. Zwar ein Herr schaltete im Lande nach Gefallen, allein es war befreit von Tausenden von Feudal-Herren, es hatte seine vollständige Wahlversammlungen, wo

jeder Staatsbürger Theil nahm an den öffentlichen Angelegenheiten, und die Verfassung sicherte das Glück des Volkes, sobald nur kein Napoleon regierte; und mit einem solchen eisernen Willen zum Bösen rüstet die Natur nur nach Jahrhunderten wieder einmal einen Menschen aus.

Das Gute, was die französische Revolution hatte, kann nicht geläugnet werden. Wir waren auf dem Wege, ohne solche französische Blutscenen und Umwälzungen dieselben Vortheile zu erreichen *). Die Fürsten selbst begünstigten diese Angelegenheit, weil es ihre eigne wahre Macht vermehrte. Weimar hat schon dies schöne Ziel erreicht **), Preußen nähert sich ihm mit starken Schritten, nebst andern Staaten. Wenn aber die oben bemerkten Zeitereignisse die Besorgniß verbreiten: die Ströme vergoßnen Blutes, die Anstrengungen edler Menschen und die Erfahrungen einer vielbewegten Zeit hätten umsonst seyn sollen; so kann es allerdings kommen, daß selbst der Mann, der es gut meint, seinen Blick nach Frankreich wendet, um von dort die Resultate der theuer erkauften Erfahrungen zu entlehnen.

In sofern sind allerdings wichtige Gründe vorhanden, daß der deutschgesinnte Mann eben solche Gesetze und Einrichtungen selbst von dort her zu erhalten wünschen könne.

Allein hierbey mag nicht vernachlässigt werden, zu bemerken, welche gewaltsame Erschütterungen dort alle jene Erscheinungen herbeygeführt haben; daß dagegen bey uns

*) Note d. Red. Allerdings! aber da würden die Jacobiner ja nicht reich!

**) N. d. R. Aber die proclamirte Preßfreiheit zurücknehmen müssen; warum? Wegen der Ungebührlichkeiten der Schriftsteller.

bereits die Hoffnung vorhanden ist, wie dieselben Wirkungen auch bey uns auf einem ruhigern Wege zu erhalten seyn dürften. Die vereinigten Monarchen Europens haben uns dies auf dem Congreß in Wien zugesichert, und in den meisten Staaten sehen wir schon Vorbereitungen dazu.

Freilich, je größer ein Gut ist, das man erwartet, desto natürlicher ist die Ungeduld, es bald zu besitzen. Allein wann übrigens gut und deutschgesinnte Männer aus Ungeduld sich auf einmal zur gesammten französischen Legislation hingezogen fühlen, und sie laut anpreisen, so thun sie offenbar Unrecht. Ist der Deutsche nur allein der Tapferste in der Feld-Schlacht, — wie die Flucht der Feinde und unsre Siegs-Trophäen zeigen — und ist er dagegen gar nicht zu Hause im Rath? Ist er ohne Bildung, Kenntniß und Verstand, sich selbst zu versehen mit dem, was Noth thut? Müssen wir darum die Gesetzbücher unsrer Feinde ganz annehmen, weil gute Dispositionen darinnen enthalten sind? Können wir an die Sache uns nicht halten?

Es ist wahr aus den französischen Gesetzen sind alle Reste roher Jahrhunderte, und des Faustrechts verbannt, und die Gleichheit vor dem Gesetz festgestellt, die persönliche Freyheit gesichert, auch eine größere Festigkeit der im Staat bestehenden Einrichtungen garantirt; denn wo in andern Staaten Verfügungen von Behörden hinreichen, bedarf es dort eines Gesetzes vom Landesherrn; und wer wird sich nicht lieber der Entscheidung seines Fürsten als der seiner Diener unterwerfen. Ueberdieß ist in der Regel jeder Fürst besser, als seine Beamten; denn er steht da von Gottes Gnaden; ein Beamter aber thut oft etwas, um sich in seiner Stelle zu erhalten, um selbst weiter zu kommen, oder um den Seinigen fortzuhelfen, was eben nicht zum Vortheil des ihm anvertrauten Verwalteten ist.

Wir erkennen gewiß eben so gern das an, was die franz. Gesetze Gutes haben; allein daß Deutschlands bessere Köpfe verzweifeln, wie aus ihnen selbst solche Gesetze hervorgehen dürften; muß allerdings befremden. Doch auch dafür haben sie ihre Gründe. Sie meinen nehmlich, die Erfahrung habe gezeigt, daß Commissionen, die zu einem solchen Behuf niedergesetzt würden, zu langsam arbeiteten, daß hohe Staatsbeamte, denen vielleicht solche Arbeiten aufgetragen würden, zuviel zu thun hätten, daß das Leben in der Hauptstadt mit zu vielen Zerstreuungen und wirklichen Störungen verbunden sey, um bald ein günstiges Resultat erwarten zu dürfen. Das französische Gesetz sey einmal fertig, und so schlimm es auch sey, von unsern Todfeinden etwas annehmen zu müssen, so unerwartet es sey, von einem besiegten Volke Gesetze zu entlehnen, — so bleibe doch keine andere Wahl.

Dies Urtheil ist um so schmerzlicher, da es selbst von wohlmeinenden deutschen Männern gefällt wird; von Männern, welche in der Zeit der Gefahr ihren Muth, und ihren deutschen Sinn durch Rede und That an den Tag gelegt haben.

Allein wir können nicht umhin, zu bemerken, daß dabey doch ein Mangel an klarer Absonderung der Begriffe ersichtlich ist. Wir wollen versuchen, die Begriffe näher zu entwickeln *),

Zuförderst müssen wir auf die organischen Grundgesetze der Verfassung Rücksicht nehmen.

Diese aber waren in Frankreich eben nicht sehr vollkommen, denn Napoleon führte den Staat, den gesetzgeben-

*) A. d. R. Uns scheint die Entscheidung, ob im Großherzogthum Niederrhein französisches oder preußisches Recht und Rechtsordnung gelten solle, gar keinem Bedenken zu unterliegen: Man sammle die Stimmen der Einwohner und halte darnach das Urtheil: Beneficia non obtruduntur.

den Körper, alle Stellvertreter des Volks und das Volk selbst am Gängelbande nach seinem Gefallen, und nach seinen Zwecken. Diese organischen Gesetze also, deren Erfolg wir kennen, ohne weiteres anzunehmen; dürften selbst die nicht anrathen, welche verzweifeln, daß wir je dergleichen zu Stande bringen werden. Dagegen ist die Art der Wahlversammlungen in den Cantonen, unter Leitung der Cantonal-Präsidenten, in den Colleges electoreaux in den Kreisen, und so immer höher herauf sehr beachtungswerth.

Sehr viele, die in das laute Geschrey für französische Institute einstimmen, fallen selbst in den Fehler, den sie andern vorwerfen. Warum entwerfen sie nicht Grundlinien zu einer vaterländischen Verfassung, worin sie aufnehmen, was die Erfahrung des Auslandes als zweckmäßig bewährt hat? Eine solche Arbeit bliebe keine politische Träumerey, sondern die Nation würde darüber urtheilen, die zu berufenden Volksvertreter wären vorbereitet, und den Redactoren der zu entwerfenden Verfassungsurkunde wäre die Arbeit erleichtert.

Ferner müssen wir unterscheiden, was reinadministrative Verfügungen sind. Darin freilich haben die Franzosen oft einen richtigern Takt und einen mehr praktischen Sinn; während dem Deutschen die Theorie der Schule anklebt. Wir haben Leute gesehen, die die einfachste, zufälligste Erscheinung auf einen allgemeinen Grundsatz zurückführen konnten; alles aus einem System herleiteten; und doch als Verwaltungsbeamten in den gewöhnlichsten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wenn es zur Ausführung kam, keinen Rath wußten. Unser Hang zum Dogma verführt uns zum vielen Regieren, überall hin wollen wir System und Schulregel bringen; um unter 1000 Menschen einen vor Schaden zu behüten — wofür er lieber selbst sorgt — beschränken wir oft die natürliche Freiheit der andern 999;

ohne zu bedenken, daß das Wohl und selbst nur das eingebildete Glück der letztern das doch am Ende selbst verschuldete Unglück des einen, bey weitem überwiegt. Dazu kommt noch, daß wir in unserm Regierungs-Eifer das System lieber haben, als die Ausführung im Einzelnen, und das Gute lieber auf analytischem, als auf synthetischem Wege suchen. Daher kommt es, daß wir den Forstrath eifrig Befehle geben sehen, die Waldstreu nicht zu benutzen; daß er aber einige Augenblicke darauf, wenn er aus der Session geht, und einem Wagen mit Waldstreu begegnet, nichts mehr davon weiß. Daher kommt es, daß der Rath der Polizey-Abtheilung die gemessensten Befehle giebt, jeden Bettler aufzugreifen, und in die Landarmenhäuser einzustekken, und kaum ist das Decret abgefaßt, so reicht er ganz geduldig einem starken Bettler ein Almosen hin, der an der Thür des Regierungs-Pallastes Posto gefaßt hat. Bey dieser Art zu handeln würde es uns wenig helfen, wenn wir auch alle Forst- und Armen-Reglements aus Frankreich kommen ließen. Friedrich der zweite mochte so etwas merken; darum ließ er die Kolonie von Mauth- Zoll- Accise- und Douanen-Beamten aus Frankreich kommen. Wollen diejenigen, welche die französischen Einrichtungen aus voller Brust loben, auch diese Maßregel nachahmen? wo dem ehrlichen Mann eine Stelle entzogen wurde, wozu ihn alles berechtigte, um sie einem Ausländer zu geben, der bey seinem Haß gegen alles Deutsche, nur deshalb sein Vaterland verließ, weil er dort nichts taugte; eine Maßregel, welche den Saamen der Sittenlosigkeit, der Religions-Verachtung, des Unglaubens und aller Laster bis in die kleinsten Städte verbreitete? Gewiß nicht. Dagegen könnten sie — was nützlicher wäre, als in allgemeinen Tiraden die Vorzüge unsrer Todfeinde zu rühmen, — dem Publikum, und vielleicht auch den Staatsmännern zur Benutzung Pläne entwerfen, wie die Beamten außer der

Controlle ihrer Vorgesetzten auch unter die der Nation selbst gestellt werden.

Freilich ist es dann schwerer, Beamter zu seyn; allein man wird ja dazu nicht gezwungen; vielmehr giebt dann die allgemeine Stimme, die laute Zufriedenheit der Nation, dem Beamten einen höhern Lohn, als die höchsten Auszeichnungen durch Orden und Standeserhöhungen geben können; und diese wahre Auszeichnung kann es in der Folge dahin bringen, daß es bald beynah gar keiner besoldeten Beamten bedarf, wie in England, wo der Friedensrichter, die Aldermanns, und die niedern Mitglieder der mannichfaltigen Commissionen zur Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten diese Aemter als Ehrenstellen unentgeldlich bekleiden. Dem Franzosen geht Geld über die Ehre, daher dort weniger Aemter ohne Gehalt. Zwar soll der Burgemeister in Frankreich und der Friedensrichter seine Stelle als Ehrenamt ansehen; allein wir haben beynah überall gefunden, — die guten Städte des Reichs etwa ausgenommen, — daß diese Stellen ambirt wurden von Leuten, denen es um die paar Hundert Franken Bureau oder Entschädigungskosten zu thun war, und die auch diese Stellen erhielten. Dagegen ist in Frankreich neben jedem Beamten eine aufsehende Behörde aus dem Volk selbst, vom Volke gewählt, und so, daß sie sehr viel Gutes thun kann, organisirt; wenn die einzelnen Mitglieder nur den Willen dazu haben. Stadt und Dorf macht keinen Unterschied; warum sollte auch der Ackersmann, der Handwerker, der Kaufmann, anders behandelt werden, wo ihn eine Mauer umschließt, als da, wo dies nicht der Fall ist? Jede Stadt und jedes Dorf, oder wo diese klein sind, mehrere zusammen, stehen unter einem Burgemeister als Verwaltungsbeamten, nebst dem andern erforderlichen Personal. Er steht zwar unter dem Kreisdirektor oder Unterpräfekten, allein zugleich auch unter dem Municipal-Rath, dem Conseil

des echevins, oder Schöffen, welche mit der Verwaltung nichts zu thun haben, die aber über wichtige Sachen ihren Beschluß fassen, und denen die Verwaltungsbeamten Rechnung abzulegen, und Auskunft zu geben verpflichtet sind. Der Kreisdirector kann nicht überall seyn, allein der Municipalrath, die Schöffen, waren im Stande, beständige Aufmerksamkeit auf die Verwaltung ihres Burgemeisters zu richten. Unsere Stadtverordneten nach der Preußischen Städteordnung haben einige der Funktionen der französischen Schöffen-Collegien; in manchen Punkten ist unsre Stadtverordneten-Einrichtung besser: besonders darin, daß die französischen Schöffen ohne Einwilligung des Präfecten sich nicht versammeln durften. Diese mangelhafte Einrichtung, nach der sie auch nur darüber berathschlagen konnten, was ihnen vom Präfecten bewilligt wurde, mochte darin ihren Grund haben, daß die Sectionen in Paris mehreremale die Regierung von ganz Frankreich zu stürzen Macht hatten; woraus man nebenher die Nachtheile der Präponderanz einer Hauptstadt sehen kann, wo der Pöbel allein im Stande ist, ein Reich von vielen Millionen Einwohnern in Angst zu setzen.

Einem Kreisdirector steht ein Arrondissements-Rath zur Seite, und ob er wohl unter dem Präfecten des ganzen Departements steht; so ist er doch auch seinem Administrator Rechenschaft schuldig. Der Arrondissements-Rath wird in den Colleges electoreaux gewählt. Jeder Canton nehmlich, wo jeder Staatsbürger Stimme hat, wählt eine Anzahl Deputirte zu der Wahlversammlung des Kreises und des Departements. Diese Wahlversammlungen ernennen den Arrondissements-Rath, (Kreis-Ausschuß, Kreis-Stände). Dies Collegium vermag besser, als die vorgesetzte Behörde auf die Verwaltung des Kreises Acht zu haben, es macht dem Kreis-Director Vorstellungen, und wenn sie nichts helfen, dem Präfecten Anzeige. Dieser

letztere, welcher das ganze Departement verwaltet, steht zwar unter dem Minister, allein auch zugleich unter dem General-Conseil, dem Departementalrath, den Provinzial-Ständen. Ihnen ist er Rechenschaft schuldig, und sie ergreifen den Weg der Beschwerde an den Minister; welcher viel weniger im Stande ist, die Verwaltung in der Provinz zu beobachten, wie die Männer, die auf die oben angegebene Weise zu Repräsentanten des ganzen Departements berufen sind. Eine ähnliche Einrichtung sollte in Preußen dadurch getroffen werden, daß in den Regierungen Deputirte der Provinz Sitz und Stimme erhielten, und in vielen Fällen Codecernenten seyn sollten. Allein diese Maßregel war eine Vermischung der auffsehenden und ausübenden Gewalt, der Verwaltung und der Volksrepräsentation, die sich in der Ausübung nicht als zweckmäßig bewähren konnte; sie ist daher vorüber gegangen, ohne ganz zur Ausführung gekommen zu seyn.

Dieser Dualismus, diese strenge Absonderung ging in Frankreich bis zu den Ministern hinauf. Diese wurden nicht nur von dem obersten Beamten des Staats, dem Landesherrn, sondern auch vom Staats-Rath controllirt; wie der Burgemeister vom Collegium der Schöffen. So konnten Privat-Ansichten der Beamten und Theorien Einzelner, die vom Nachfolger wieder verworfen wurden, nicht durchgehen, und die Verwaltung schwankend machen; sondern überall war eine moralische Person vorhanden, die überall eingriff, die nie starb; deren System fortdauert, und sich nur ändern kann, wenn sich das Bedürfniß des Volks bey den neuen Wahlen, durch die neuen Stellvertreter nach und nach ausspricht.

Diese Einrichtungen konnten wohl Beyfall finden, und mußten gefallen, bey welchem Volke wir sie auch antrafen.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir in der französischen Verwaltung noch andre Spuren der Gesetzlichkeit antrafen,

und überall schien Willkühr verbannt. Die Steuervertheilung geschah von der Nation selbst, bis in das letzte Detail herab; und hatte jemand einen financiellen Streit mit der Regierung, der nicht für die richterliche Entscheidung gehörte; so durfte die Verwaltungsbehörde darüber nicht verfügen, sondern ein eignes Collegium — der Präfectur-Rath — war dazu in jedem Departement angeordnet, von dem die Entscheidung an den Staats-Rath ging.

Bey allen diesen Vorzügen der französischen Verwaltung dürfen wir aber auch nicht übersehen, daß das meiste in der Ausübung nicht so vollkommen erschien, als in der Theorie. Denn was ist so vollkommen, das nicht von der Selbstsucht und dem Eigennutz der Menschen gemißbraucht werden könnte? Auch müßen wir dieser Verwaltung nicht mehr Ehre erzeigen, als sie wirklich verdient; und Vorzüge einräumen, die sie gar nicht hatte. So ist es ein Vorurtheil, daß der Geschäftsgang einfacher sey, und von den Franzosen weit weniger geschrieben würde. Wenn man annimmt, daß überhaupt dort weniger regiert wird, so mag man Recht haben; allein dies ändert im Geschäftsgange selbst nichts. Was einmal zur Sprache kommt, macht eben so viel Schreiberey, nur mit größrer Papierverschwendung und viel langsamer. Allein man merkt dies Schreiben weniger, weil keine Acten aufbewahrt werden, — wichtige Tableaus oder Documente ausgenommen — auch meistentheils die Resolution auf den Rand der Vorstellung geschrieben, und diese dem Bittsteller selbst zurückgegeben wird. An Anfragen und Berichten fehlt es auch nicht, und die Gemeinden sind mit ihrem Vermögen nicht weit besser daran, als in Preußen vor Einführung der Städte-Ordnung. Der Präfect bestimmt des Budget der Gemeinde-Ausgaben, und ohne ihn darf die größte Kleinigkeit nicht ausgezahlt werden. Sehr gut aber ist es, daß die meisten solcher Rückfragen und Anweisungen auf der ersten Piece selbst gesche-

hen. Dabey ist aber der Nachtheil nicht zu verkennen, daß nicht Sachen unterschlagen werden können, wodurch die Sicherheit des Eigenthums der Administrirten sehr gefährdet wird, um so mehr, da die eben genannten administrativen Beamten allein, für alles was geschieht, verantwortlich sind; und ihre Hülfsbeamten, als Divisions-Chefs, Bureau-Chefs, Sous Chefs, Secretairs und Expeditionairs, lediglich Privatschreiber sind; die sie gleich einen Dienstbothen sofort entlassen können. Man beschwert sich über die Langsamkeit preußischer Collegien, man höre aber erst die Beschwerden in Frankreich darüber: daß auf den Präfecturen und in allen Bureaux alles mit Gelde zu machen ist; so wird die große Verehrung bald nachlassen. Es ist auch sehr natürlich, daß ein solcher Privatschreiber, wenn er auch den Titel eines General-Secretairs und 4000 Franc Gehalt hat, stets den Vortheil des Augenblickes nur allein berücksichtigen kann; und jeden ihm gebotenen Vortheil gern annimmt, weil er nicht weis, ob ihn nicht morgen der Zoll-Director, der Domainen Director, oder wie sein Chef sonst heißt — vielleicht weil seine Frau es wünscht — entlassen dürfte.

Daher standen sich solche dienstbare Geister oft sehr gut, und das Publicum schlecht dabey. Wenn daher auch wirklich die Preußischen Verwaltungskosten dem Etat nach größer seyn sollten; so sind sie in Frankreich doch durch solche indirekte Brandschatzungen des Publicums in der Wirklichkeit viel größer. Wir dürfen nur ein Beyspiel anführen: Die Gemeinde zu N. beschwerte sich über ihren Schulmeister beym Unterpräfekten. Der Schulmeister zahlte dem Secretair dieses Beamten eine Bouteille Wein, daß er — falls er die Sache (wie es oft geschah) allein bearbeitete, zu seinem Gunsten entschied. Allein der Unterpräfekt las — was er bey allen Sachen nicht konnte — diese Beschwerde selbst und machte seinen Bericht an den Präfecten.

Für diese Nachricht erhielt der Secretair wieder ein Stück Geld. Nun gieng der Schulmeister zu dem Divisions-Chef des Präfecten, der die Sache bearbeitete, und both aufs neue Geld. Dieser trug dem Präfecten die Sache zu Gunsten des Schulmeisters vor, und der Unterpräfect wunderte sich nicht wenig, seinen Antrag verworfen zu sehen. Die Gemeinde wollte aber auch ihren Zweck durchsetzen, sie mußte daher dasselbe Mittel anwenden. Auch der Schulmeister bezahlte den Divisions-Chef noch einmal, und doch ward er nunmehr abgesetzt, weil die Gemeinde besser bezahlt hatte. Der Schulmeister beschwerte sich darüber bey seinem Freunde, dem Divisions-Chef, allein dieser sagte: der Präfect habe die Vorstellung durch Zufall selbst gelesen gehabt, und seine günstige Angabe verworfen.

Wir könnten solche Beyspiele zu hunderten aus der Erfahrung anführen: allein wir sind ohnehin überzeugt, daß selbst die größten Lobredner der französischen Einrichtungen nicht wollen werden, daß der ganze Code administratif in Deutschland eingeführt werde.

Dagegen sind viele für die Aufnahme des Civil-Gesetz-Buchs Napoleons, weil es in Betreff des Personen-Rechts alle die liberalen Ideen sichere, welche der franz. Revolution ihre Entstehung verdanken.

Allein nach den seit 1808 in Preußen ergangenen Gesetzen ist es nicht zweifelhaft, daß dieselben liberalen Ideen, welche wir in dem französischen bürgerlichen Gesetzbuch schätzen, auch in ein Preußisches aufgenommen werden würden, wenn jetzt ein neues Gesetzbuch entworfen werden sollte. Es bleibt also den Verehrern des Napoleonischen Gesetzbuches nur noch das einzige Bedenken übrig: daß dies schon fertig da liegt; die Ausarbeitung eines preußischen Codex aber so weit aussehend ist, daß sobald keine Hoffnung vorhanden, dessen Beendung zu erleben. Man stellt sich die Ausarbeitung eines Preußischen Gesetzbuches

auf liberalen Grundsätzen, und den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit angemessen, als etwas höchst schwieriges vor. Allein das ist es in der That nicht. Die allgemeinen Rechtsbegriffe sind dieselben unter allen Himmelsstrichen, und der größte Theil des Sachen-Rechts bleibt zu allen Zeiten sich gleich. Das positive Recht ist größtentheils aus dem römischen Recht genommen, und daher auch bey den meisten europäischen Nationen gleich. Nach und nach ist dazu gekommen, was das Gewohnheitsrecht nothwendig machte. Auf diese Weise brauchen wir von den Franzosen weder die allgemeinen Rechtsbegriffe, noch die Lehrsätze des römischen Rechts zu entlehnen; und was das Gewohnheitsrecht betrift: so haben wir unser eignes, und werden uns doch nicht die Gewohnheiten andrer aufdringen lassen. Mithin werden wir die preußischen vollständigen Bearbeitungen der einzelnen Rechts-Materien im Ganzen sehr füglich beybehalten können, und nur hinzufügen dürfen, was der Zeitgeist an neuen Begriffen hervorgebracht hat. Dies wird um so leichter seyn, wenn wir alle die Zugaben, welche bisher ins preuß. Civil-Recht mit aufgenommen waren, davon trennen, und auf diese Weise vieles dem Staats-Recht oder der Volksvertretung überlassen. Bey diesem Verfahren werden uns die liberalen Ideen nicht mangeln, die dem Gesetzbuche Napoleons so viele Verehrer erwarben; aber dennoch wird es ein deutsches Gesetzbuch seyn, und wir werden nicht die Schande haben, die Gesetze eines besiegten Volkes angenommen zu haben.

Eine solche Arbeit kann so viele Zeit nicht kosten, und wenn alle die, welche an der Möglichkeit verzweifelnd, zur Annahme des französischen rathen, diese Zeit verwenden wollten, einzelne Materien des Rechts in diesem Geiste zu bearbeiten; so wäre leicht der künftigen Redaction vorgearbeitet; um so mehr, wenn man Gelegenheit gehabt hätte,

über solche Vorschläge die öffentliche Meinung zuvor zu vernehmen.

Doch kann man nicht vorsichtig genug seyn, wenn von der öffentlichen Meinung, von der allgemeinen Stimme die Rede ist. Was gewöhnlich in Schriften über die Gesetzgebung öffentlich geäußert wird, ist oft nichts weniger als die allgemeine Stimme; sondern lediglich die Privatmeinung des Juristen oder Beamten, welche vielleicht nicht immer aus der reinsten Quelle geschöpft ist, sondern auf vorgefaßten Theorien, oder gar auf Eigennutz beruht. Sehr oft ist die Stimme der Juristen, besonders die der Advocaten, nicht die des Volkes. Ein Gesetzbuch kann daher erst dann mit aller Sicherheit volksthümlich genannt werden, wann es den Stellvertretern der Nation vorgelegt worden ist, und diese ihre Meinung darüber geäußert haben.

Wenn es sonach nicht gar so schwer ist, ein eignes deutsches Civil-Gesetzbuch zu haben; so ist das übertriebne Lob des Fremden etwas Tadelnswerthes, und dem deutschen Nationalcharakter schädlich, und der deutschen National-Ehre zuwider.

Wenn aber ein solches befangnes Lob gar auf factischen Irrthümern und auf historischer Unwissenheit beruht; so ist es auch mehr verwerflich; und dies ist bey allen denen der Fall, welche die französische Gerichtsordnung mit verschwenderischem Lobe überhäufen. Sie gehen von der fixen Idee aus, auch der Code de Procedure sey eine Schöpfung aus der Inhaltsschwangern Zeit der französischen Revolution, und ein Wort der Männer, welche eine neue Epoche in der Geschichte begründeten; alles gerichtliche Verfahren andrer Nationen sey eine veraltete Form verfinsterter Zeiten und nur in dem der Franzosen könne man die wahre Freyheit und das Bedürfniß der Zeit ausgesprochen finden.

Dieser Irthum ist so allgemein verbreitet, daß es unbegreiflich ist, wie die Geschichte des französischen Prozesses so ganz unbekannt seyn kann.

Die französische Revolution, welche alles alte Herkommen umwarf, welche alles neu erschuf, und die alles bestehende schon deshalb vernichtete, weil es alt war; wagte sich doch nicht an die Chikanen des Prozesses, und ließ den Gerichtsgebrauch unangetastet. Es mußte sehr auffallen, daß grade dies Institut allein verschont blieb, und nicht mit in den Strudel der allgemeinen Umwälzung fortgerissen ward; wenn man nicht wüßte, daß die Advokaten selbst diejenigen waren, welche die größte Rolle bey der Revolution spielten. Wer denkt nicht dabey an die Marat, Vergniaud und Robespierre, und an alle die berühmten Namen, woran sich Königsmord und Zerstörung reihen. Sie waren die einzigen, welche über das gerichtliche Verfahren zu sprechen verstanden, aber sie standen sich wohl dabey; sie fanden daher keine Veranlassung dasselbe der allgemeinen Umwälzung Preis zu geben. Das durch Jahrhunderte beybehaltene Herkommen des Barreau hatte zugleich einen solchen Kasten-Geist aller derer hervorgebracht, welche zur Robe gehörten, daß sie darin fest zusammenhielten, und daß in der Zeit, wo man neue Götter schuf, und Rom und Sparta nach Paris zu versetzen trachtete, nicht einmal einen ernstlichen Versuch machte, auch das prozessalische Verfahren umzugestalten.

Die französische Gerichtsordnung ist daher durchaus nichts neues, kein Geschöpf eines liberalen Jahrhunderts; sondern ein Ueberbleibsel einer finstern Zeit, wo noch Sklaven existirten, Hexen verbrannt wurden und selten jemand lesen und schreiben gelernt hatte. Pabst Urban II. erkannte das Mangelhafte der damaligen Rechtspflege nach dem römischen und deutschen Prozeß; er suchte dem Uebel abzuhelfen so viel er vermochte, und schrieb in seinen Decreta-

len die Art der Einrichtung und Anbringung der Klage vor. Dies verdrängte in Deutschland den römischen und auch den alten deutschen Prozeß, und war für jene Zeit eine merkliche Verbesserung. Philipp der Schöne aber, der die Souverainität in Frankreich immer mehr befestigte, während die des deutschen Kaisers vollends erlosch; sah in jeder Einmischung der geistlichen Macht einen Eingriff und eine Schmählerung seiner unumschränkten Gewalt; er protestirte daher auch gegen diese Gerichtsverbesserung, stützte sich auf die Freyheiten der Gallicanischen Kirche, und bestand auf der Beybehaltung des Decret coutumier. Seit der Zeit bildete sich die französische Praxis aus, ohne daß etwas allgemeines darüber verordnet, oder daß dies Verfahren in einem vollständigen Lehrbuch gesammelt ward, bis die Ordonance sur la Procedure von Ludwig dem XIV. erschien und im Jahr 1667 manche unbedeutende Abänderungen machte, besonders aber nur das Verfahren, welches bisher nicht ganz gleichförmig war, in Uebereinstimmung bringen sollte. Dabey blieb es wieder bis zur Revolution; diese aber wagte sich, wie gesagt, nicht an die Geheimnisse des Barreau, bis der Code de procedure entworfen ward. Darin haben viele etwas neues zu sehen geglaubt, allein es ist beynahe dieselbe Ordonance von 1667 von dem König, der das Edict von Nantes aufhob, und der außer dem Feudalwesen kein Heil kannte. Mithin enthält die französische Prozeßordnung noch denselben Gerichtsgebrauch, der sich in einer Zeit ausbildete, wo die Templer in Frankreich verbrannt und die Albigenser verfolgt wurden, wo Inquisitionsgerichte florirten, wo man die Pariser Bluthochzeit feierte, und wo man nicht nur unter der unumschränkten Macht der Könige seufzte, sondern auch der Herrschsucht despotischer Minister, und den Launen verabscheuter Maitressen geduldig sich unterwarf, und die niedrigste Schmeicheley das Höchste war, womit der französische Geist

sich erheben konnte, und in den Provinzen tausende von Feudalherren die Erscheinungen der Residenz im Kleinen wieder zu geben strebten.

Früchte jener Zeiten wollen uns also manche im blinden Anbeten der Werke des heiligen Napoleon als ein Product einer großen kräftigen Zeit anpreisen.

Eben so ist es mit dem Decret disciplinaire, welches den innern Geschäftsgang der Gerichtshöfe bestimmt. Ohnerachtet seines neuen Datums ist es doch nichts als das alte Herkommen bey den Patrimonialgerichten, Baillages Senéchaussées und Praesidiaux in Frankreich, worüber sonst nichts geschriebenes vorhanden war. Als von der Redaction dieses Gesetzes die Rede war, fand man, daß ein Greffier beym Chatelet zu Paris, welches das Appellationsgericht für die Provinz Isle de France war, eine Privat-Sammlung von den zum Gerichtsgebrauch gehörigen Gewohnheits-Regeln entworfen hatte. Man verglich diese Arbeit mit dem Verfahren bey den andern Praesidiaux, fand dasselbe beynah übereinstimmend, und redigirte darnach ebenfalls in ganz kurzer Zeit dieses Disciplinar-Gesetz.

Nach der Geschichte dieser Gesetze wird man sich natürlich davon auch keinen hohen Begriff machen. — Man rühmt die Oeffentlichkeit: Allein wenn wir auch die Vorzüge einer wahren Oeffentlichkeit anerkennen müssen; so müssen wir doch darauf aufmerksam machen, ob die Oeffentlichkeit des französischen Prozesses wirklich diesen Namen verdient. Es ist wahr, es ist jedem erlaubt, zu hören, wenn die beiderseitigen Anwälde die Richter für ihre Meinung zu gewinnen suchen. Allein kein Mensch hört, wie die Richter das Factum gefaßt, und wie sie in der Chambre de conseil die Gründe abwägen und das Urtheil fällen. Erst wenn das Erkenntniß ausgesprochen ist, machen die Advocaten die Species facti, oder den Statum Causae dazu, und der Gerichtschreiber fügt die Gründe bey.

Nun glaubt man wenigstens, daß man zu einem solchen Erkenntniß leicht gelange. Allein keineswegs. Zuerst geht man zum Executor der die Klage aufnimmt, und den Verklagten vorladet. Erst wenn er erscheint, erfährt das Gericht etwas von dem Prozeß, nun hat aber der Kläger nicht das Recht, seine Sache dem Richter selbst vorzutragen, sondern muß einen Advocaten theuer bezahlen. Behauptet der Gegner: er wohne nicht in dem Orte, wo er wirklich wohnt; so muß erst ein Urtel darüber abgefaßt werden, daß er wirklich da wohne; behauptet er, ein Vornahme sey falsch, so muß erst darüber erkannt werden, wenn auch dem Gericht recht wohl bekannt ist, daß dies Vorgeben eine offenbare Unwahrheit ist. Versteht sich der Verklagte gar mit dem Executor, so schreibt der mit Fleiß einen Namen in der Vorladung falsch, und das ganze Verfahren muß auf Kosten des Klägers als Null cassirt werden. So sind oft in einer Sache schon 10 Erkenntnisse ergangen, viele davon sogar durch alle Instanzen, bis endlich nach Jahren feststeht, daß sich der Verklagte mit dem Kläger auf die Klage einlassen müsse.

Doch wir wollen hier nicht den französischen Prozeß-Gang erzählen, sondern nur noch bemerken, daß jeder, der etwas Gutes davon rühmt, sich ja wohl vorsehe, daß er erst die Sache recht kenne, und nicht blind nachbete.

Eine solche Prüfung dürfte auch bey andern selbst bey weitem bessern Einrichtungen unsrer friedlich gesinnten Nachbarn nöthig seyn; damit wir nicht ohne die höchste Noth zum Fremden greifen, und nicht vergessen, daß wir stolz darauf seyn können, Deutsche zu seyn.

II.

Ueber die Insurrektion des spanischen Amerika.

Fortsetzung.

Wahl der Mitglieder der Repräsentanten-Kammer.

Die einzelnen Individuen, welche die Repräsentanten-Kammer bilden, werden durch die vom Volke bestimmten Wahlmänner jeder Provinz auf 4 Jahre ernannt. Alle 2 Jahre wird die Kammer zur Hälfte ganz neu besetzt, ein abgehender Deputirter kann indessen nicht unmittelbar wieder gewählt werden.

Um Mitglied der Repräsentanten-Kammer zu werden, muß man 25 Jahr alt, 5 Jahre unmittelbar vor der Wahl Bürger im Venezueläischen Bunde gewesen seyn, und darin ein Eigenthum haben, von welcher Beschaffenheit es auch sey.

Die Bevölkerung jeder Provinz bestimmt die Zahl ihrer Repräsentanten. Es ist deren immer einer für 20000 Seelen, und wenn zur Zeit der nächsten Zählung sich noch 10000 Seelen über die obenerwähnten 25000 finden, so müssen diese noch einen Repräsentanten haben. Dieses

Verhältniß fährt fort zu bestehen wie ein Bundesgesetz, bis sich die Zahl der Repräsentanten auf 70 beläuft. Es wird aufgehoben, wenn ein Repräsentant für 50000 Seelen sprechen wird, und dieses neue Verhältniß wird so lange dauern, bis daß 40000 Seelen durch Einen repräsentirt werden.

Nicht eher wird es geändert, bis daß die Bevölkerung sich auf 200000 Seelen beläuft; dann aber wird das Verhältniß so statt finden, daß für 50000 Seelen immer ein Abgeordneter seyn wird.

Im Fall ein Sitz in der Repräsentanten = Kammer vacant wird, sey es durch einen Todesfall, durch freywilliges Zurücktreten, oder aus irgend einer andern Ursache, so wird er durch denjenigen besetzt, der bey der letzten Wahl nach genanntem Mitgliede die meisten Stimmen erhalten hat.

Jede tausend Seelen, oder jede Gemeine, wenn ihre Bevölkerung unter dieser Zahl ist, hat das Recht, einen Wahlmann zu haben.

Jeder freie Mann hat das Recht, in der Versammlung der Gemeine seine Stimme zu geben, wenn er außer dieser Eigenschaft noch Bürger von Venezuela ist, in der Gemeine wohnt, und unverheirathet wenigstens 21 Jahre zählt. Ist er verheirathet, so kann er unter diesem Alter seine Stimme geben. Unverheirathet muß er in den Hauptstädten der Provinz ein Eigenthum von 600 Dollars an Werth besitzen, und verheirathet ein Eigenthum von 400 Dollars Werthes haben, welches seiner Frau gehören kann. In den kleinen Städten reicht es hin unverheyrathet ein Eigenthum von 400 Dollars Werthes, und verheyrathet ein Eigenthum von 200 Dollars zu besitzen. Außerdem haben noch das Recht ihre Stimme zu geben die Beamten, alle die, welche eine freie oder mechanische Kunst üben, auch Neger und Landleute, wenn nur ihre Einkünfte sich auf die festgesetzte rechtmäßige Summe be-

laufen zur eigenen Sicherstellung der verheiratheten und unverheiratheten Individuen.

Ausgeschlossen von dem Recht ihre Stimme zu geben, sind: die Blödsinnigen, Taubstummen, die Bankeroutiers, die Staatsschuldner nach Ablauf des zum Zahlen bestimmten Termins, die Fremden, Leute ohne festen Wohnort, öffentlich bekannte Taugenichte, die, welche Verbrechen wegen angeklagt waren, ohne von dem Gesetz frey gesprochen zu seyn, und die verheiratheten Männer, welche ohne gesetzlichen Grund ihren Frauen nicht fleischlich beiwohnen.

Um seine Stimme als Wahlmann geben zu können, ist es außer den Eigenschaften, welche erforderlich sind, in den Versammlungen der Gemeine zu stimmen nöthig, daß man in demselben District wohne, und unverheirathet in der Hauptstadt ein freyes Eigenthum von 6000 Dollars an Werth; verheirathet aber ein Eigenthum von 4000 Dollars besitze. In den andern Städten und Vorstädten braucht das Eigenthum der Unverheiratheten nur einen Werth von 4000 Dollars, das der Verheiratheten einen Werth von 3000 Dollars zu haben.

Das Recht zu stimmen, ist auch den Beamten, welche ein Gehalt beziehen, bewilligt. Aber dieses Gehalt muß jährlich wenigstens 300 Dollars betragen, wenn er seine Stimme in den Versammlungen der Gemeine geben will, und sein Jahrgeld die Summe von tausend Dollars erreichen, um als Wahlmann stimmen zu können. Die Mitglieder der Repräsentanten-Kammer sowohl, wie die des Senats, können in der ganzen Zeit, wo sie diese Würde bekleiden, keinem andern Geschäfte vorstehen, noch ein mit diesem Geschäfte verbundenes Gehalt beziehen.

Die Ernennungen in der Gemeine sowohl, als bei den Wahlmännern geschehen öffentlich, wie es bei einem frommen und freien Volke seyn muß.

Jeder, der sich im Dienst bei dem Vereine befindet, ist der Oberaufsicht der Repräsentanten-Kammer unterworfen, und kann durch sie als einer mit dem Feinde in Verständniß stehender, oder als Verräther angeklagt werden. Der Senat allein ist in dieser Sache Richter.

Wahl der Senatoren.

Der Senat der Conföderation besteht bis jetzt aus einer Anzahl Individuen, welche nicht viel über $\frac{1}{3}$ und nicht viel unter $\frac{1}{5}$ der Mitglieder der Repräsentanten-Kammer betragen wird. Wenn die Zahl der Repräsentanten 100 ist, so wird die der Senatoren zwischen dem 4ten und 5ten Theil von 100 betragen; steigt die Anzahl bis zu 200, so ist die der Senatoren der 5te oder 6te Theil der Repräsentanten.

Sechs Jahre ist die festgesetzte Zeit, in welcher der Senator seine Würde bekleiden muß. Alle 2 Jahre wird der Senat zum dritten Theil ganz neu erwählt.

Die Wahl geschieht durch die Provinzial-Gesetze auf die von ihnen bestimmte Weise, aber unter folgenden Bedingungen:

Die Senatoren müssen 30 Jahr alt seyn, vor ihrer Wahl, während 10 Jahren die Würde eines Bürgers von Venezuela bekleidet haben, und in dessen Bezirk ein Eigenthum von 6000 Dollars besitzen.

Besondere Geschäfte des Senats.

Der Senat hat die ganze Gewalt eines Gerichtshofs, um die höchsten im Dienst der Conföderation stehenden Beamten zu richten, welche durch die Repräsentanten-Kammer entweder des Betrugs, des Mißbrauchs ihrer Gewalt wegen, oder weil man sie der Bestechung beschuldigt, angeklagt sind. Eben so richtet er die niedern Beamten, wenn diese Mitwisser ihrer Verbrechen gewesen sind, und er gese-

hen hat, daß ihre Vorsteher die höhern Beamten nicht verfolgt haben. Im ersten Fall muß die Klage durch die Unterkammer vorgetragen werden.

Im Fall, daß sich keine Räthe im Senat fänden, würde er ein Glied des obern Gerichtshofes, oder einen andern Rath ernennen, der den Prozeß leitete; indessen einer sowohl wie der andere, würde nur eine rathgebende Stimme haben.

Die Urtheile des Senats haben zur Folge, daß der Angeklagte seines Postens entsetzt wird; indem der Senat ihn für unfähig erklärt, irgend ein ehrenvolles oder einträgliches Amt bey der Conföderation zu bekleiden. Aber der Angeklagte ist deshalb nicht gegen weitere Untersuchungen sicher gestellt, vielmehr wird er noch von seinem Gerichtshof gerichtet und verdammt.

Von der vollstreckenden Gewalt.

Die vollstreckende Gewalt wird in die Hände dreyer auserlesener Männer niedergelegt, wie es schon gesagt ist, welche nachstehende Eigenschaften besitzen müssen.

Sie müssen auf dem von Columbo entdeckten festen Lande, oder auf den sonst unter dem Namen Spanisches Amerika bekannten Inseln geboren seyn, 10 Jahr vor ihrer Wahl in dem Bezirk der Vereinigung gewohnt haben, und darauf ein freies Eigenthum besitzen.

Die eingebornen Spanier und Bewohner der Canarischen Inseln sind nicht von der Wahl ausgeschlossen, wenn sie sich zur Zeit, wo sich die Provinz für unabhängig erklärte, in Venezuela befunden, die Unabhängigkeit anerkannt hatten, und nach geleistetem Eide herbei geeilt waren, sie zu unterstützen; außerdem mußten sie ein Eigenthum besitzen, und beweisen, daß sie während der obengenannten Anzahl Jahre dort gewohnt hatten.

Die Dauer der Geschäfte, welche mit der vollstreckenden Gewalt verbunden waren, erstreckt sich auf 4 Jahre, nach deren Ende die 3 Individuen, welche die vollstreckende Gewalt ausübten, wieder an ihre Geschäfte zurück gehen, die sie vor ihrer Wahl getrieben hatten.

Wahl bey der vollstreckenden Gewalt.

Sobald nach Verlauf des 4ten Jahres die Wahlmänner zur Ernennung der Mitglieder der Repräsentanten-Kammer vorgeschritten sind, werden dieselben Wahlmänner ihre Stimme zur Erwählnng der drey Männer geben, in deren Hände die vollstreckende Gewalt niedergelegt werden soll.

Jeder Wahlmann wird 3 Personen nennen, von denen wenigstens eine außerhalb der Provinz des Wählenden wohnt.

Diese an den Präsidenten des Senats geschickten Listen, werden durch ihn in Gegenwart des Senats und der Repräsentanten-Kammer geöffnet, welche versammelt sind, die Stimmen zu zählen.

Die 3 Personen, welche die meisten Stimmen haben, werden als erwählte Mitglieder angesehen, in deren Hände die vollstreckende Gewalt gegeben wird, wenn nehmlich durch diese Stimmen 3 Majoritäten bey gesammten Wahlmännern in allen Versammlungen festgesetzt werden. Aber wenn niemand eine Majorität in Hinsicht der Anzahl der Stimmen hat, so wählt die Repräsentanten-Kammer durch Kugeln 3 Personen unter 9, welche die meisten Stimmen gehabt haben; und diese werden angesehen, als wenn sie auf gehörige Weise erwählt worden wären, und bey der Wahl die Hälfte der Stimmen der Repräsentanten-Kammer gehabt hätten.

Im Fall, daß niemand diese Majorität erlangen würde, erwählt der Senat durch Kugeln 3 Personen auf die

10, die die meisten Stimmen in der Kammer erhalten haben.

Privilegien der vollführendeu Gewalt.

Die vollführende Gewalt hat den obersten Befehl über die Kräfte, welche die Conföderation zu Lande und zu Meer aufbieten kann; auch über die Staats-Miliz.

Die obersten Staats-Minister müssen ihr Rechenschaft ablegen.

In Hinsicht der Begnadigung hat sie das Recht, die Strafe für Staatsverbrechen zu mildern und zu schenken, sey es ein Hauptverbrechen, oder eins der gewöhnlichen. Aber sie ist verpflichtet, sich mit der richterlichen Macht zu besprechen, die bekannt mit den Beweggründen der politischen Uebereinkunft, sie der vollführenden Macht vorstellen, und alsdann die Verzeihung oder Linderung der Strafe ertheilen wird, wenn es der Richter, welcher Sitzung bei dem Prozeß hat, räth.

In dem einzigen Fall, daß eine bedeutende offenbare Ungerechtigkeit vorfiele, begleitet von einem Unrecht, das nicht wieder gut gemacht werden könnte, hat die vollführende Macht das Recht, den Ausspruch einer richterlichen Macht zu verwerfen. Wenn sie überzeugt ist, daß dieser Ausspruch gegen das Gesetz ist, theilt sie ihren Rath dem Senat und den Kommissarien mit, welcher sie, indem er sich von diesen trennt, bevollmächtigt in ähnlichen Fällen zu handeln.

Der Senat und seine so gestellte Bevollmächtigten, werden wie Richter handeln, und es entscheidend aussprechen, indem sie erklären: ob die Verneinung der vollführenden Macht gesetzmäßig oder ungesetzmäßig ist. Im letzten Fall wird der Ausspruch unmittelbar ausgeführt; im ersten Fall wird er der richterlichen Macht zurückgeschickt, die, nachdem sie sich 2 durch den Senat oder seine Commissarien erwähl-

te Mitglieder beygefügt hat, eine neue Untersuchung anstellt, und den Ausspruch verbessert.

Wenn indessen der Ausspruch eine Klage der Repräsentanten-Kammer zur Folge hat, so wird in diesem einzigen Fall die vollstreckende Gewalt seine Vollführung bis zur nächsten Sitzung des Congresses aufschieben, der es freistehen wird, die Strafe aufzuheben oder zu mildern.

Nachdem sie hierüber den Senat in Kenntniß gesetzt hat, sowohl über ihren Rath, als über ihre Einwilligung, welche durch ⅔ der Stimmen ihrer Mitglieder bestätigt seyn müssen, eine als nothwendig erkannte Zahl, damit die Versammlung gesetzlich sey, tritt die vollführende Macht in Verbindung, und unterhandelt mit den fremden Mächten.

Unter derselben Bedingung ernennt sie die Gesandten, Consuln, Minister, die Richter des oberen Gerichtshofes, und alle Staatsbeamte und Staatsdiener, deren Ernennung durch die Feststellung nicht anderen übertragen ist.

Die vollführende Gewalt fordert auch den Rath und die Einwilligung des Senats bei Vergebung der Militair-Stufen, und anderer ehrenvoller Belohnungen, die mit der Natur der Regierungsverfassung vereinbar sind; Sind diese Belohnungen an Geld, so muß die Repräsentanten-Kammer auch ihre Einwilligung geben.

Pflichten der vollstreckenden Gewalt.

Die vollführende Gewalt sorgt für die innere und äußere Gewalt des Staats.

Sie ist bevollmächtigt, einen Vertheidigungskrieg zu unternehmen, um einen plötzlichen Einfall zurück zu schlagen. Indessen ohne die Einwilligung des unmittelbar versammelten Senats kann sie diesen Krieg nicht fortsetzen, auch nicht außerhalb des Gebiets der Conföderation fortführen.

Sie stellt in jedem Jahre die Lage des Volks, dessen Einkünfte, Ausgaben, und Hülfsquellen, beiden Kammern

vor Augen; sie giebt die Verbesserungen an, welche vorgenommen werden können, und das, was vom Congreß berücksichtigt werden müßte; allein niemals bringt sie ein Gesetz in Vorschlag, noch etwas, was als solches abgefaßt wäre.

Die vollführende Macht sieht darauf, daß die Gesetze in ihrem ganzen Umfange vollzogen werden; und dieses Umstandes wegen, als auch auf die Vollziehung der Maßregeln zu sehen, die ihr übertragen sind, kann sie dazu die Staatsdiener und Staatsbeamten bevollmächtigen, welche sie am meisten fähig hält, diese wichtige Angelegenheiten zu besorgen.

Sie kann es auch in den Formen, die durch den Congreß angeordnet sind, Agenten bei den Gerichtshöfen beordern, beauftragt, auf die gesetzliche Beobachtung der Regeln und genaue Beobachtung der Gesetze zu sehn. Die vollführende Gewalt wird dem Congreß die Verbesserungen mittheilen, die nach dem Bericht der Commissaire nothwendig gemacht werden müssen.

Die vollführende Gewalt als Staats-Oberhaupt ist bevollmächtigt, die Abgesandten und Minister der fremden Höfe im Namen des Staats zu empfangen.

Von der richterlichen Macht.

Die richterliche Macht der Conföderation ist in einem obersten Gerichtshof, der in der föderatistischen Vorstadt seinen Sitz hat; und in andere untere Gerichtshöfe eingetheilt, die der Congreß im vereinigten Bezirk einsetzen kann.

Die Mitglieder des oberen Gerichtshofes, und der übrigen Gerichte werden durch die vollführende Macht auf die oben angezeigte Art ernannt. Die des obern Gerichtshofs müssen 30 Jahr, die der andern Höfe 25 Jahr alt seyn, außer der erforderlichen Wohnung in der

Residenz ist es nöthig, daß sie die Rechtswissenschaft studirt haben.

Sie behalten ihre Würde, bis eine schlechte Aufführung sie unwürdig macht, dieselbe länger zu bekleiden.

Die gewöhnlichen Anklagen von Verbrechen, die nicht der Repräsentanten-Kammer heimgefallen sind, werden vor Personen gebracht, die in Eid genommen sind.

Von den Provinzen; Grenzen der Bevollmächtigung einer jeden.

Keine Provinz kann etwas thun, was in die Privilegien des Congresses eingreift, noch ein Gesetz aufstellen, was dem vom Congreß beschlossenen zu nahe tritt.

Zwei oder mehrere Provinzen können unter sich keine Bündnisse oder Vereine schließen; auch nicht Einrichtungen treffen, die einen ähnlichen Zweck haben, ohne die Einwilligung des Congresses.

Sie können ferner ohne die Erlaubniß des Senats weder Truppen aufrichten, oder auf dem Fuß erhalten, noch Kriegsschiffe zu Friedenszeiten ausrüsten, noch sich in irgend eine Unterhandlung, oder in irgend einen Verein mit fremden Mächten einlassen.

Ohne Einwilligung des Congresses können sie ferner in ihren achtbaren Höfen keine Rechte, weder über den innern noch fremden Handel feststellen.

Sie können auch ohne die Genehmigung des Senats keinen Krieg führen, wenn es nicht bey einem plötzlichen Einfall ein Vertheidigungskrieg ist.

Wäre dieß wirklich der Fall, so müssen sie die Begebenheit sogleich der föderatistischen Regierung wissen lassen, damit diese die nöthigen Maßregeln ergreift.

Damit die besonderen Gesetze der Provinzen nicht in Widerspruch mit den der Conföderation stehen, so sind sie

vorher der Beurtheilung des Congresses unterworfen, ehe sie vollzogen werden.

Alle öffentlichen Akten und Urtheile, welche durch Bevollmächtigte, als: Magistratspersonen und Richter einer Provinz bestätigt werden, sind in den andern Provinzen Machtbriefe.

Der freie Bürger einer Provinz, genießt in allen übrigen Bürgerrechte, treibt Handel und Industrie, wie die eingebornen, wenn er sich den Gesetzen, Auflagen und Einschränkungen unterwirft, wo er sich niederlassen will.

Die Provinzen übergeben sich wechselseitig auf Begehren der vollführenden Gewalt, die, wegen Staatsverbrechen, Diebstahl, Mord, oder Hauptvergehungen angeklagten Individuen.

Die Provinzen, welche Theil an dem von Columbo entdeckten festen Land, hiebevor genannten Spanischen Amerika, genommen haben, können unter denselben Bedingungen im Verein aufgenommen werden, wie die, welche schon Mitglieder sind.

Die Bundesregierung bürgt den Provinzen die republikanische Regierungsverfassung, welche sie angenommen haben, ohne irgend eine provinziale Constitution zu billigen, welche vielleicht den freien Grundsätzen des Repräsentations-Systems entgegen gesetzt wäre. Die Verfassung müßte denn in den Grenzen der Conföderation festgestellt seyn.

Sie bestätigt den Provinzen ihre wechselseitige Freyheit und Unabhängigkeit. Sie vertheidigt und beschützt sie gegen jeden feindlichen Einfall und jede innere Gewaltthätigkeit.

Uebersicht und Verbesserung der Constitution.

In dem Fall, wo der $\frac{2}{3}$ Theil einer jeden Kammer auf dem Congresse, und die Provinzial-Legislaturen Verbesserungen und Veränderungen in der Constitution vorschlügen,

so werden diese Verbesserungen und Veränderungen als gültig angesehen, und in der Folge der Constitution einverleibt.

Sey es nun, daß die Verändyrungen aus dem Congreß oder den Legislaturen ihren Ursprung habe, so behalten die der Verbesserung unterworfenen Artikel, ihre Stärke und ihren Nachdruck, bis daß eine andere Vollmacht die Veränderung, wie sie angegeben ist, gebilligt und festgestellt hat.

Die jetzige Constitution wird zur Annahme für das Volk vorgestellt werden.

Grundsätze, die in der ganzen Ausdehnung des Staats anerkannt werden sollen.

Von dem Augenblick an, wo die Menschen in ein gesellschaftliches Verhältniß getreten sind, thun sie auf diese unumschränkte, ausgelassene Freiheit Verzicht, zu welcher sie durch ihre Leidenschaften leicht hingeführt werden können, und welche nur für einen noch rohen Staat passend ist. Das Entstehen einer geselligen Verbindung setzt voraus, daß man sich schon vorher dieser traurigen Rechte sowohl, wie anderer friedlichen und angenehmen begeben hat; eben so das Anheischigmachen, gewissen gegenseitigen Pflichten unterwürfig zu seyn.

Der gesellige Vergleich sichert einem jeden den Genuß und Besitz seines Eigenthums, ohne dem Rechte der Anderen auf das ihre zu schaden.

Kein Individuum, keine Familie, kein Theil, oder keine Vereinigung von Bürgern, keine besondere Corporation, keine Stadt oder Vorstadt, kein Distrikt kann sich die Oberherrschaft der Gesellschaft aneignen, welche Oberherrschaft unverjährbar, unveräußerlich und theilbar in ihrem Elemente und Ursprung ist.

Die Magistratspersonen und Staatsdiener, welche mit einer Würde bekleidet sind, sey es bey der gesetzgebenden, vollführenden, oder richterlichen Macht, sind die Agenten und Repräsentanten des Volks, und verantwortlich für seine öffentliche Aufführung.

Jeder Bürger ohne Unterschied, hat das Recht auf öffentliche Aemter, in der durch das Gesetz vorgeschriebenen Art und Weise.

Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens, oder wenigstens des Willens der Mehrzahl, offenbart durch die Stimme ihrer gesetzlich constituirten Repräsentanten. Es ist auf die Gerechtigkeit, und den allgemeinen Nutzen begründet, und unterstützt die öffentliche und individuelle Freiheit gegen Unterdrückung und Gewaltthätigkeit.

Rechte des Menschen in gesellschaftlicher Verbindung.

(Auszug.)

Der Zweck der Gesellschaft ist die Glückseligkeit aller; die Regierung ist eingesetzt, sie dem Menschen zu sichern, indem sie die Vervollkommnung seiner physischen und moralischen Eigenschaften befördert, das Gebiet ihrer Macht erweitert, und ihm die gerechteste, achtbarste Ausübung seiner Rechte erhält.

Diese Rechte sind: die Freyheit, Gleichheit, das Recht des Eigenthums und der Sicherheit.

Die Freiheit ist das Vermögen, das zu thun, was nicht den Rechten der übrigen Individuen oder der ganzen Gesellschaft schadet. Die Grenzen dieses Rechts sind durch das Gesetz festgestellt; denn sonst würden sie willkührlich seyn und die Freiheit untergraben.

Die Gleichheit besteht darin, daß das Gesetz für alle Bürger dasselbe ist, daß es alle auf eine gleiche Weise be-

straft und beschützt, und keine Auszeichnung der Geburt und kein Erbrecht der Macht kennt.

Das Eigenthum ist ein Recht, welches ein Jeder hat, das durch seine Arbeit und seinen Fleiß Erworbene zu genießen, und damit schalten und walten zu können.

Die Sicherheit besteht in der Bürgschaft und dem Schutz, den die Gesellschaft einem jeden ihrer Mitglieder angedeihen läßt in Rücksicht auf die Bewahrung ihrer Personen, ihres Rechts und ihres Eigenthums.

Keine Art Arbeit, Kultur, Kunstfleiß, Handel, ist den Bürgern untersagt.

Kein Kriminal= oder Bürgergesetz hat eine rückwirkende Folge.

Es werden nicht außerordentliche Bürgschaften gefordert, und die Geldstrafen werden mit den Verbrechen nicht unverhältnißmäßig seyn. Die Leute werden nicht zu grausamen, lächerlichen und unnützen Strafen verurtheilt. Jede Behandlung, welche härter ist, als die durch das Gesetz bestimmte Strafe, wird für Verbrechen gehalten. Der Gebrauch der Tortur ist für immer abgeschafft.

Gegen den Staat ausgesprochene verrätherische Worte, oder jedes andere Verbrechen zieht die Ehrlosigkeit nicht auf die Kinder oder Abkömmlinge des Strafbaren.

Keine Bürger, ausgenommen die bei der Armee der Flotte oder Miliz angestellten, weil sich diese im activen Dienst befinden, sind den militairischen Gesetzen unterthan, und werden die durch sie auferlegten Strafen dulden.

Eine geordnete und unterrichtete, von Bürgern gebildete Miliz, ist die eigenthümlichste, natürlichste, auch sicherste Vertheidigung für einen freien Staat. Aus dieser Ursache wird in Friedenszeiten nur die Errichtung geordneter Trup=

pen beibehalten werden, welche auf dem Congreß für die Sicherheit eines Staates als höchst nöthig erkannt worden ist.

Die Bürger können zu ihrer eigenen Vertheidigung Waffen haben, und in allen Fällen wird sich die Militairmacht in einer pünktlichen Untergeordentheit gegen die Civil-Obrigkeit erhalten, und durch sie geleitet werden.

Das Recht, seine Gedanken durch den Druck offenbaren zu können, wird erlaubt; indessen jeder, der es thut, ist vor dem Gesetz verantwortlich, wenn er durch seine Meinungen die öffentliche Ruhe, und den christlichen Glauben oder deren Moral, das Eigenthum, die Ehre und das Ansehn der Bürger anfeindet und stört.

Es ist den Bürgern nicht verboten, sich ruhig in ihren respectiven Gemeinen zu versammlen, und sich über ihre Wahl zu berathen, um ihren Repräsentanten Verhaltungsregeln beim Congreß oder der Provinzial-Legislatur zu geben, indem diese einer oder der andern der gesetzgebenden Abtheilungen Bitten vortragen sollen, welche darin bestehen, den Beschwerden abzuhelfen, worüber sie zu klagen haben. Es ist indessen nöthig, daß eine Bittschrift von Familien-Vätern, oder andern achtbaren Personen, wenigstens 6 an der Zahl, unterzeichnet, und an die Municipalität eingereicht werden, um dieselbe zu ersuchen, diese Versammlung zu billigen.

Die Municipalität wird einen Tag bestimmen, an welchem sie Statt finden kann, und wird jemanden ernennen, der darin Vorsitzer seyn kann: der durch die Versammlung gefaßte Schluß, wird der Municipalität zugeschickt, die ihn zu seiner Bestimmung befördert.

Die Bürger, welche ihre Stimmen geben, oder Wahlmänner sind, können allein Mitglieder dieser Versammlung seyn; und die gesetzgebenden Abtheilungen werden verpflichtet, auf ihre Bittschriften Rücksicht zu nehmen, und über

sie das auszusprechen, was ihnen für das Gemein=Wohl am passendsten scheint.

Da das Recht, welches das Volk hat, an der Legislatur Theil zu nehmen, die beste Sicherheit und die festeste Grundstütze einer freien Regierung ist, so müssen auch diese Wahlen häufig Statt finden; und eben so weil eine zu lange Dauer der Geschäfte, bei der vollstreckenden Gewalt der Freiheit gefährlich ist, so muß auch hier unter den Gliedern zu Zeiten eine völlige Umwälzung geschehen.

Pflichten des in Gesellschaft stehenden Menschen.

Die Auseinandersetzung der Rechte begreift die Pflichten der Gesetzgeber in sich; allein die Fortdauer der Gesellschaft fordert, daß die, welche sie begründen, auch ihre Pflichten kennen und erfüllen.

Die Rechte der Andern sind die natürlichen Grenzen der unseren, und der Grund unserer Pflichten gegen die anderen Individuen, welche den gesellschaftlichen Verein ausmachen; unseren Pflichten dienen diese beiden Grundsätze zur Grundlage: 1) Thue Andern bei allen Gelegenheiten das, wovon du wünschest, daß man es dir thun möchte; 2) Was du nicht willst, das man dir thue, das thue auch keinem Anderen.

Es ist die Pflicht eines jeden Individui der Gesellschaft, den Gesetzen gehorsam zu seyn, der Obrigkeit und ihren Bevollmächtigten, die gleichsam ihr Organ sind, zu gehorchen, zu den öffentlichen Ausgaben seinen Beitrag zu geben, dem Vaterlande zu dienen, wenn es ihn fordert, ihm, wenn es nöthig ist Leben und Eigenthum zu weihen.

Man kann kein guter Bürger seyn, wenn man die religiösen Gesetze nicht beobachtet, und außerdem kein guter Sohn, guter Bruder, guter Freund, guter Ehemann, guter Hausvater ist.

Jeder, der die Gesetze offenbar verletzt, oder sie auf scharfsinnige Weise durch künstliche und strafbare Ausflüchte verspottet, ist ein Feind der Gesellschaft, übertritt ihren Vortheil, und macht sich der Wohlgewogenheit und öffentlichen Achtung unwürdig.

Allgemeine Verordnungen.

Alle Classen von Bürgern, noch bis jetzt Indier genannt, haben noch nicht unter der Spanischen Monarchie den Vortheil der Gesetze genossen, die ihnen zu Gunst gegeben worden sind, indem die Staatsdiener der alten Regierung sie nicht ausgeübt haben, und da die Grundlage des Regierungssystems, welches Venezuela angenommen hat, kein anderes ist, als das der Gerechtigkeit und Gleichheit, so ist es den Provinzial-Regierungen übertragen worden, dafür zu sorgen, daß alle Einwohner des Staats darin unterrichtet werden.

Es werden Schulen, Akademien und Kollegien errichtet werden, wo die Einwohner in den Grundsätzen der Religion, einer vollständigen Moral, der Politik, in nöthigen Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden. Man wird den Einwohnern die feste Vereinigung auseinander setzen, die sie an den übrigen Theil der Bürger kettet. Sie werden lernen, daß sie von Seiten der Regierung Berücksichtigung verdienen, und dieselben Rechte genießen müssen, weil sie Menschen, und alle unter einander gleich sind. Es ist verboten, sie gegen ihren eigenen Willen in den Dienst der Prediger ihrer Gemeinen, oder anderer Personen treten zu lassen. Man giebt ihnen den Besitz über die Grundstücke, die ihnen verwilligt waren und in deren Besitz sie sich befanden. Diese Grundstücke werden unter die Familien-Vorsteher jeder Stadt, gleichförmig, nach den durch die Provinzial-Regierungen festgesetzten Regeln, vertheilt.

Folglich sind alle Gesetze widerrufen, und nichtig erklärt, die unter der alten Regierung den Eingebornen gewisse Volksvertreter, Fürsprecher, und das Vorrecht bewilligten, immer als minderjährig angesehen zu werden; ein Vorrecht, welches dem Anschein nach eingerichtet zu seyn scheint, die Eingebornen zu unterstützen, ihnen aber das größte Unrecht verursachte, wie es die Erfahrung gelehrt hat.

Der schändliche Sklavenhandel, verboten durch das Edikt der Junte zu Carracas den 14ten July 1810 ist feier ich, und verfassungsmäßig auf dem ganzen Bezirk der Vereinigung abgeschafft worden. Auf keine Weise ist es erlaubt, Sklaven einzuführen.

Eben so sind die alten Gesetze widerrufen, und nichtig erklärt, welche die Entsetzung der Würden einführten. Jeder bleibt in dem Besitz seiner angebornen und bürgerliche n Würde, und wird in die unverjährbaren Rechte wieder eingesetzt, die die dem übrigen Theil der Bürger gehören.

Alle, durch die alte Regierung gegebenen Titel werden abgeschafft, der Congreß und die Provinzial-Magistraturen können weder Titel geben, noch Adelsdiplome oder hohe erbliche Würden verleihen; eben so können sie auch keine Stellen und Aemter einsetzen, deren Gehalt und Vortheil länger dauert, als das gute Benehmen derer, die diesen Aemtern vorstehen.

Keine Handels- oder Finanz-Verordnung wird mehr gut gethan; kein Privilegium kann den Häfen einer Provinz Vorzüge über die andern einräumen; noch den Handelskompagnien oder den andern Industrie-Gesellschaften Vorrechte geben.

Kein Mitglied der Conföderation von Venezuela kann einen andern Titel haben, als den eines Bürgers. Wendet man sich indessen an die Repräsentantenkammer, an die

Glieder der vollführenden Gewalt, oder an die des obern Gerichtshofes, so wird man bey den ersten zu dem Titel des Bürgers noch den des ehrenvollen, bei dem 2ten den des achtbaren und bei den andern, den des gerechten beifügen.

Einwohner von Venezuela, noch sind 2 Jahre nicht verflossen, seit dem ihr frei geworden seyd, und schon seyd ihr entschlossen, die Verfassung eures Landes festzustellen, indem ihr die Constitution bestätigt, welche euch die Repräsentanten vorlegen.

Weder die Revolutionen der andern Erdhälfte, noch die Zuckungen der großen Reiche, unter die sie getheilt ist, noch die Vortheile des politischen Europas, das sich beleidigt fühlt, haben eurem friedlichen Lauf, den ihr an dem so unvergeßlicheu 19ten April 1810 begonnen, ein Endr gesetzt.

Euer ruhmvolles Beispiel hat die Gemeinintresse Amerika's erweckt und in Bewegung gesetzt. Die Vaterlandsliebe, durch Menschenliebe geleitet, und Freiheit durch Gerechtigkeit gehalten, sind die Agenten gewesen, welche eure Führung gerichtet und euch fähig gemacht haben, der Welt das erste Beispiel zu geben, wie eine Nation frei geworden ist, ohne sich den Schrecken der Anarchie und den Verbrechen der revolutionairen Leidenschaften hingegeben zu haben.

Ewig wird in den Annalen von Amerika dieser Zeitpunkt bleiben, wo ihr das erfüllt habt, was andern Nationen Blut von Jahrhunderten und Zerstörung gekostet hat; und wenn das erstaunte Europa in eurer Constitution nichts zu bewundern finden wird, so wird es zum wenigsten erkennen, daß die würdig sind, Bürger zu seyn, die diese Constitution erhalten haben ohne sich zu zerstören, und die schon wieder bereit sind, sie mit der Würde freier Menschen zu bestätigen.

Die Zeit ist gekommen, Einwohner von Venezuela, wo ihr eine Regierung besitzt, welche in der gerechten Zusammenfügung ihrer Elemente die Sicherheit ihrer Dauer erhält, und euere Vereinigung und euer Glück feststellt.

Das war eure Pflicht, daß ihr am 2ten März denen von euch eingesetzten Repräsentanten sagen ließet, euch läge es ob, zu richten, wenn sie etwas ausgeführt hätten, und ihnen blieb es nur übrig, euch zu versichern, daß ihr eifriges Bestreben, ihre unermüdbare Beständigkeit, und ihre Treue ihre einzigen Würden wären, und daß ihr einziger Wunsch darin bestände, eine so schwere, nur zu eurem Wohl unternommene und beendete Arbeit möchte von euch gut befunden werden.

Vaterlandsfreunde vom 19ten April, ihr, die ihr dem Ungemache standhaft, und unverwundbar gegen die feindlichen Anfälle bliebet, großmüthige Krieger, die ihr euer Blut für das Vaterland vergossen habt, und ihr Bürger, die ihr die Ordnung und Ruhe liebtet, nehmet als ein Pfand eures künftigen Glücks die Regierung an, welche euch die Repräsentanten heute anbieten.

Sie allein, indem sie euch eure Rechte und Pflichten kennen lehrt, kann eure gesellige Sicherheit bewirken, und mit ihr die Freiheit, den Frieden, den Ueberfluß und die Glückseligkeit.

Die politische Unabhängigkeit und das gesellige Glück, das ist es, wornach ihr am 5ten July athmetet. Die politische Unabhängigkeit und das gesellige Glück sind die Grundsätze gewesen, welche seit diesem Zeitraum die gerichtet haben, welche, um das Amt zu erfüllen, welches man ihnen anvertraute, ihr Daseyn einem eben so schweren als wichtigen Unternehmen opferten.

Einwohner von Venezuela, Bürger jeder Art, die Vereinigung und das Vertrauen, sind alles, was wir von euch zum Lohn unserer Arbeit und unserer Opfer verlangen, de-

nen wir uns für euch hingegeben haben. Vereinigt euch alle zu einer großen Familie, zum Wohl des Vaterlandes, und werfet den Schleier der Vergessenheit über alles das, was dem erhabenen Zeitpunkte vorangegangen ist, den ihr jetzt antretet.

Er wird denkwürdig seyn in den Annalen Amerika's, dieser Zeitpunkt, der von dem Augenblick an, wo ihr habt frei seyn wollen, bis zu dem, wo euch die Constitution die Freiheit gegeben hat, verflossen ist. Ihr habt während diesem Zeitraume der Welt eure Absicht, und die Mittel, sie zu erfüllen, feierlich kennen gelehrt.

Das Ziel der Revolution nähert sich. Beschleunigt es, indem ihr die Constitution annehmet, die wir euch vorlegen, wenn ihr die Pläne eurer Feinde vernichten, und die Uebel, welche sich bis auf heutigen Tag über euch in Menge vereinigt haben, entfernen wollet.

Herrschendes Volk, vernimm die Stimme deiner Repräsentanten. Der gesellige Vergleich, den sie dir heute anbieten, ist nur für dein Wohl entworfen; Du allein hast das Recht, ihn zu bestätigen. Bedenke, was er in sich faßt, was er bewirken soll; Ziehe deinen Vortheil, deinen Ruhm zu Rathe, und das Vaterland ist gerettet.

Gegeben im Federal-Pallast von Venezuela am 23sten December 1811, im ersten Jahre unserer Unabhängigkeit.

Unterzeichnet Johann Toro, Präsident.
Franz Isnardi, Secretair.

Sendschreiben des Gouverneur Picton an die Einwohner des Spanischen Continents welches die Anerbietungen der Britannischen Regierung enthält.

Kraft des öffentlichen Blattes, welches ich Gouverneur dieser Insel S. Trinité, vom ehrwürdigen Haperich

Dundas, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Sr. Majestät von Britannien erhalten habe, und welches vom 7ten April datirt ist, publizire ich in Unterwürfigkeit gegen Dero Befehle, und zum Gebrauch, den Ew. Excellenz von dem Inhalt desselben machen können, buchstäblich mit.

Der Gegenstand, welchen ich jetzt besonders eurer Aufmerksamkeit empfehlen will, ist das Mittel, welches man ergreifen kann, um das Volk des Continents bei der Insel Trinité von dem unterdrückenden tyrannischen System zu befreien, welches mit solcher Strenge den Alleinhandel unterstützt, den die Regierung dieses Landes unter dem Titel: ausschließliche Register, sich anzueignen erlaubt, um alle mögliche Vortheile daraus zu ziehen, die die Lage dieser Insel darbieten, indem sie eine unmittelbare und freie Verbindung mit den andern Welttheilen eröffnet, und durch die sie dem Handel der englischen Nation schadet. Um diese Absicht mit der größten Leichtigkeit auszuführen, so würde es Ew. Excellenz klüglich zu rathen seyn, alle Einwohner der Insel Trinité aufzuregen, die Verbindung, welche sie mit den Einwohnern von Terra firma haben, ja zu erhalten, ehe die Insel erobert wäre, mit der Versicherung, daß sie in Trinité ein Depot oder General-Magazin finden werden von aller Art Waaren. Zu diesem Ende haben sich Sr. Majestät von Britannien auf Anrathen entschlossen, die Freiheit im Hafen zu Trinité, mit einem unmittelbaren Handel für Großbritannien zu bewilligen.

In Hinsicht der Hoffnungen, die ihr heget, den Sinn derer, mit denen ihr in Briefwechsel stehet, dahin zu treiben, daß sie die Einwohner aufregen, gegen die unterdrückende Vollmacht ihrer Regierung zu beharren, habe ich nicht viel mehr zu sagen, wenn nur die Einwohner gewiß seyn können, daß sie jedesmal, wenn sie sich in dieser Lage befinden, durch eure Hände die Hülfe erhalten werden, die man sowohl an Kräften, an Waffen, Munition in ihrer

nöthigen Ausdehnung von Sr. Majestät dem Könige von Großbritannien zu erwarten hat, mit der Zusicherung, daß die Absichten Sr. Großbritannischen Majestät nur dahin gehen, ihnen ihre Unabhängigkeit zu bestätigen, ohne daß sie die Absicht haben, jemals über das Land Souverainität zu erlangen, oder selbst sich nur in die Privilegien des Volks, oder in dessen politische, bürgerliche, oder religiöse Rechte zu mengen.

Puerto de Espana d. 26. Junius 1797.

Unterzeichnet, Thomas Picton ꝛc.

Antwort der hohen Junte, die Rechte Ferdinand des 7ten auf Venezuela vertheidigend, an Sr. Excellenz den Marquis von Las Hormazos, den Minister in Spanien.

Carracas d. 20. Mai 1810.

Der besondere Brief Ew. Excellenz vom 15ten Februar unterrichtet uns von der Maaßregel, die der Rath Régence genannt für gut befunden hat zu ergreifen, um den schwersten Uebeln so viel wie möglich abzuhelfen, die durch den scandaleusen willkührlichen Mißbrauch verursacht wurden, mit dem die europäischen und amerikanischen Beamten während der letzten Regierung, und während den letzten 20 vorhergehenden Jahren vertheilt waren. Durch einen ähnlichen Mißbrauch war der Hafen talentvollen, patriotischen und verdienstvollen Menschen verschlossen, und zu einer Zeit war er einer Menge von unwissenden, verdorbenen und unmoralischen Menschen geöffnet, zum offenbaren Schaden des Vortheils der Majestät und der Volkssache.

Die Junte, welche jetzt diese Provinzen beherrscht, im Namen unsers gnädigen Herrn unsers Königs Ferdinand des 7ten, kann den menschenfreundlichen Ansichten der Individuen, welche genanntes Consilium ausmachen, nicht Beyfall geben, aber indem sie ihrer Absicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wäre es zu gleicher Zeit zu wünschen gewesen, daß

die Wahl der Mittel, welche Ew. Excellenz ergriffen hatten, den Mißbrauch zu unterdrücken, und seine Rückkehr zu verhindern, auf weniger trügliche Hoffnungan gegründet gewesen wären, als die, welche uns bis heutigen Tag auf eine unglückliche Weise getäuscht haben. Dieß waren zum Beyspiel die Hoffnungen, welche wir aus dem von der Central-Junte am 20sten Oktober 1810 zu Aranjuez gegebenen Decret fassen sollten, das indessen dieß Corps widerrief, als es nach Sevilla versetzt wurde; in diesem Fall hat es eben so, wo nicht mehr scandaleuse gehandelt, als die Minister Carl des 7ten.

Durch einen inneren Despotismus ermüdet, mehr noch, als durch die beschwerliche Erpressung, welche die Provinzen seit dem ersten Niederlassen zu ertragen gehabt haben, nach welchem sie während 18 Jahren in allen ihren Zweigen dem fremden Hause der Wellers unterworfen gewesen waren; fortwährend durch fremde Personen beschimpft, die wegen der Entfernung von der obern Macht, gegen die Strafe für ihre Verbrechen gesichert waren; gemißhandelt in der Verwaltung der Gerechtigkeit, die immer feilen Menschen anvertraut war; und um uns des Ausdrucks zu bedienen, der in der Proklamation Sr. Excellenz enthalten ist, mit Gleichgültigkeit angesehen, durch den Geiz ermüdet, durch Unwissenheit zerstört und unter ein Joch gebeugt, das durch die Entfernung der Central-Macht noch schwerer wurde, wünschen wir, daß endlich unsere Leiden, durch die Ausrottung des Mißbrauchs, vergolten werden sollten. Man kann indessen diese Aenderung nicht erwarten, so lange der irrige und lasterhafte Grundsatz unseres Hofes dauern wird, und ehe man nicht sehen wird, daß alle Arten von Schändlichkeiten bestraft werden, welche die Repräsentanten der Krone, welche die Einwohner der Amerikanischen Provinzen selbst beschimpft haben.

Anklagen wurden oft gegen die Spanischen Magistratspersonen dieser Staaten wiederholt. Es schien, daß aus Gewohnheiten, sie zu empfangen, dieselben stufenweise mehr Kraft und Credit erhielten. Unter dem Vorwand, den Wohlstand der Obrigkeit zu bewahren, und für sie Unterwerfung und Gehorsam zu erhalten, hat der Spanische Hof immer die Politik gelehrt, seine Beamten auf alle Gefahr zu erhalten; indem er unsere Klagen zurückschickte, und durch zweydeutige Maaßregeln zu befriedigen suchte, oder indem er die Verstrickungen und Kosten vermehrte, in der Ueberzeugung, daß die Heftigkeit unserer Klagen sich nach und nach verringern würde.

Wie wenig Magistratspersonen haben wir gesehn, die für unsern Vortheil wahren Eifer gehabt hätten, die sich aufgeklärt und unpartheiisch bey der Verwaltung der Gerechtigkeit, gefühlvoll bey dem Geschrei der unterdrückten Menschlichkeit, gemäßigt und klug bey dem Ausüben ihrer großen Vollmacht gezeigt hätten, oder die nicht bereichert mit dem Eigenthum der Amerikaner nach Europa zurückgekehrt wären. Und wenn hat man einen dieser zahlreichen Ungeheuer der Strenge der Gesetze genug thun sehen, indem sie die verdiente Züchtigung empfangen hätten, hätte sie selbst nur in einer Entsetzung, oder feierlichem Tadel bestanden. Selten erduldeten sie andere Strafe, als in andere bessere Aemter eingesetzt, oder durch geheime Befehle benachrichtigt zu werden, was nicht viel anders war, als eine Anzeige der Feinde, denen sie nicht trauen sollten, oder gegen die sie ihre Kraft mit noch mehr Rachgefühl und noch mehr Geschicklichkeit wenden sollten.

Dieß war die einzige Genugthuung die wir erhielten, wenn die Minister oder obern Gerichtsstühle uns anzuhören würdigten, und wenn zuweilen nach einer sorgenvollen Ausgabe von unserer Seite sie unsere Klagen nicht vergessen

konnten, oder besser, wenn sie uns nicht verpflichteten, größere Unruhen geduldig zu ertragen.

Ew. Excellenz kennen recht gut alles dieses Unrecht, und scheinen geneigt, es abzustellen. Laßt uns jetzt sehen, welches die Maaßregeln waren, die beschlossen wurden, eine so wichtige Verbesserung zu bewirken. Die erste besteht darin, von uns Abgesandte zu fordern bey der Versammlung der Cortez. Hier ist nicht der Ort das zu wiederholen, was wir schon im Rath der Regentschaft selbst beziehungsweise an die Unverhältnißmäßigkeit der geforderten Repräsentanten und der Bevölkerung Amerika's ausgesetzt haben; zu dem, was wir im Betreff der mangelhaften Repräsentation gesagt haben, die man uns bewilligt hat, und die durch die Obrigkeit und nicht durch das Volk ernannt werden soll, füge ich nichts hinzu. Man fühlt, daß dieß Volk den Abgesandten keinen Karakter geben kann, der ihnen selbst fehlt, und daß das Volk wenig Vertrauen in Personen setzen muß, die unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer Unterdrücker gewählt sind.

Aber wir wollen auf einen Augenblick zugeben, daß die Abgesandten alle erforderliche Eigenschaften haben, einem so wichtigen Amte vorzustehen. Laßt uns annehmen, daß sie bei den Cortez ihren Sitz haben, und Theil nehmen, an der Gesetzgebung, die ihnen angehört, die sie indessen, ihrer kleinen Anzahl zu Folge, niemals ausüben können. Alles was daraus entstehen könnte, ist, daß unser Gesetzbuch vollkommner wird, und daß gerechte, weise und unpartheiische Gesetze gegeben werden. Aber wer leistet Bürgschaft, daß sie befolgt werden? Wer giebt uns die Versicherung, daß die neuen Pläne der Nationalgesetzgebung mehr ausgeführt werden, als so viele heilsame Gesetze, womit unser Gesetzbuch angefüllt ist, die aber größtentheils ungewohnt wurden. Ew. Excellenz wissen sehr wohl, daß die National-Oberherrschaft und ihre Repräsentation nichtig ist, wenn die

Organisation der vollführenden Macht nicht die Rechte des Volks befestigt, indem sie der Willkühr Grenzen setzt; sie weiß, daß wenn unsere innern Einrichtungen uns nicht vor Uebel bewahren, die wir bis zu diesem Tage erduldeten, so haben wir über die Nichtbefolgung der besten Gesetze zu seufzen, so oft sie mit dem Geitz, Hochmuth, Rachgefühl derer in Widerspruch kommen, die zu ihrer Ausführung geschickt sind.

Ein anderes Mittel, wozu Ew. Excellenz selbst den Gedanken hatten, befindet sich in dem Befehl, auf den wir jetzt antworten. Dieses Mittel ist eine besondere Verbesserung der Eigenschaften derer, die in diesem Theil der Besitzungen des Königs allen geistlichen, politischen, Militair- und Finanz-Aemtern vorstehen. Aber es zeigt weniger Kenntniß der Verderbniß von dem, der den Brand in das Herz der Spanischen Regierung gebracht hat und Maaßregeln ergreift, die bloß auf die guten Folgen berechnet nur auf dem Wort und dem Glauben der Vice-Könige und General-Capitaine beruhen. Wir können mit Wahrheit sagen, daß die Hauptstadt jeder Regierung unserem alten Hofe eine Skizze von allen Intriguen einreicht, daß jeder Haupt-Vorsteher von einer Bande Trabanten umgeben ist, die nach Privilegien athmen, welche dem Volke zur Last fallen, und eng mit diesen Vorstehern durch gemeinen Vortheil verbunden sind; und daß der größte Theil dieser Hauptvorsteher, ihr Vertrauen in unwissende und schlechte Menschen gesetzt hat, die unfähig, sie auf eine gesunde Weise zu leiten, gewohnt sind, dieses Vertrauen zu ihrem eignen Zweck zu verwenden. So trübe, wie diese Schilderung seyn mag, die ich Ew. Majestät vor Augen stelle, so sind wir doch durchaus nicht sicher, ob es auch wohl ganz mit dem übereinstimmt, was man bei allen Amerikanischen Völkern sieht. Es ist doch gewiß, daß der besondere Befehl, gegen den wir in diesem Augenblick einkommen, doch nicht wie ein gefähr-

liches Instrument angesehen werden kann, welches sich in den Händen der Vice-Könige und der General-Capitaine befindet; welches nur zum Vortheile der Lieblinge, und zum Untergang und Schaden ihrer Nebenbuhler seyn soll; kurz, welches die Laster verschlimmert, die es zu vertilgen bestimmt ist.

Welche Rechenschaft kann Ew. Excellenz von allen diesen, unrechtmäßiger Weise in Amt und Pflicht gesetzten Vorstehern erwarten, an welche der Befehl gerichtet ist? Denken Ew. Excellenz, daß sie ihn erfüllen werden, indem sie bei sich selbst anfangen? Werden sie sagen, daß sie nur durch das Mittel dieser selben Misbräuche, und dieser Willkühr, auf die sich der Befehl bezieht, in die hohen Würden eingesetzt sind, die sie bekleiden? Ist es glaubbar, daß unter denen, von welchen man die Verbesserung fordert, sich welche finden werden, die sich nicht durch dieselben Mittel erhoben haben; weil die Unordnung, die durchgängig geherrscht hat, überall und allgemein war? Kann der General-Capitain von Carracas selbst von diesem Flecken befreyt seyn? hat er nicht den Befehl über diese Provinzen erhalten, nachdem er Kriegsgefangener gewesen war, mit in die Capitulation von Madrit begriffen, nachdem er der französischen Regierung den Eid geleistet hatte, durch Napoleon zu diesem Amt ernannt, und durch den eingesetzten König von Spanien bestätigt worden war? Erhielt er nicht hierauf von der Central-Junte die neue Befehlhaberstelle? Wird dieser Vorsteher zufälliger Weise sagen, daß keiner der 3 in der Versammlung angestellten Minister um nichts über die andern erhoben worden ist, wenn auch wirklich alle ganz von dem Verdienst entblößt sind, welches der hohen Würde des Richterstandes angemessen ist; und selbst nicht einmal dem Geschäft des Advocaten vorgestanden haben? Wird er zugleich sagen, daß er einen Kriegs-Auditeur, der seit 1796 diente, verabschiedete, und an seine

Stelle einen unwissenden, hochmüthigen andern setzte, und zwar ohne Verdienst und ohne besondere Dienstleistung? Wird er endlich die Ungeschicklichkeit und das willkührliche Benehmen dieses Beamten aufdecken, der kein anderes Gesetz als seine Laune kannte, und sich wie ein wahrer Alleinherrscher nahm? Wir wiederholen Ew. Excellenz mit der Freiheit, welche uns unsere heiligen Pflichten vorschreiben, daß das Spanische Amerika seine Hoffnungen auf ein besseres Schicksal, nur auf die gänzliche Umänderung der inneren Einrichtungen setzen kann.

Jedes andere Mittel würde eitel, eingebildet, ungewiß, und nur dazu geschickt seyn, eine augenblickliche Begeisterung zu erzeugen, und würde durchaus nicht die Pflicht der Spanischen Regierung erfüllen. ....

Die besten Gesetze werden zu nichts dienen, so lange ein General-Capitain ungestraft seyn kann, daß er in seinen Provinzen kein höheres Ansehen als sich selbst anerkennt, und solange man bei einer oberen Macht Hülfe suchen muß, die so weit von uns entfernt, und bei ihren eigenen Akten und bei dem Verfahren ihrer Repräsentanten beschäftigt ist, damit der General-Capitain seinen Ton umstimmt.

Die, welche in der Gewohnheit waren, einigen Zweigen der großen Abhängigkeit Indiens vorzustehen, müssen die Wahrheit unserer Behauptungen in voller Ueberzeugung bestätigen; oder wenn man es ihnen erlaubte, oder es ihnen gelegen wäre, können sie sie durch eine zahllose Menge von Thatsachen beweisen. Eine reicht für alle hin: Die obersten Gerichtsstühle, ermüdet, das Geschrei dieser Hauptstadt gegen die königl. Audienz zu hören, sahen sich in die Nothwendigkeit gesezt, ein Mittel anzuwenden, das ihnen durch die Indische Gesetzgebung angegeben wurde für ähnliche Fälle, welches indessen, seiner Mangelhaftigkeit wegen, oder aus Folge der Nachlässigkeit, die sich die Spanische Re-

gierung zu Schulden kommen ließ, an die Seite gesetzt war.

Ein Richter kommt zu einer Untersuchung in diese Hauptstadt: Er ist mit allem Glanz umgeben, den man diesen Ministern verleihet, deren Sendungen scheinbare Wichtigkeit haben, Hunderte von Personen bemühen sich, um die Abänderung des Unrechtes zu bitten, welches sie erduldet haben. Schon sind die Magistratspersonen von Furcht ergriffen, die aus Gunst oder andern Beweggründen die Gerechtigkeit schändlich mit Füßen traten.

Aber was geschah? ist das Unrecht verbessert worden, die Magistratspersonen abgesetzt worden? Nein; das ganze Klägerkorps ist mit den wahrhaft genugthuenden Worten zurückgeschickt worden: daß die Entscheidungen der Audienz unwiderruflich sind; und ehe die Streitigkeiten beendet waren, wurden die, welche Ursache davon waren, in wichtigere Aemter eingesetzt, als die sie vorher bekleidet hatten.

Ew. Excellenz mögen die Freiheit unserer Sprache nicht den Beweggründen zuschreiben, die man immer vorgegeben hat, um die Vaterlandsliebe der Amerikaner in Schatten zu setzen. Wir wünschen, daß Ew. Excellenz uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß wir ihnen diese Auseinandersetzung des erduldeten Unrechts erspart, eben so jede Art von Nachdenken über Mittel uns vor diesem Unrecht zu bewahren, weggelassen hätten, wäre von uns nicht beides für den Nutzen der Spanischen Monarchie als sehr nützlich und nothwendig gehalten worden. Unsere Sprache ist zwar stark, aber für die Freiheit passend, mit welcher ein Volk Gerechtigkeit fordert. Nur für die ist es schrecklich, welche das alte System des Schreckens gerne verläugnen wollen. Wir bitten Ew. Excellenz, daß Sie

Dero Gouverneur von allem unterrichten, und uns mit der höchsten Hochachtung für Dero Person beseelt glauben mögen rc.

Unterzeichnet Jose de Las Lainosas, Präsident.
Martin Rowar Ponte, Vice = Präsident.

Brief der Junte von Carracas an Sr. Majestät Georg 3.

Carracas den 1. Juny 1810.

Amerika erinnert sich, daß in den ersten Augenblicken, wo der Einfall der Franzosen in Spanien, und das Gefangennehmen seines Königs die Spanischen Sectionen der neuen Welt fürchten ließ, unter das französische Joch zu kommen, Ew. Majestät nicht gleichgültig blieb gegen das Schicksal eines so beträchtlichen Theiles der Erdkugel. Wir haben noch nicht vergessen, daß Ew. Majestät uns durch Dero Repräsentanten im Archipelagus der Antillen die großmüthigsten Anerbietungen machten, aus allen Kräften zu dem großen Unternehmen beizutragen, welches mit dem hohen Wohlwollen des Alleinherrschers von Großbritannien und mit der Ehre Amerikas übereinkäme.

Dieselbe Sache unseren Europäischen Brüdern zu erklären, den Franzosen ewigen Haß zu schwören, die Freundschaft Englands anzurufen, das war die erste Lehre, welche Carracas den übrigen Amerikanischen Provinzen gab. Dieß waren allgemeinen Gefühle der Einwohner der Städte, die durch die nachfolgenden Begebenheiten noch verstärkt wurden. Carracas sprach eher seine von Treue und Vaterlandsliebe durchdrungenen Empfindungen aus, ehe es den Entschluß der Spanier kannte, durch verbrecherische Kunstgriffe

abzuschrecken, und der französischen Armee zu widerstehen. Selbst ehe sie von dem zweckmäßigen Plan Ew. Majestät, Spanien und seine entfernten Besitzungen zu retten, so wie von der Catastrophe, welcher sie durch den letzten Akt der despotischen Regierung ausgesetzt waren, unterrichtet wurden; ehe die Entscheidung der Repräsentanten der Spanischen Regierung kund wurde in diesen Provinzen.

Carracas hörte nur die Stimme der Ehre; diese wich keinem andern Eindrucke, als dem der Treue, und leistete keinem andern einen Eid, als seinem unglücklichen Monarchen.

Carracas hat nicht seine Gefühle geändert, obgleich es viel von der Anordnung der Verwaltung hat dulden müssen, die nicht weniger verderbt und willkührlich als die Carl des 7ten war. Unglücklicher Weise hatte sie den Beyfall der Spanischen Provinzen erhalten, in der Hoffnung, daß sie gegen den Eroberer ihren heldenmüthigen Aufschwung nehmen würde. Carracas sah indessen wohl die Anmaßung der Central-Junte, und ihren schändlichen Mißbrauch. Es wurde gewahr, daß sie ihre Vollmacht nicht durch den anerkannten Oberherrscher hatte, und daß aus der großen Gemeinschaft zwischen den Spaniern beider Weltkugeln kein großer Vortheil herrühre. Die Vernunft lehrte, daß die treuen Amerikaner nach ihrem Einfluß und ihrer Bevölkerung auch Repräsentanten hätten haben müssen, wenn sie als wahre Spanische Bürger angesehen worden wären; indessen es blieb weit entfernt, daß diese Einrichtung in die Befehle, welche über die Wahl der Abgesandten der Amerikaner gegeben waren, aufgenommen worden wäre, um die Central-Junte vollständiger zu machen. Selbst änderte es sich nicht bei der nächsten Versammlung der Cortez; eine schreckliche Partheilichkeit zeigte sich in den Resten Spaniens, und man hätte die peinlichste Zurückhaltung bemerken sollen bei der Art und Weise, wie sie uns einluden, an dem

Theil, der uns gesetzlich bei der Ausübung der Nationalherrschaft zukommt, mit Theil zu nehmen. Dieser Stand der Dinge mußte nun sowohl für unsre Sicherheit, als auch für die künftige Bestimmung der Einwohner der neuen Welt von der größten Wichtigkeit seyn.

Amerika erkannte bald an diesen Maßregeln den Plan zu seiner Unterjochung. Es konnte daher nicht mehr auf die Gerechkeit von Menschen bauen, deren öffentliches und Privat-Benehmen der Gegenstand der allgemeinen Verachtung war; auf Menschen, die ihre Unpartheilichkeit rühmten, gegen das Ministerium eiferten, welches sie vertrieben hatten, obschon sie gleich ihnen, die öffentlichen Einkünfte vergeudeten, und Aemter und Würden entehrten. Die Spanischen Provinzen, selbst mehrere Mitglieder der Central-Junte, die dieß Verfahren mit Widerwillen gesehn, und die ehrgeizigen Ansichten der Menge durch ihr Stillschweigen nicht bestätigt haben, können wir als Zeugen unserer Behauptung nennen. Eben so weise Minister Ew. Majestät und englische Generale und Offiziere, die mit für unsere Europäische Brüder gekämpft, und die Gefahren des Krieges, so wie die unerhörtesten Beraubungen theilten, welche aus dem Unterschleife des öffentlichen Schatzes hervorgingen.

Amerika zeigte sich indessen bei allen diesen Unordnungen mit großer Mäßigung, und erhielt unter sich den brüderlichen Verein, wonach ihr Bestreben ging, und wodurch sie allein im Stande waren, Spanien von dem bevorstehenden Ungemach zu retten. Aber eben diesem brüderlichen Verein opferten sie ihren eignen Vortheil. Als indessen unsere Hoffnungen vereitelt, und die ganze Halbinsel durch den Tyrannen und die Mitglieder der Central-Junte erobert war, was blieb da Amerika anders übrig, als seine verhöhnten Rechte zu rächen, indem sie kein fremdes Ansehen anerkannten, dem die Nation nie freiwillig gehuldigt

haben würde. Amerika würde nie bei einer Repräsentation Selbstständigkeit erlangen, die unvollkommen in sich selbst ihren Ursprung in einem solchen fürchterlichen Augenblick erhalten hätte, wie die Gegenwart war. Eher wäre die Repräsentation dazu geeignet gewesen, statt unsere Beschützerin zu seyn, das Mittel des Ehrgeizes und der Tyranney zu werden.

Unter diesen Umständen hielten es die Einwohner von Carracas für Pflicht, um nicht ihr Gemeinwohl dem Untergange Preiß zu geben, ihre künftige Sicherheit nicht länger mehr den eingesetzten Bevollmächtigten zu vertrauen, die sich schon so in einiger Unabhängigkeit in Hinsicht der Verwaltung der Gerechtigkeit befanden. Die Absetzung dieser Bevollmächtigten war daher der allgemeine Wunsch; er wurde auch erfüllt, und zwar mit dieser Ordnung und dieser Einigkeit, die stets Beweis eines wahren Beweggrundes unseres Entschlusses seyn werden. Amerika auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen; die Bande der Vereinigung, welche das Ministerium hat auflösen wollen, fester zu schließen, den mächtigen Schutz Ew. Majestät gegen den allgemeinen Feind anzurufen, ein Gouvernement einzusetzen, welches uns gegen Tyranney und Unordnung schützen sollte; im Schutz einer guten Ordnung und einer gerechten Verwaltung den Ausgang des Sturmes abzuwarten, der die Erdkugel jetzt zertheilt, aber hauptsächlich diese Besitzungen ganz und unberührt für einen Oberherrn zu bewahren, dem wir geschworen haben, dieß waren die Wünsche Carracas; dieß sind die Pflichten, die sich die regierende Junte der Stadt selbst aufgelegt hat, dieß wird der unabänderliche Maaßstaab ihres Handelns seyn. Um sich eines Theiles seiner Pflichten zu entledigen, hat es das Gouvernement von Carracas für durchaus nöthig gehalten, Ew. Majestät seinen aufrichtigen Plan mitzutheilen: zum Gemeinwohl auf alle mögliche Weise zu wirken, und alles an-

zuwenden, um nicht von den Franzosen unterjocht zu werden, und sich zu einem unpartheiischen, brüderlichen Bunde zu vereinen.

Betrachtet man das Mangelhafte eines rechtmäßigen Gouvernements in der Halbinsel, eben so wie die Ohnmacht dessen, welches besteht, so erscheint Großbritannien vermöge seiner Kräfte als die einzige Nation, welche dazu bestimmt ist, die zerstreuten Theile Amerikas in ein Ganzes zu vereinen. Großbritannien kann bei ihnen Ordnung, Eintracht und auf Vernunft gegründete Freiheit herrschend machen, und wir wagen es auszusprechen, daß es für Großbritannien, seine weise Regierung, seinen Charakter und die persönlichen Tugenden Ew. Majestät nichts Würdigeres gebe. Kein erhabener Zug, deren so viele die Regierung Ew. Majestät denkwürdig machen werden, könnte glänzender seyn, als der, den wir so eben Ew. Majestät anzeigen.

Wir haben das feste Vertrauen, daß Ew. Majestät mit Großmuth die edle Entscheidung der Einwohner dieser Gegend aufnehmen wird, die einstimmig entschlossen sind, eher zu sterben, ehe sie sich dem französischen Eroberer unterwerfen. Das Benehmen Ew. Majestät, die Anstrengungen, die Opfer des Gouvernements und der englischen Nation für die Freiheit des Continents von Europa, sind die sicherste Bürge für den Schutz, den uns Ew. Majestät angedeihen lassen werden. Könnte Ew. Majestät großmüthig die Zeugen unserer Erkenntlichkeit empfangen, und die Segnungen für Dero heiligen Namen, eben so die Bitten, die wir zum Himmel für Dero Ruhm und Glückseligkeit senden, annehmen.

Briefwechsel zwischen dem General Hadgson, Gouverneur von Curaçao und dem General Bolivar von Venezuela in Hinsicht der Spanischen Kriegsgefangenen.

Curaçao Haus der Regierung d. 4. Sept. 1813.

Mein Herr!

Da ich erfahren habe, daß viele Europäische Spanier gefänglich zu Guira und Carracas eingezogen worden sind, weil sie an dem letzten unglücklichen Aufstand von Venezuela Theil genommen haben, und daß diese vielleicht zum Tode verurtheilt werden, so wende ich mich an Sie. Nehmen Sie sich ihrer an, weil vielleicht viele aus irrigen Grundsätzen sich Grausamkeiten gegen sie zu Schulden kommen lassen möchten. Achtungswerth ist der, welcher sich der wehrlosen Gefangenen annimmt. Ich bitte Sie deshalb ihnen einen freien Abzug zu gestatten, um die Provinz verlassen zu können. Die Tapfern sind stets gütig.

Ich bin

Unterzeichnet von Hodgson.
Dem Don Simon Bolivar ꝛc.

Antwort.

Im General-Quartier von Valenzia d. 2. Oct. 1813.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, auf den Brief Ew. Excellenz zu antworten, den ich heute erhalten habe, und der auf dem Wege von ihrer Insel nach Guira durch unbekannte Ursachen aufgehalten worden ist.

Die Aufmerksamkeit, die ich einem englischen Offizier

schenken soll in den Angelegenheiten Amerikas, setzt mich in die Nothwendigkeit, ihnen meine Verfahrungsart wider meinen Willen auseinander zu setzen. Die Spanier haben Venezuela im vorigen Jahre mit Ruinen bedeckt, und die größten Verbrechen verübt, die ewig in Vergessenheit hätten bleiben sollen. Indessen ich suche sie hervor, sie, die des Todes werth sind, um sie vor die Augen Ew. Excellenz zu stellen.

Das feste Land Spanien wurde von den Franzosen erobert; Amerika, volkreicher und reicher als jenes, traf Anstalten, einer ähnlichen Bestimmung zu entrinnen. Venezuela setzte eine Junte ein, um die Rechte Ferdinand 7ten zu behaupten. Es bot den auswandernden Spaniern einen Zufluchtsort, und zeigte seine Liebe zur Einigkeit noch mehr dadurch, daß europäische Spanier oft ansehnliche Würden erhielten. Indessen die Spanier vergalten dieß Vertrauen mit schändlicher Treulosigkeit.

Venezuela hat daher die Maaßregel ergriffen, wozu Noth sie brachte. Nehmlich jeder der gegen sie focht, und der in ihre Hände fiel, war des Todes. Wer hätte auch denken sollen, daß die Spanier, die eine solche Aufnahme fanden, denen man so vertraute, daß diese ihre Großmuth mit Feindseligkeit vergelten würden. Sehr natürlich, daß man solche Maaßregeln ergriff; vorzüglich, da sie die Spanier selbst gegen die Franzosen in Anwendung brachten. Die Regence wurde bald nachher in Cadix auf revolutionaire Weise gebildet, der einzige Punkt wohin die Franzosen nicht gedrungen waren; von hier aus sendeten sie ihre zerstörende Befehle, gegen ein freies Volk, das stets in Einigkeit mit einer Nation gelebt hatte, von der es in keiner Hinsicht abhängig war.

Das war der großmüthige Geist, der sich bey der ersten Revolution in Amerika aussprach; hätten Venezuela, Bonos-Ayres, und Neu-Granada nicht gerechte Rache

zeigen können gegen die Henker, die Amerikas schönste Blüthen vernichteten?

Seit 3 Jahrhunderten seufzt Amerika unter der Tyranney; seit 3 Jahrhunderten vergießt Amerika Thränen über seine Reichthümer, die seine Unterdrücker an sich zogen, und wenn die Vorsehung ihnen Gelegenheit giebt, ihre Ketten zu brechen, so ladet es seine Unterdrücker ein, und gewährt ihnen einen Zufluchtsort.

Der wilde Spanier, der an Columbiens Küsten geworfen wurde, ist Urheber aller dieser Greulscenen, die wir heute zu beweinen haben. Sein Eintritt in die neue Welt wurde durch Tod und Verwüstung bezeichnet.

Die Spanier sind eine Nation, denen nichts heilig ist. Im letzten Jahre hatte eine Capitulation den Spaniern alles Land zugesagt, das von Venezuela unabhängig war. Eine friedliche Unterwerfung sollte die Gesinnung des Volks anzeigen. Aber in demselben Augenblick, wo Monteverde den Einwohnern schwor, heilig seine Versprechungen zu erfüllen, die er ihnen gegeben hatte, so sah man auch schon, wie er seinen Schwur brach. Städte wurden verwüstet, Weiber geschändet, alle mögliche Greulthaten verübt. Nur einzelne Schlachtopfer stahlen sich aus den Augen des Tyrannen, und fristeten eine elende Freiheit unter wilden Thieren in Wäldern.

Ew. Excellenz sehen hier das Gemählde der Spanischen Tyrannei in Amerika, welches Verachtung gegen die Henker, und Mitleid gegen die Schlachtopfer erregt. Indessen wir haben keine Seele gesehen, die sich der leidenden Menschheit angenommen hätte; Unter dem Namen Insurgenten wurden eine zahllose Menge dem Tode überliefert, nachdem sie durch die fürchterlichsten Torturen gemartert worden waren. Aber wenn ich diese Tiger mit unserer Güte spielen sah, wenn ich sah, wie sie ungestraft sich aller Greuelthaten erfrechen konnten, so

hielt ich es für meine Pflicht, den heiligen Auftrag zu erfüllen und meine Mitbrüder zu retten, meine natürliche Empfindung zu verläugnen und der Sicherheit meines Vaterlandes eine schädliche Güte zu opfern.

Ew. Excellenz werden in der Zeitung von Carracas Nr. 41 einen schwachen Auszug von den schrecklichen Handlungen sehen, die durch die spanische Grausamkeit erzeugt wurde. Das schreckliche in Paragua durch den verwünsch- Zuazola angestellte Blutbad ist eins dieser Handlungen, die die Menschheit so herabwürdigen. Hier wurden Weibern und Männern, Alten und Jungen die Ohren abgeschnitten; sie selbst lebendig geschunden und auf langsame Weise zum Tode gefördert, die ungebohrnen Kinder wurden im Mutterleibe durch Bajonettstiche getödtet.

Indessen Venezuela war nicht allein der Ort der Schlächterei. Das reiche Mexico, Bonos = Ayres und Perou auch das unglückliche Quito waren Fleischbanken, wo die Knochen derer gesammelt wurden, die durch das Eisen starben.

Ew. Excellenz sehen in der Nr. 2 der Zeitung die Grundlage, worauf ein Spanier die Ehre seiner Nation setzt. Ein Brief des Pater Vincent Marquitica bestätigt, daß das Eisen in einem Jahre 12000 Amerikaner schlachtete. Ein spanischer Offizier setzte eine Ehre darin, selbst die Heiligen nicht verschont zu haben, wenn sie Insurgenten = Kleider getragen hätten.

Länger will ich das Gefühl Ew. Excellenz nicht kränken mit diesen entsetzlichen Scenen der Barbarei. Mögen sich Ew. Excellenz auf einen Augenblick in unsere Lage setzen, um das Verfahren gegen unsere Unterdrücker zu bestimmen. Mögen Ew. Excellenz entscheiden, ob wir athmen können so lange Feinde leben? Eine Neigung zu vielen Spaniern zwang mich, sie ganz und gar frei zu lassen. Und wenn ihr Haupt eben dem Schaffot entschlüpft war, standen sie von neuem auf. In den Thälern von Tay und Tacata,

wo niemand an Krieg gedacht hatte, haben diese Elenden schon wieder ihre schändlichen Monumente der Grausamkeit erhoben. Frauen, Kinder, Greise sind ihrer Haut beraubt, mit ausgerissenen Augen und Eingeweiden gefunden worden. Bey diesem Anblick kann man nicht glauben, daß die Tyrannen Amerika's eine Menschenart sind.

Es ist daher nicht möglich den Gefangenen die sich hier befinden, Freipässe zu geben, denn fast alle, die diese erhalten haben, sind troß ihrem geleisteten Eide als Mörder in unbewaffnete Städte eingefallen.

Ew. Excellenz mögen richten, ob die Amerikaner sich ausrotten lassen, oder eine Race zerstören sollen, die, so lange sie leben, auf unseren Untergang bedacht seyn wird.

Ew. Excellenz haben sich nicht geirrt, wenn sie uns ohne Mitleid glauben. Wir haben Mitleid gegen die Caffern in Afrika, aber die spanischen Tyrannen zwingen uns zum Vergeltungsrecht. Die Amerikanische Gerechtigkeit wird stets den Unschuldigen vom Schuldigen unterscheiden, und der erstere wird immer mit Menschlichkeit behandelt werden, die man der spanischen Nation schuldig ist.

Ich habe die Ehre.

Unterzeichnet von Simon Bolivar.

An den Gouverneur von Carrakas ꝛc.

Ein anderer Brief des General Bolivar bestätigt, daß er vergebens die Auswechselung der gefangenen Spanier gegen die Amerikaner vorgeschlagen hat, daß er einer geheiligten Capitulation ungeachtet den Gouverneur Puerto Cacullo mit schrecklichen Arbeiten belastet.

Ew. Excellenz werden (sagt Bolivar) meine unnützen Vorstellungen sehen, die ich dem General Monteverde gemacht habe, um eine Auswechselung und das Leben der Spanier, welches er schändlicher Weise unserm Belieben überlassen hat, zu bewirken.

Ew. Excellenz wird ganz erstaunt seyn, daß ich gar nicht einmal eine Antwort von Monteverde erhielt, als ich ihm den Vorschlag machte, 4000 Spanier für 100 und etliche Amerikaner auszuwechseln; dagegen aber der Ueberbringer meiner Vorschläge mit Ketten belastet, und zu schrecklichen Arbeiten genommen wurden,

Dieser scheußlichen Grausamkeiten ungeachtet machte ich den Spaniern den Vorschlag, die in den letzten Schlachten gefangenen Amerikanischen Offiziere gegen Spanische auszuwechseln, die vorher zum Tode verurtheilt waren. Welcher Vortheil dieß für die Spanier war, ist jedem einleuchtend. Ew. Excellenz mögen selbst urtheilen, auf wessen Seite die Güte, auf wessen Seite die größte Hartnäckigkeit war. Wir wollten ihre Mitbrüder retten; sie waren ihre eigene Henker. Ich bitte Ew. Excellenz, mir Mittel gegen diese Ungeheuer anzuzeigen, die weder Ehre noch Nation, noch Tugend ehren. Ich wollte großmüthig gegen sie handeln; indessen diese Barbaren waren zu grausam; sie gingen ihrem eigenen Vortheil aus dem Wege.

Unterzeichnet Simon Bolivar.

III.

Beleuchtungen
über das
Finanz = Bedürfniß
Militair = Etat
im zwölften Heft der freimüthigen Blätter 1817.

So vortheilhaft es ist, der Welt reife Ideen mitzutheilen, den Staat wie den einzelnen Bürger desselben mit seinen Vorschlägen und Ansichten zu unterstützen, so nachtheilig ist es zugleich, bei dem besten Willen und einem kernhaften Vortrage über Gegenstände abzuhandeln, welche man nicht kennt oder zu oberflächlich beurtheilt. Der Verfasser jener Vorschläge „über das Finanzbedürfniß," — wird daher erlauben, daß wir seine Ansichten in Hinsicht des Militairs beleuchten, mit dem Lichte der Erfahrung eines mehr Eingeweihetem in diesem Fache. Der edle Zweck jener Vorschläge, „Ersparniß in den verschiedenen Etats," ist nicht zu verkennen. Nur auffallend, allein den Militair Etat vor Augen gehabt zu haben, da der Civil = Etat dem geehrten Verfasser gewiß ein sicheres und besser gekanntes Feld

dargebothen haben würde. Dem sei wie ihm wolle, das Gute werde herausgehoben, das Unrichtige verbessert.

„Die Armee wird nämlich vom Staate durch den Min-„destfordernden und daher in dubio Schlechtestliefernden „für baares Geld gespeist und gekleidet, welches der „Staat aufbringt und wovon vielleicht nach Umständen „50 pro Cent der Armee 50 den Lieferanten zu Gu-„te kommen können."

Was in dem Nachfolgenden dieses Satzes gesagt wird, davon ist ein kleiner Theil wahr, ein Theil aber übertrieben, ein dritter Theil und das der größere ganz unrichtig. Wahr ist es, daß es besser sein würde, die Fourage und Brodfrucht nach einer Mitteltaxe von den Grundeigenthümern liefern zu lassen, und unmittelbar unter Stats Aufsicht und Vertheilung zu stellen. Dadurch blieb das Geld im Lande, würde ökonomischer für den Staat seyn, und Menschen und Vieh besser verpflegt werden. Demohngeachtet aber ist das frühere Verhältniß mit dem jetzigen nicht zu vergleichen, indem der Soldat in Hinsicht der Qualität des ihm gelieferten noch immer sehr gewonnen hat. Was aber die Bekleidung und Belöhnung anbetrifft, welche der König und also der Staat, statt dem Compagnie-Chef es zu überlassen, selbst durch ein Departement besorgen und durch Kriegs-Komissaire die Verpflegungen berechnen läßt, ist nicht allein weit vortheilhafter für den Soldaten, sondern auch ökonomischer für den Staat.

Gern gäben wir zu, daß in Hinsicht des Personals im Kriegskomissariate eine Verringerung vorgenommen werden könnte, indem die Controllirung vereinfacht und also mehr vertheilt werden müßte. Allein keineswegs ist zuzustimmen, daß das 4te und 5te Departement nebst dem Kriegskomissariate, der Oekonomie entgegen, und das System durch die Compagnie-Chefs sie zu ersetzen vortheilhafter sey. Alles was im Ganzen angeschafft werden kann,

ist um einen billigern Preis zu haben, wie eigene Erfahrungen den Regimentern gelehrt haben wird, welche in den Rheinprovinzen standen, und genöthigt waren, einzelne Gegenstände selbst anzuschaffen. Die Compagnie-Chefs müßten also einen höhern Etat erhalten, als der ist, für welchen das Departement es übernommen hat, — wodurch das Mehr-Personal schon gedeckt wird. — Ist denn aber Oekonomie ganz allein das Ziel jeder Einrichtung? Muß nicht auch auf das Wohl der Einzelnen (welche doch auch zum Staate gehören), — nicht auch auf den Geist der Vervollkommung und Zweckmäßigkeit gesehen werden? Und hier wird jeder Kenner das Militair-System unseres Staats, wie es jetzt besteht, ehren. Sonst war die Compagnie die Quelle der Bereicherung, jetzt das Ziel des Ehrgefühls. Noch vor zehn Jahren, — nach den Worten des Verfassers über das Finanz-Bedürfniß, — war der Soldat ein Gegenstand des Mitleids; jetzt ein Bild der Gesundheit und Reinlichkeit, besser gekleidet und genährt.

Die vormaligen Verhältnisse des Militair-Etats, welche der geehrte bezeichnete Verfasser historisch uns vorträgt, sind allgemein bekannt, — und die Gründe des Umsturzes jenes Verhältnisses zu triftig, als daß noch etwas sich hinzusetzen ließe.

Derselbe schließt nun:

1) Durch das Liquidations-System,
2) durch das Krieges-Komissariat,
3) durch die Rechnungsführer bei den Bataillonen,

sey der Militair-Etat gegen sonst erhöht; — und sagt:

„In diesen Einrichtungen liegen schon einige erwiesene „und nicht unbedeutende Mehrausgaben, die das Liquida„tionssystem allein schon durch seine Verwaltung herbeige„führt hat, und die, sobald man die Ursachen ergründet, „warum der Militairetat jetzt so außerordentlich viel „mehr beträgt, in wichtigen Betracht kommen."

Dies heißt das Gute mit dem Nachtheiligen zu sehr untereinanderwerfen, und aus bloßen ökonomischen Gründen keine Verbesserung aufkommen lassen. Man verwerfe die Fourage- und Brodlieferanten, wie schon oben bemerkt, gestehe aber ein, daß es vortheilhafter ist, für die ganze Armee die Bekleidung durch das Departement besorgen, die Löhnung und Verpflegung durch das Commissariat berechnen zu lassen, und nicht zu genehmigen, daß auf Unkosten der Zurückbleibenden mehre willkührliche Beurlaubungen, — wie sonst, — statt finden. Das Komissariat möge in Hinsicht des Personals beschränkt werden; allein im Felde zur leichtern Verpflegung, und im Frieden zur Regulirung der jetzt mehr als sonst wechselnden Verhältnisse, Versetzungen, Garnisonenwechsel ꝛc. — ist es nöthig und unentbehrlich. Nimmt man nun, was durch Ordnung der Rechnungen, durch Generalankäufe der Materialien ꝛc. gespart wird, so ist es einleuchtend, daß der Etat hierdurch nicht erhöht wird; — in Kriegeszeiten aber im Gegentheil, durch das einmal allgemein eingeführte Requisitions-System im Feindeslande, durch ein gutes Comissariat, Ersparniß gemacht, und unsere Magazine dadurch bestmöglichst geschont werden können.

Die Rechnungsführer bei den Regimentern verursachen ebenfalls keine Erhöhung des Etats, indem ihre Zulage gleich dem Gehalte des Regiments Quartier-Meisters ist; — überdem aber bey dem jetzt oftmaligen Trennen der Bataillone eines Regiments, unentbehrlich sind.

In keinem Fall also ist, — eine besondere Ersparniß zu machen, dadurch einleuchtend bewiesen, daß das jetzt bestehende, so vieles Gute enthaltende System umgeworfen, das alte Unpassende gelobt, oder ein bloßer Wortreichthum an die Stelle gesetzt werden dürfte.

Man muß in den alten Verhältnissen erzogen seyn und in den neuern aufmerksam fortleben, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, was um so unpartheiischer seyn

muß; da immer etwas Vorliebe für das alte bleibt, und dennoch das jetzige Militairsystem von jedem Vernünftigen so zweckmäßig gefunden wird. Vollkommen ist Gottlob nichts in der Welt, sonst würde ja jedes Streben des Geistes aufhören; — nur aber das Gute mit dem Bösen nicht zugleich ausschütten, sondern ruhig fortarbeiten, dem Vollkommnen uns zu nähern.

Was der Verfasser des Finanzbedürfnisses über die Medicin-Gelder sagt, ist richtig, und würden wir vorschlagen, besonders in Friedenszeiten, daß ein Capitaine der Lazareth-Commission, die Liquidationen der täglich nöthigen Medicin mit unterzeichnet und im Ganzen controllirt. Die Feststellung der 5 Rthlr. monatlich ist sehr zweckmäßig, — weil sonst das Wünschenswerthe in jeder Kompagnie, eine große Mehrausgabe hervorbringen würde. —

Die Preise von 1806 und jetzt 1818 verglichen, geben ohne weitere weitläuftige Berechnung und Aufstellung wohl den triftigsten Grund des jetzt erhöhten Etats an. Aber sehr irrig ist die Meinung des obigen Verfassers, daß es noch eine Frage sey, „ob das jetzige theuere und feinere Tuch auch dauerhafter sey, als das unter Friedrich II."

Ein jeder alter Offizier, oder ein wenig Aufmerksamkeit auf seine eigene Kleidung, wird die Frage leicht und befriedigend beantworten. Der geehrte Verfasser beklagt sich Seite 1588 und 1589 jenes Finanzbedürfnisses, „daß die Tücher nicht in jeder Stadt von den Tuchmachern genommen und keine feststehenden Preise aller Militair-Bedürfnisse gehalten würden. Die so nöthige Gleichheit der Qualität und Farbe der Tücher für die ganze Armee verwirft das erstere; — Staatsökonomie das letztere. Zum Ankauf der Tücher werden nicht Lieferanten genommen, die 50 pro Cent nehmen, wie der Verfasser glaubt, sondern Bürger des Staats, die Besitzer von guten Vorräthen sind und die Quellen kennen, gutes Tuch um den billigsten Preiß zu haben. Hier

würden wir vorschlagen, festzustellen, mit jeder Einlieferung der Materialien genau zu belegen, daß es inländische Waare sey. Die billigsten Preise bei der Brauchbarkeit der Militairbedürfnisse; väterliche Fürsorge für die Armee; Sicherheit für die Tuchhändler und Handwerker; Ordnung im Liefern und Bezahlen; untrügliche Kontracte über das Gelieferte, — das sind die Grundzüge der jetzigen Verfassung.

Wer wollte läugnen, daß nicht in jenen alten Einrichtungen auch Gutes gewesen sey, und dies beweißt so Vieles aus dem früheren von uns Beibehaltenen. Die Geschichte ist unsere Lehrmeisterin, und gerade durch sie werden wir angewiesen, mit der Zeit fortzugehn.

„Darf oder kann ein Staat mehr kosten, als er „einbringt?“

Dies ist der Anlehnungspunkt des geehrten Herrn Verfassers der Ideen über Finanzbedürfniß; durch das vorhergehende aber noch nicht uns näher gebracht; — ob es die nachfolgenden Vorschläge möglich machen, wollen wir sehen.

Die Ansichten in Hinsicht des Soldes, der Offiziere und des Militair=Fuhrwesens, welche uns der Herr Verfasser vorträgt, Seite 1592 und 1593, sind ein Beweis seiner reifen Beurtheilung derjenigen Gegenstände, wo die Verhältnisse es demselben erlaubten einzudringen, — welches auch die Vorschläge zu den Brodsicherungsanstalten belegen; sind ein Beweis der moralisch richtigen Anerkennung des reinen Strebens der Regierung, das Gute zu befördern.

Die Ansicht über ein stehendes Heer und eine Landesvertheidigung — im allgemeinen — Seite 1594 und 1595 — ist wohl überdacht, durch Erfahrung belegt, und zweckmäßig dargestellt. Diese — allgemeine Ansicht — so vortreflich, wahr und weise, — ist abermals ein Beweis, daß selbst ein denkender und das Gute wollender Schriftsteller in der Wahl der zu behandelnden Gegenstände vorsichtig seyn muß, besonders da, wo nicht blos Denken hin-

reicht, sondern eigne Erfahrungen, Kenntnisse des genauesten Details, und aufmerksame Beobachtungen unumstößlich nöthig sind.

1) „Der erste Grundsatz bei Feststellung der Streitkraft „eines Landes ist, die Ausmittelung eines richtigen „Verhältnisses zur Bevölkerung ꝛc. —

Mit dem, was in diesem ersten Grundsatze und nachfolgend gesagt wird, sind wir vollkommen übereinstimmend und führt gerade des Verfassers vortrefliche Ansicht, — daß nicht die Mehrzahl der kämpfenden Nation, sondern die persönliche und allgemeine geistig = militairische Ausbildung für unser Vaterland den Sieg davon tragen kann, zur Widerlegung mancher seiner nachfolgenden Grundsätze.

2) „Die allgemeine Verpflichtung in der Noth zu dienen."

Hier hat sich der Verfasser nicht deutlich genug ausgedrückt, was wir unter der Benennung in der Noth verstehen sollen. Die allgemeine Verpflichtung zu dienen, mit 20, 30 oder 40 Jahren, richtet sich nach den Umständen des Friedens, Krieges, Landesvertheidigung; und als Rekrut oder Friedenssoldat zu dienen, ist eben so Noth, oder nothwendig, als der Kampf in der Schlacht, — da eins ohne das andere nicht bestehen kann.

3) „Ein Jahr wird als Lehrzeit vollkommen hinreichen."

Dieser Grundsatz ist nur an dem Arbeitstische aufzustellen, nicht aber auf dem Exercierplatze. Kaum reichen drei Jahre hin, besonders bei der Artillerie und Kavallerie, den Soldaten vollkommen auszubilden, und nur der gerechte Wille unseres Monarchen, daß jeder junge Mensch dem Vaterlande dienen solle, also die allgemeine Verpflichtung, macht eine so kurze Dienstzeit zur militairisch übeln Nothwendigkeit.

Die Landwehr als Beispiel anzuführen, welche bei der jährigen Uebung gezeigt habe, — wie bald die gehörige Me=

chanik in den Waffen erlernt wird, ist ein großer Fehlgriff aus Mangel an Sachkenntniß, da sie als Landwehr größtentheils bereits ausgebildet sind, — durch eine frühere Dienstzeit. — Auch die Freywilligen auf ein Jahr sind kein Beweis, daß ein Soldat in einem Jahr völlig ausgebildet werden kann, denn sie erlernen die Sache leichter durch ihre frühere Bildung, und können so als einzelne halbgebildete Soldaten sich in die Masse der Armee unschädlich einmischen. Der einzelne Soldat und seine Mechanik ist aber noch nicht ein Bataillon, ein Regiment, eine Brigade mit der künstlichern Zusammenstellung; — diese nicht eine unnütze Spielerei, Quälerei oder feindliche Potenz, wie der geehrte Verfasser sich ausdrückt, — sondern ein nothwendiges Streben zur vollkommensten Ausbildung, wodurch eine kleinere Armee vor einer größeren sich auszeichnen muß, um das Gleichgewicht zu erhalten.

4) „Gehören gute Bildungsschulen für Officiere und Unterofficiere dazu ꝛc." —

Dafür wird ehrenvoll und belohnend gesorgt.

5) „Hinreichend besoldete Stämme, um die jährlich zur „Lehrzeit eintretende Jugend auszubilden."

Soll wohl in Hinsicht der Jugend Lernzeit heißen, da wahrlich ein Jahr keine besondere Zeit zum Lehren zulassen, sondern jeder Tag des Jahres dazu nöthig seyn würde. Ein besoldeter Stamm bei den Linienregimentern könnte ohne Ungerechtigkeit doch nur aus freiwillig Fortdienenden gebildet werden, um nicht einen Theil der übrigen zu zwingen, länger zu dienen als der andere Theil. Und so sollten dann sechs und dreißig Officiere und einige wenige freiwillig fortdienende Unterofficiere und Gemeine gegen 1200 Rekruten jährlich völlig ausbilden, die Schulanstalten fortführen; die Verwaltung und Disciplin halten; den Wacht- und Felddienst lehren, und die Bataillons-Schule völlig einübend, durchgehen. Die Unmöglichkeit dieser Fode-

rung liegt klar vor Augen, — und also ein vom Herrn Verfasser des Finanzbedürfnisses noch zu lösendes Problem.

6) „Bei gleichen Fähigkeiten auch gleiche Ansprüche auf „Beförderung"

findet glücklicher Weise in unserm Vaterlande schon festen Grund und Boden.

7) „Vorzüglich zahlreiche Stämme für Kavallerie, Artil„lerie und Jäger ꝛc." —

Hier beziehen wir uns auf das schon früher gesagte in Nr. 5.

8) „Wenn die Dienst- oder Lehrzeit der Jünglinge nur „ein Jahr statt hat, so kann solche auch lediglich nur „zum Unterricht angewendet werden und der Wachdienst „muß ganz wegfallen ꝛc." —

Ein Grundsatz, wonach der Verfasser selbst schon die einjährige Dienstzeit als unannehmbar verwerfen muß, da der Garnisonsdienst besonders in Festungen eine der ersten Bedingungen der militairischen Ausbildung ist und bleiben wird.

9) „Die Streitkraft hat nur einen Zweck — Landesver„theidigung. Ich sehe daher die Eintheilung der be„waffneten Macht in stehendes Heer und Landwehr, „nicht als eine mechanische Nothwendigkeit an ꝛc." —

Gern wollen wir glauben, daß nicht jeder es einsehen kann, wie nöthig es ist, daß der Staat ein stehendes Heer und eine Landwehr habe. Zu dieser Einsicht gehört nothwendig die Bekanntschaft mit der Maschinerie des ganzen Militairwesens, die Ueberzeugung, daß bei dem besten Willen eine Landwehr, wie sie zum Vortheil des Bürgers jetzt besteht, es nicht allein möglich machen kann, die militairisch-geistige Vollkommenheit zu erlangen, welche nöthig ist, daß eine Nation von 10 Millionen Menschen, einer andern von 18 oder 20 Millionen Widerstand leisten kann. Aber auch bloße Stämme mit jungen Leuten von einem Jahr

Dienstzeit, können dieses militairische Uebergewicht nicht erhalten.

10) „Die jungen Männer müssen zu ihrer Dienstzeit völ-„lig vorschriftmäßig gekleidet und gerüstet eintreten und „sich das ganze Jahr darin erhalten ꝛc."

Ein frommer Wunsch, so wie es gut seyn würde, wenn jeder Vater und jede Mutter, die ganz Armen ausgenommen, — für den eintretenden Sohn 40 Rthlr. an das Regiment zahle und nach des jungen Mannes vollendeter Dienstzeit 20 Thlr. zurückerhalte; denn mehr sind die abgetragenen Stücke nicht werth. Auf diesem Wege sparte der Staat freilich jährlich an eine Million, die Bekleidung wäre gleicher, und der Mann verlöre nach dem obigen 10. Grundsatze nichts; — aber wahrlich es bleiben fromme Wünsche, wovon uns unsere Lehrmeisterin, die Geschichte, keine Beispiele aufweisen kann.

Das Zweckmäßige der Freiwilligen aus den gebildeten Ständen, ist von allen schon reichlich anerkannt, um noch etwas darüber sagen zu müssen. Das Gesetz spricht sich hierüber deutlich aus. —

11) „Sold wird während der einjährigen Dienstzeit und „bei den nachherigen jährlichen Uebungen nur an „diejenigen gezahlt, die ihn als Hülfsmittel zu ihrer „Erhaltung bedürfen ꝛc." —

Der, welcher jährlich die ankommenden Rekruten genau beobachtet und ihre Verhältnisse kennen lernt, wird mit uns der Ueberzeugung seyn, daß nur wenige jenen Sold entbehren können. Abgesehn hiervon aber, ist es eine unbedingte Nothwendigkeit, Sold zu zahlen, um bei den weniger gebildeten Mannschaften Ordnung und Disciplin zu erhalten. Noch ist keine Nation so weit gekommen, aus bloßem Ehrgefühl, ohne weiteres Interesse, gebunden zu seyn, dem Staate zu dienen.

12) „Jeder Bauernsohn oder sonstiger Besitzer eines „Guts von nahmhafter Größe muß zu Pferde die„nen ꝛc.“ —

Dieser Grundsatz ist für die Landwehr-Kavallerie anwendbar, in sofern es den Eigenthümer von Pferden trifft, in die Landwehr zu treten, — und ist auch solches in mehren neuen Provinzen, wie z. B. in Neu-Pommern bereits eingerichtet. Wie aber erhalten die Leute, welche von den Kavallerieregimentern zur Landwehr übergehn, ihre Pferde, wenn sie selbst keine haben? — und dennoch sind dies doch wohl die besten Kavalleristen. Von einjähriger Dienstzeit bei der Kavallerie kann gar nicht die Rede seyn, oder der Staat besitzt keine Kavallerie, sondern nur berittene Bauern.

13) „Die militairischen Werkstätten und Montirungs„Arbeiten bei den Regimentern würden eingehen „müssen ꝛc.“ —

Alte Soldaten, welche sich verpflichtet fort zu dienen, erhalten durch diese Arbeiten eine Unterstützung; junge Handwerker, welche in den Wintertagen und bei schlechtem Wetter nicht exerciren können, üben sich hier in ihrem Handwerke, dereinst darin fort zu arbeiten, und erhalten eine Unterstützung. Wir, die wir die Arbeiten der Militair- und Civilwerkstätten haben oftmals vergleichen können, haben uns fest überzeugt, daß aus ersteren bessere und wohlfeilere Stücke hervorgehen, als aus letzteren. Also der Staat und der einzelne Soldat gewinnt auch hierdurch. Der geehrte Verfasser des 13ten Grundsatzes will, daß niemand zu solchen Arbeiten gezwungen werde, — was auch gegen baare Bezahlung nicht nöthig ist, — schlägt aber weiter hinten vor, „ganze Kavallerieregimenter oder wenigstens einige junge Leute nebst Invaliden zum Ackerbau, — einer schweren Arbeit, — unterzubringen.“

14) „Generalstaab, Geniewesen, Kriegesschule zur höhern „Ausbildung der Officiere, sind die Seele einer Armee,

„und hier dürfen Beschränkungen nur mit großem „Vorbedacht eingeführt werden rc. — Die Kadetten-„häuser sind daher meines Erachtens nicht mehr noth-„wendige Bildungsanstalten für Officiere rc.“

Die erste Hälfte jenes 14ten Grundsatzes ist unläugbar richtig; aber nur ein blinder Drang nach Einschränkung der Militair-Etats kann die Zweckmäßigkeit und den großen Nutzen der Kadettenhäuser übersehen. Aus ihnen ist eine große Zahl unserer ausgezeichnetesten Vaterlandsvertheidiger hervorgegangen; — sie sind es, welche die vorzüglichsten Lehrer der jungen Mannschaften unserer Armee zutheilen, da sie erzogen und ausgebildet für dieses Fach auch die wahre Art und Weise dieser Mechanik kennen. Wir sind deshalb nicht Willens, den Werth des großen Theils der übrigen so brauchbaren Männer des Officierkorps abzuleugnen, sondern es ist ein Beweis, wie Talent, Fleiß und Ehrgefühl in jedem Verhältnisse sich seine Bahn bricht. Allein die Kriege von 1813, 14 und 15 sind keine Beweise, daß ohne jene früher zum Officier gebildeten Männer das Heer siegte; auch sie haben großen Theil daran. Nur etwas können wir in des Herrn Verfassers Ansicht billigen, — das ist der Wunsch, für alle gebildete Stände solche höchst nöthige und nützliche Erziehungshäuser in unserm Staate zu haben. Aber man will ja den Militair-Etat der Staats-Ausgaben verringert wissen: dann freilich muß noch manche nützliche Einrichtung eingehn. Aus der Selbstbekleidung der Armee und Nichtzahlung des Soldes soll nun der Etat hauptsächlich verringert werden. Daß dieses aber zwei noch völlig unmögliche Forderungen sind, wird jeder mit uns einsehn. Der Herr Verfasser der Ideen über das Finanzbedürfniß fährt nun weiter fort, und stellt eine Berechnung der Bevölkerung des Staats und der daraus zu entnehmenden dienstfähigen Mannschaften auf, wobei derselbe sich nur in so fern verrechnet, daß die Menschen bei solchen Aufstel-

lungen nicht als bloße Zahlen zu betrachten sind, sondern noch manche andere Rücksichten genommen werden müssen. Man muß bei Aushebungen persönlich gegenwärtig gewesen seyn, um sich zu überzeugen, daß ohne strenge Vorschriften kaum die Hälfte der sich in den nöthigen Jahren befindenden Mannschaften, zum Militär brauchbar ist. Bei der vorjährigen hiesigen Aushebung in Neupommern befanden sich unter acht Hundert und einigen kaum vier Hundert Dienstfähige. Jene Aufstellung der Militairfähigen ist daher erwiesen viel zu hoch, und der größte Theil der Berechnungen des Herrn Verfassers überspannt.

Die Farben des Bildes der Subaltern-Officiere sind zu stark aufgetragen, aber das Gesagte nicht ganz zu verwerfen. Rechtlich und unpartheiisch sind Seite 1612 und 1613 die Ideen des Herrn Verfassers, und wundern uns nur darüber, daß bei so geringem Gehalte der Subaltern-Officiere es nicht unbillig gefunden wird, nach Ueberschreitung jener Grade der Einschränkung, das Gehalt der höhern Grade noch verringert wissen zu wollen.

Am Schluß der Seite 1613 wird gesagt:

„Ich halte dafür daß das stehende Heer keinen andern „Zweck haben kann, als daß es die Bildungsschule für „die eigentliche Streitkraft ist ꝛc." —

Sehr richtig, — nur kann diese Bildungsschule mit Leuten von einjähriger Dienstzeit, Selbstbekleidung, ohne Sold, und alles auf bloße Stämme gesetzt, nie bestehen, aus schon besagten und folgenden Gründen.

1) Eine einjährige Dienstzeit bildet keine Soldaten, die Lehrer und Muster der übrigen Vertheidiger des Vaterlandes seyn könnten. Sie bringt nicht die militairische Vollkommenheit hervor, daß wir durch sie die geringere Anzahl der Kämpfenden, in Vergleich der übrigen Staaten, ersetzen zu können hoffen dürfen.

2) Stämme durch freywillige fortdienende Mannschaften, verbunden mit einem so schweren Dienst des alleinigen immerwährenden Unterrichts sind in gehöriger Anzahl für so viele Bataillone nicht zu bilden, da weder Invaliden noch Halbinvaliden hiezu genommen werden können.

3) Eine Selbstbekleidung ist ohne ungerechte Dazwischenkunft und Härte eine Unmöglichkeit und würde nur zum Besten des Staats den Unterthan belasten, um ihm durch den Staat eine allgemeinere Last zu erleichtern. Also keine Hülfe.

4) Ohne Sold und Verpflegung aus seinen ihn ernährenden bürgerlichen Verhältnissen den Mann herausnehmen, wäre doppelt hart, und wenn es nur auf acht Tage ihn träfe. Als Soldat kann der Mann jetzt recht gut leben, das sehen wir an der Verbesserung seines Gesundheitszustandes; — ohne Sold müßte er also die Last tragen, sich ohne Verdienst zu erhalten. Dies wäre weit härter, als eine vermehrte regelmäßige auf alle vertheilte Abgabe. Ueberdem sind wir, wie schon gesagt, noch nicht so weit, ohne Sold, den guten Geist und eine strenge Disciplin erhalten zu können.

Seite 1615 und 1616, wo der Verfasser über Landwehr spricht, stimmen wir mit demselben dahin überein, daß zu wenig Lehrer in der Landwehr während der Exercierzeit gegenwärtig sind, um Rekruten zu exerciren und alte Soldaten in der Mechanik fortzuüben. Unser Vorschlag ist daher um dem Staate keine Unkosten zu machen, — während der Exercierzeit der Landwehr, von jedem Linienregimente 12 Offiziere (von den agreirten) und zwölf Unteroffiziere (die ältesten) — zu den Landwehr=Regimentern ihrer Provinz zu kommandiren. Dies bezieht sich auf Infanterie und Kavallerie, und müssen wir für letztere noch die Bemerkung machen, daß nach der Ernte das freiwillige Stellen einiger

Pferde, die, wie die Erfahrung gezeigt, besser abgeliefert werden als sie ankommen, — kein Zwang genannt werden kann.

Das Nichtgleichbleiben der Grundsätze des Herrn Verfassers über das Finanzbedürfniß, ist nicht zu übergehen und muß durchaus hier vor Augen gelegt werden. Derselbe legt einigen Gliedern des Staats die Verpflichtung und den Zwang auf, beim Eintritt als Soldat für 40 — 50 Rthlr. sich selbst zu kleiden, und während der ganzen einjährigen Dienstzeit ohne Sold zu dienen, — hält es aber für eine Härte und Ungerechtigkeit, diejenigen Bürger des Staats, welche 4 — 5 Pferde besitzen, aufzufordern gerade nach der Ernte, — ein Pferd auf 4 Wochen zum Exerciren ihrer Söhne und Brüder zu geben; — während welcher Zeit man obenein die Fourage spart.

Derselbe Verfasser will, daß jeder Mann nur ein Jahr diene, — und behauptet selbst, daß ein Kavallerist und Artillerist in einem Jahr nicht ausgebildet werden könne und also länger dienen müsse. Welche Härte also, wenn ein Drittel der Armee zwey, drey Jahre dienen sollte, — während zwei Drittel nur ein Jahr dienten.

Der geehrte Verfasser will, daß kein Soldat zu den Militair-Werkstätten gezwungen werden solle, schlägt aber vor, ganze Kavallerieregimenter zum Ackerbau zu verwenden.

Seite 1619 wird gesagt:

„Jedes Landwehrregiment vereinigt übrigens jetzt die drei „Hauptwaffen in sich: Fußvolk, Reiter und Artillerie. „Ob es nicht besser seyn dürfte, diese Waffen zu trennen „und jede in besondere Regimenter zu vereinigen rc."

Dies ist dem sonst so geistreichen Verfasser zu verzeihen, da derselbe nicht Militair ist und seyn kann, sonst wissen würde, wie die Bestimmung zur Uebung jeder einzelnen Waffenart bereits höhern Orts festgesetzt ist.

Fortgebaut auf die Idee die Armee in Stämme zu theilen, stellt der Herr Verfasser Seite 1621 das Ideal

eines Bataillons auf. Abgerechnet daß eine solche Stammeintheilung schon militairisch höchst unzweckmäßig seyn würde, ist auch die neuere Eintheilung zu fünf Compagnien rc. unserer jetzigen so bewährten taktischen Bewegungen und Zusammenstellungen zuwider, und wird jeder mit uns überzeugt seyn, daß zu solchen förmlichen Umstoßen unserer taktischen Maschine wenigstens ein erprobter Taktiker gehöre. Das Historische der abwechselnden Eintheilungen der Armee, wie der Herr Verfasser sie aufstellt, übergehen wir, da sie zu allgemein bekannt sind. Dahingegen die Ansicht der zwei Hauptursachen zur Eintheilung des Heeres: für den Frieden und für den Krieg Seite 1630, sehr richtig und durch den geistreichen Herrn Verfasser aus der allgemeinen Bestimmung eines Heeres zweckmäßig entnommen sind.

Um nicht in denselben Fehler zu verfallen, wodurch gegenwärtige Beleuchtungen entstanden, berühren wir genau nur die Gegenstände, wovon Kenntniß und Erfahrung uns eine zweckmäßige Ansicht geben konnten. Alles übrige der Ideen über Finanzbedürfniß, — der Abgabe, Domainen, Magazine rc., die meiner geringen Ansicht in diesem Fache nach, sehr viel Gutes enthalten, übergehe ich aus obigem Grunde, und berühre nur noch folgende Fragen: bei der Anlage von Militair=Kolonien:

Der Verfasser sagt Seite 1602:

1) „Alle landesherrliche Institute, die ein bürgerliches Gewerbe treiben, sind sehr kostspielig, ich wüßte keins, was sich durch Erfahrung vortheilhaft bewährt hätte;" — und verwirft die militairischen Werkstätte. Sollten militairische Werkstätte mit militairischen Anbauten nicht viel Aehnliches haben?

2) In Rußland stehen dem Staate tausende von unangebauten Morgen zum Anbau offen; Wo nimmt unser Staat die zusammenhängenden Felder her? In Rußland

gewinnt die Staatskraft durch Anbau seiner Steppen, unser Staat kann seine Bevölkerung zu keiner überwiegenden Zahl, in Vergleich der übrigen Staaten, bringen. Dies Uebergewicht kann nur durch geistige und militairische Ausbildung hervorgebracht werden.

3) Würde der einjährigen Dienstzeit das Verwenden der jungen Mannschaft aus der Kavallerie zur Dienstleistung beim Ackerbau nicht entgegen handeln? —

Der Selbstanbau des militairischen Verpflegungsbedarfs ist eine schöne Idee und würde die Ausführung sehr belohnend seyn, nur auf einem andern Wege.

Gewiß wird der geistreiche Herr Verfasser über das Finanzbedürfniß, bey dem reinen Willen und gebildeten Geiste uns noch Mittel und Wege zeigen, jenes schöne Ziel einer Finanzverbesserung des Staats zu erreichen.

Das bis jetzt gesagte in den Ideen über Finanzbedürfniß enthält zwar viel Gutes, ist aber theilweise nicht hinreichend, theilweise völlig unausführbar.

Fr. v. Fischer, K. Pr. Major.

IV.

Merkwürdiger Prozeß

des

D. Carlos von Oestreich, Prinz von Asturien.

Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente.

Erster Abschnitt.

Leben und Eigenschaften dieses Prinzen.

1. Ganz Europa stehet in dem Glauben, daß Philipp II. die Inquisition von Spanien gegen D. Carlos v. Oestreich, seinen einzigen Sohn, Prinz von Asturien, den nächsten Erben seiner Krone, anerkannt, als solcher durch den Schwur der Repräsentanten der Nation in der General-Versammlung der Landstände, welche im Jahre 1560 zu Toledo statt fand, angereizt habe; daß diese Inquisitoren den unglücklichen Prinzen sogleich zur Todesstrafe verurtheilt habe, und daß nur die Meinungen über die Art der Strafe, welche seinem Leben ein Ende gemacht, verschieden waren.

Einige Schriftsteller sind sogar so weit gegangen, Unterredungen, welche über diesen Gegenstand zwischen Philipp II. und dem General-Inquisitor; zwischen D. Carlos von Oestreich und anderen Personen statt gefunden haben sollen, mit solcher Dreistigkeit zu erzählen, als wenn sie bei diesen Unterhaltungen zugegen gewesen wären; ja sie haben sogar mehrere Urtheilssprüche angeführt, als wenn sie dergleichen wirklich gelesen hätten. Es hat mich nicht befremdet, daß der Abbé von Saint-Real, Mercier, Langle und andere, welche den Romanen so gern den Anstrich und Namen wahrer Geschichten geben, diesen Gegenstand auf solche Art bearbeitet haben; der, welcher mich aber am meisten in Erstaunen gesetzt hat, ist Gregorio Lati: wie konnte dieser Schriftsteller, (nachdem er gesagt hatte, man müsse nie den Erzählungen von so wichtigen Begebenheiten leichtsinnig Glauben beimessen,) damit endigen, daß er alle diese unwahrscheinlichen Erzählungen, welche er gelesen hatte, im vollen Ernste für die seinigen ausgab! Er hat dieses Ereigniß mit einer Ausführlichkeit erzählt, als wenn er Zeuge der kleinsten Nebenumstände, die es begleiteten, gewesen wäre.

Was mich anbetrifft, so ist Wahrheit der einzige Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, und ich kann versichern, daß ich deßhalb bemüht gewesen bin, alle nur mögliche Nachforschungen in den Archiven der Inquisition und anderwärts ausfindig zu machen; ich glaube sie gefunden zu haben und erkläre meinen Lesern mit voller Ueberzeugung, daß gegen die Person des D. Carlos von Oestreich nie ein Verfahren der Inquisition statt gefunden hat, noch ein Urtheil gesprochen worden ist; es war eine blos vorgefaßte Meinung gegen diesen Prinzen: sie entstand durch die Staatsräthe, denen der Kardinal D. Diegue Espinosa, ehemaliger Liebling des Königs, vorgesetzt war: da dieser Mann nehmlich zugleich General-Inquisitor war, so hatte dieser Umstand

jenem Gerüchte Eingang verschafft. Hierzu kamen noch die religiösen Angelegenheiten in Flandern und wirkten auf die öffentliche Meinung, so wie das Projekt, in diesem Lande eine Inquisition zu errichten; und endlich der Tod des Grafen Egmont, des Marquis v. Horn, des Baron von Montigny, seines Bruders und des Marquis von Berg, welche enthauptet wurden. Alle diese Männer waren angesehene Herren in den Niederlanden; die beiden erstern Ritter des goldenen Vliesses und Verwändte souverainer Fürsten Europas; einer derselben war sogar souverainer Prinz der dritten Klasse in Deutschland.

II. D. Carlos von Oestreich verlor sein Leben durch ein von Philipp II., seinem Vater, bestätigtes mündliches Urtheil; aber das Inquisitionsamt hatte keinen Theil daran. Diese Thatsache könnte mich weiterer Erörterungen überheben; denn ich will nicht die Geschichte der politischen Ereignisse in Spanien, sondern bloß die, welche die Inquisition betreffen, schreiben, da aber die meisten Schriftsteller Europas darin übereinstimmen, zu behaupten, daß die Inquisition den D. Carlos verurtheilt habe, so glaube ich doch: daß es das beste Mittel, vom Gegentheil in diesem Falle zu überzeugen, sey: die Wahrheit der Thatsachen kennen zu lehren.

III. Hat ein Vater ein Recht gehabt, unerbittlich zu seyn, so ist es Philipp II. Zwar habe ich seine Strenge nicht billigen können, welche mir die Natur zu beleidigen scheint; denn welcher Verbrechen sich auch ein Sohn schuldig gemacht haben mag, kann eine beständige Gefangenschaft ihn nicht hindern, sie von neuem zu begehen? Aber ich bin fest überzeugt, daß der Tod dieses Ungeheuers ein Glück für Spanien gewesen ist: ich kann dem nicht beipflichten, was einige unzuverlässige Schriftsteller sagen, wenn sie ihn als einen jungen Prinzen vom liebenswürdigsten Charakter darstellen, indem sie ihm Eigenschaften beilegen, die er nie

besessen hat, und ihm dagegen die absprechen, die er wirklich hatte; indem sie ihm einen heimlichen Liebeshandel mit seiner Stiefmutter andichten, welcher nie statt gefunden hat, als in der Feder des Franzosen, welcher die Tugend einer Königin, deren Ehre durch keinen Fleck besudelt werden konnte, und deren Tod nach den Gesetzen der Natur, nicht aber durch Vergiftung erfolgte, zweideutig zu machen gesucht hat. Philipp II. war boßhaft, heuchlerisch, unmenschlich, unerträglich, kaltblütig, grausam, und fähig, seine Gattin zu tödten, wenn er es seinem Interesse für angemessen gefunden oder wenn er Bewegungsgründe dazu gehabt hätte; aber diese Eigenschaften Philipps sind noch kein Beweis, daß er ein ähnliches Verbrechen ohne einen wirklichen oder erdichteten Bewegungsgrund begangen habe; dieser Bewegungsgrund hat nun aber nie statt gehabt. Die Königin Elisabeth hat nie den geringsten Anlaß gegeben; sie hat weder je Briefe an D. Carlos geschrieben, noch ihm je durch einen Vertrauten Briefe zugesandt, und nie mit ihm allein gesprochen. Die französischen Schriftsteller, bekannt durch eine einsichtsvolle und umsichtige Kritik, wie der Präsident von Thou, haben es mit Sorgfalt vermieden, ihre Geschichten mit solchen unrecht angebrachten Schwänken zu besudeln, aber die Romanenschreiber und Dichter haben sich nicht gescheuet, Zweifel gegen Philipp aufzustellen, welche sie gegen die Tugend einer, alle Achtung verdienenden französischen Prinzessin, erwecken mußten. Ich will itzt eine Schilderung des D. Carlos nach den erhaltenen urschriftlichen und zuverlässigen Datis entwerfen, woraus man sich überzeugen wird, daß das, was ich vorher gesagt habe, mit der strengsten Wahrheit übereinstimmt.

Don Carlos wurde zu Valadolid am 8ten July 1545 gebohren. Er verlor seine Mutter, Marie von Portugall, Princessin von Asturien, vier Tage nach seiner Geburt. Karl V., sein Großvater, sah ihn fast nie, als im Jahre

1417, in der Periode, als er der Krone entsagte und sich in das Kloster St. Juste oder de Yuste, in Estremadura, zurückzog. Damals sah dieser Monarch auf der Durchreise durch Valadolid seinen Enkel, welcher das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte. Es ist falsch, daß Karl V. diesen Prinzen erzogen und sein Herz gebildet habe; wie sollte er dies gekonnt haben, war er nicht als Kaiser fast beständig seit der Geburt des Prinzen in Deutschland, Flandern, Italien und Frankreich? aber wahr ist es, daß dieser Monarch während seiner Reisen immer darauf bedacht war, seinem Enkel gute Lehrer zu geben; beide Dinge widersprechen sich keineswegs. Der junge Prinz war damals neun Jahr alt und sein Vater war zu Corogna im Begriff, sich nach England überzuschiffen, als Karl V. unterm 3ten Juli 1554 von Deutschland aus einen Brief schrieb, in welchem er (außer andern Lehrern, die er für seinen Enkel bestimmt,) von einem gewissen D. Honoré de Juan, einem Edelmann aus Valencia und am Hofe des Kaisers angestellt, einem der größten Schulmänner seiner Zeit und nachherigen Bischof von Osma, redet *).

D. Carlos liebte die Wissenschaften nicht; man siehet davon einen Beweiß in einem Briefe seines Vaters d. d. Brüssel den 31ten März 1558, worin dieser Prinz dem Lehrer für die Sorgfalt dankt, mit der er seinem Zögling Geschmack am Studiren einzuflößen und ihm zugleich die Grundsätze der Moral einzuprägen sucht; er fordert ihn auf, ferner nach diesem Plan zu verfahren, und setzt hinzu: „Dies muß geschehen, denn D. Carlos macht nicht solche „Fortschritte, als er wohl sollte, dies würde nicht unnütz „seyn; ich schreibe auch dem D. Garcia, daß er wohl Ach-

*) D. Vater Kircher hat diesen Brief in seiner Schrift mit aufgenommen, welche den Titel führt: Principis christiani archetipan politicum.

„tung geben soll auf die Wahl derjenigen, die den Prin-„zen sehen und mit ihm umgehen. Man sollte ihm lieber „mehr Geschmack am Studiren beibringen, als ihm andere „Dinge in den Kopf setzen *).“

Philipp hatte seit langer Zeit eine schlechte Meinung von dem Charakter seines Sohnes bekommen; es war ihm hinterbracht worden, daß der Prinz Unterhaltung daran fände, eigenhändig junge Kaninchen, die man ihm von der Jagd brachte, zu erwürgen, und daß es ihm große Freude zu machen schien, ihren Verzuckungen und Sterben zuzusehen. Fabian Estrada schreibt, daß dasselbe von einem venetianischen Gesandten bemerkt worden sey **).

V. Zwischen Frankreich und Spanien war ein Krieg ausgebrochen und im Monat August 1558 stand man im Begriff, sich eine Schlacht zu liefern; nichts desto weniger beschäftigte man sich in einer besondern geheimen Conferenz, welche in der Abtei Corpan statt hatte, mit Friedensunterhandlungen. Die Bevollmächtigten kamen wegen der Präliminarien überein; einer der Artikel enthielt, daß D. Carlos, sobald er das nöthige Alter würde erreicht haben, die Isabelle, Tochter Heinrichs II., Königs von Frankreich, heirathen solle; der Prinz war 13, die Prinzessin 12 Jahr alt; sie war am 2ten April 1546 gebohren. Dieser Umstand, verbunden mit dem Gebrauche damaliger Zeit: die Friedens-Präliminarien im Augenblick des Beschlusses auch bekannt zu machen, widerlegen alles, was man von der Liebe der jungen, zwölfjährigen Prinzessin zu dem dreizehnjährigen

*) Dieser ganze Brief befindet sich in dem vornangegebenen Werke des P. Kircher.

**) Estrada: Decades des guerres de Flandre, decada X, I, 7.

Prinzen gesagt hat, was um so weniger möglich zu seyn scheint, als sie nicht einmal das Portrait des Prinzen besaß, von seiner Erziehung aber sehr ungünstige Nachrichten erhalten hatte. Als sich Karl V. in seine Einsamkeit zurückzog, hat man ihn sagen hören: es scheine ihm, daß sein Enkel sehr lasterhafte Anlagen zeige. Man will sie der Erziehung zuschreiben, die ihm sein Onkel und seine Tante geben ließen; der erstere war Maximilian, König von Böhmen, nachheriger Kaiser, verheirathet mit Marie, Schwester Philipp II., die andere Johanne von Oestreich, apanagirte Wittwe von Portugall. Diese beiden Verwandten hatten von Philipp den Auftrag, während seiner Reisen die Sorge für seinen Sohn zu übernehmen; auch hatte er sie zu Landes-Gouverneurs ernannt. Sie waren auch sehr thätig für die Gesundheit und physische Leibesbeschaffenheit des Prinzen besorgt, hatten aber ganz unterlassen, seine heftigen Neigungen zu unterdrücken, und sich in Absicht der Sorge für die Bildung seines Charakters gänzlich auf seinen Gouverneur, D. Garcia von Toledo, Bruder des Herzogs von Alba, so wie auf den D. Honoré v. Juan, seinen Lehrer, und den Doktor Suarez von Toledo, seinen ersten Almosenpfleger, verlassen.

VI. Die geheimen Friedens-Präliminarien hatten den endlichen Traktat zur Folge, welcher am 8ten April 1559 zu Cambrai abgeschlossen wurde; in diesem Zwischenraume ereignete sich eine höchst wichtige Begebenheit. Marie, Königin von England, Gemalin Philipp II., starb am 17. November 1558. Dieser Monarch war nun frei, erst 32 Jahr alt, während sein Sohn kaum 14 Jahr war; Heinrich II., König von Frankreich, glaubte daher das Schicksal seiner Tochter sehr zu verbessern, wenn er sie mit einem Könige verheirathete, und die Folge hat gelehrt, wie sehr er recht hatte, indem Philipp noch 48 Jahre nach dieser Epo-

che, von welcher ich rede, lebte, und die Prinzessin daher sehr lange auf die Krone hätte warten müssen. Man beschloß daher im 27sten Artikel des Friedenstraktats die Verheirathung der Isabelle mit Philipp II. und sprach weiter nicht von dem geheimen Artikel, welcher in den Präliminarien aufgenommen war. Alles, was man von dem Widerwillen der Isabelle gegen Philipp gesagt hat, ist nicht nur eine Muthmaßung, sondern es ist sogar unmöglich, eine Wahrscheinlichkeit für diese Idee aufzufinden, weil der König von Spanien keineswegs alt war, obgleich man das Gegentheil behauptet hat, und überdem ist zu glauben, daß es der jungen Prinzessin ganz unbekannt geblieben ist, daß man den Plan entworfen hatte, sie mit einem jungen Prinzen zu verheirathen, der seines geringen Alters wegen ihr Gemal noch nicht werden konnte.

VI. Die Verlobten wurden am 2ten Februar 1560 zu Toledo ehelich verbunden; D. Franz von Mendoza und Bobadilla, Cardinal, Erzbischof von Burgos verrichteten die Einsegnung; D. Carlos, Sohn des Königs, diente dem Vater, die verwittwete Prinzessin von Portugall der Königin als Zeuge. Man hielt damals die allgemeine Reichs-Versammlung; die Mitglieder desselben leisteten dem D. Carlos am 22sten desselben Monats den Eid der Treue und erklärten ihn zum Thronfolger nach seinem Vater. Die Königin konnte dieser Ceremonie nicht beywohnen, weil sie, unmittelbar nach der Hochzeit, von den Pocken befallen wurde, D. Carlos war gleichfalls einige Tage vor der Ankunft der Königin in Spanien von einem Quartanfieber krank geworden. Obgleich diese Krankheit ihn nicht verhindert hat, spazieren zu reiten und der Reichsversammlung am Tage der Huldigung beizuwohnen, so gehet doch aus den hinterlassenen Nachrichten der gleichzeitigen Schriftsteller hervor, daß er mager, schwach und bleich gewesen ist.

Dieser Umstand nimmt dem erdichteten Gemälde von schönem Ansehen seine Farben und macht die vorgehabte Reise, welche Saint-Real und Mercier ihm andichten, um der Königin bis Alcala de Henares entgegen zu gehen, zweifelhaft. Philipp II. befand sich in einem Alter von 33 Jahren sehr wohl, und die Königin konnte wohl nicht, aus einer schwachen oder gar nicht existirenden Zuneigung, zu Gunsten eines Prinzen, dessen Aeußeres ein bleiches und krankes Gepräge hatte, auf den Glanz des Thrones Verzicht leisten. Sie hatte außerdem Beschäftigung genug mit ihrer eignen Lage, die ihr ihre Schönheit gänzlich zu vernichten drohte.

VIII. Nachdem sie wieder hergestellt war, hatte sie ohne Zweifel die vernachlässigte Erziehung des Prinzen, seine moralischen Eigenschaften und seinen unerträglichen Stolz kennen gelernt. Sie wußte, wie schändlich er seine Leute sowohl mit Worten als Thaten behandelte; daß er, wenn er in Hitze gerieth, alles in Stücken zerbrach, was er fassen konnte; auch war sie höchst wahrscheinlich von der Art, wie der Prinz am Tage der Huldigung sich gegen den achtungswerthen Herzog von Alba betragen hatte, unterrichtet worden. Dieser hatte nemlich alles zu besorgen, was auf das Ceremoniel des Reichstags Bezug hatte, und die große Menge von Geschäften, die ihm dieses Amt an diesem festlichen Tage auferlegte, war die Ursache, daß er vergaß, sich vor dem D. Carlos in dem Augenblick einzufinden, wo er seinen Eid ableisten sollte; man suchte und fand ihn bald; aber der junge Prinz war wüthend, und beleidigte ihn so sehr, um ihn dahin zu bringen, daß er die Achtung, die er ihm schuldig war, aus den Augen setzen möchte. Der Vater zwang ihn, sich bey ihm zu entschuldigen; aber es war nicht mehr die Zeit dazu; sie haßten sich tödtlich ihr ganzes Leben hindurch.

IX. Ich habe in keinem der handschriftlichen Memorien, welche ich zu erhalten Gelegenheit hatte, etwas gelesen, was mir die geringste Wahrscheinlichkeit für die Existenz einer zärtlichen Zuneigung des D. Carlos für die Königin gegeben hätte; man findet darin durchaus nichts, was zu dieser, von Fabel- und Romanschreibern erdichteten Meinung Veranlassung geben könnte; da die Zeit, wo man jene der Lügen hätte anklagen können, schon verflossen war, so mißbrauchten sie einen Artikel der 1558 abgeschlossenen Präliminarien, von welchen der Prinz, wie zu glauben ist, wohl nie etwas erfahren hat: alles, was sie von Portraits gesagt haben, ist ungewiß; D. Carlos konnte nicht verliebt werden in die Königin, bevor er sie gesehen hatte; und es ist eben so wenig wahrscheinlich, daß diese Neigung während der Paroxismen des Quartanfiebers in seinem Herzen entstanden wäre.

X. Kaum war er wieder hergestellt, die Königin aber noch in der Genesung, als ihn der König nach Alcala de Henares sandte. Er ließ ihn begleiten durch den D. Johann von Oestreich, seinen Onkel, und durch Alexander Farnese, Erbprinz von Parma, seinen Cousin; auch waren der Hofmeister, der Lehrer und der Almosenpfleger, derer schon oben erwähnt ist, mit ihm, so wie die nöthigen Kavaliere und Bedienten. Die Absicht des Königs ging dahin, die Gesundheit seines Sohnes durch diese Reise, wo er reinere Luft einathmen und mitten auf dem Lande, ganz entbunden von dem Lärm und der Etiquette des Hofes, leben konnte, zu stärken. Dieser Monarch wünschte auch, daß sein Sohn sich einigermaßen den Wissenschaften widmen möchte; denn er hatte darin so wenig Fortschritte gemacht, daß er noch nicht einmal das Lateinische verstand, und D. Honoré de Juan hatte ihm, da er seine große Abneigung gegen das Erlernen irgend einer andern Sprache,

als der seinigen, bemerkte, bloß Unterricht im Spanischen gegeben.

XI. Am 9ten Maj 1562 fiel D. Carlos, der damals 19 Jahr alt war, von einer Treppe seines Palais, er rollte mehrere Stufen hinab und bekam an verschiedenen Theilen des Körpers Wunden, vorzüglich am Rückgrade und am Kopfe, deren einige tödlich zu werden schienen. Sobald der König von diesem Vorfall Nachricht erhielt, reiste er eiligst zum Prinzen, um ihm die nöthige Hülfe zukommen zu lassen; er befahl unter andern allen Erzbischöfen, Bischöfen und andern kirchlichen Obern, so wie den Kapiteln, Fürbitten für die Herstellung seines Sohnes zu veranstalten. Da der Monarch ihn schon dem Tode nahe glaubte, so ließ er den Leichnam des gottseligen Diego, eines Franciskaner Laien-Bruders, mittelst dessen Gott, wie man sagte, sehr große Wunder gethan haben sollte, herbeiholen. Dieser Leichnam wurde über den des D. Carlos aufgestellt, und da der Prinz von diesem Augenblick an zu genesen anfing, so schrieb man dies dem Schutze des heiligen Diego zu, welcher bald nachher auf den Antrag Philipps unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde. Ich muß noch bemerken, daß der Prinz der Sorgfalt des sehr berühmten Arztes André Basilio, Leibarztes des Königs, aus Brüssel gebürtig, übergeben war; da dieser wahrgenommen hatte, daß durch die Wunden und Verletzungen, welche D. Carlos am Kopf erhalten, sich eine bedeutende Menge Wasser daselbst angehäuft hatte, so hielt er den Tod für unvermeidlich, wenn man nicht durch eine Operation das Gehirn davon zu entledigen suchte; er öffnete daher den Hirnschädel, ließ alles Wasser herauslaufen, und rettete den Kranken. Der Prinz wurde indes doch nicht ganz vollständig hergestellt; es blieb eine Art Schmerzen und Schwäche zurück, die ihn nicht nur hinderte, sich dem Studium mit einigem Eifer zu widmen, sondern ihm auch bisweilen eine gewisse Unordnung

in seinen Ideen hervorbrachte, welche seinen Charakter noch unerträglicher machte. Waren dies etwa die vortreflichen Anlagen, die zärtliche Gefühle in dem Herzen einer tugendhaften Prinzessin hervorbringen konnten?

XII. D. Carlos kam im Jahre 1564, seiner Lehrer entlassen, an den Hof zurück: Philipp belohnte den D. Honoré de Juan dadurch, daß er ihn zum Bischof von Osma ernannte. Die ächte Frömmigkeit und der sanfte Charakter dieses Prälaten hatten das Herz des D. Carlos so eingenommen, daß die Trennung des Lehrers und des Zöglings die Freundschaft und das Vertrauen, welche der Prinz für den Bischof hatte, nicht unterbrach; man sieht davon einen Beweis in seinen Briefen, welche uns zugleich eine sehr wenig vortheilhafte Meinung von seinen Talenten und von seinem genossenen Unterricht geben. Man bemerkte, daß er oft seine Phrasen unvollendet ließ und daß er oft einen Begriff ausdrückte, der von dem, welchen er ausdrücken wollte, ganz verschieden war. Er endigt einen seiner Briefe an den Prälaten mit folgenden Worten: „Ich endige: den 23sten Januar 1565; Euer sehr großer „der stets thun wird was Ihr mir befehlen werdet: Der „Prinz ...“ Hier ist noch der ganze Inhalt eines andern seiner Briefe: „An meinen Lehrer den Bischof: Mein Leh„rer: Ich habe Euern Brief im Walde erhalten. Ich be„finde mich wohl. Gott weiß, wie sehr ich mich freuen „werde, Euch bald mit der Königin zu sehen *). Laßt „mir wissen, wie Ihr Euch dabei befunden habt; und ob „es viel Kosten verursacht hat. Ich bin nach Almeda a „Buitrago gegangen und das scheint mir sehr gut. Ich

*) Dies ist eine Anspielung auf die Reise, welche die Königin nach Bayonne machte, um sich mit ihrer Mutter in politischen Angelegenheiten, wegen der Ligue zu besprechen. Diese fand im Jahr 1565 statt.

„ging in zwei Tagen in den Wald, ich bin jetzt hierher zu„rückgekommen in zwei Tagen, wo ich, seit dem Mittwoch „bis heute bin. Ich befinde mich wohl, ich endige. Vom „Lande den 2ten Juni. Mein bester Freund den ich in „dieser Welt habe; ich werde alles thun was Ihr mir be„fehlet: ich der Prinz .." Er schließt mit eben diesen Worten einen andern, am Johannistage geschriebenen Brief; das Ende dieses Briefes ist nicht wenig kauderwelsch *).

XIII. Dieser Prinz hatte so viel Anhänglichkeit für den Bischof, daß er den Pabst um ein Breve für ihn ersuchte, welches ihm erlaubte, sechs Monat hindurch jährlich in Madrid zu residiren, um ihm Gesellschaft zu leisten. Die Körperschwachheit des D. Honoré hinderte ihn aber von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, nahm sogar so überhand, daß sie ihn ins Grab stürzte. Dieser Bischof benutzte die Authorität, welche er über den Prinzen hatte, ihm gute Lehren zu geben. Dies gehet aus den Briefen hervor, welche er an ihn schrieb. Diesen beleidigte diese Freiheit keineswegs; er schien seine Ermahnungen so anzunehmen, wie er sollte; aber seine Aufführung stimmte nicht damit überein. Er überließ sich ohne allen Rückhalt der Heftigkeit seiner Leidenschaften. Man kann eine unendliche Menge kleiner Geschichten erzählen, welche dies beweisen. Es ist hier am rechten Orte, einige derselben bekannt zu machen, um diejenigen aus dem Irrthum zu reißen, welche den prachtvollen und verschwenderischen Lobreden des Saint-Real, Mercier u. a. auf die Talente und den Edelmuth des D. Carlos Beifall geben.

XIV. Als dieser Prinz einst im Walde von Aceca auf der Jagd war, gerieth er wider den D. Garcia von Toledo, seinen Hofmeister, in solche Hitze, daß er auf ihn

*) Kircher, im angeführten Werke 2. Kap. 11.

zulief, um ihn zu schlagen. Dieser fürchtete die Achtung zu vergessen, welche er seinem Prinzen schuldig war, ergrif die Flucht und ruhte nicht eher aus, als bis er in Madrid war, wo Philipp II. ihm einige Gnadenbezeugungen gewährte, um ihn die Beleidigung, die ihm widerfahren war, vergessen zu machen. D. Garcia fürchtete neue Vorfälle, und bat den König, ihm seine Entlassung zu bewilligen. Der König genehmigte dies und ernannte an seiner Statt den Ruy Gomez von Sylva, Prinz v. Evoli, Herzog von Francavilla und v. Pastrana, Graf v. Melito. Dieser Herr wurde nach weit unangenehmern Auftritten ausgesetzt durch die heftigsten Ausbrüche von Hitze, denen sich D. Carlos überlies *).

XV. D. Diego Espinsa (nachher Cardinal und Bischof von Siguenza, General-Inquisitor und Staatsrath) war Präsident des Raths von Kastilien; er verwies den Schauspieler Cisneros aus Madrid, in dem Augenblick, wo dieser in dem Gemache des D. Carlos eine Comödie aufführen wollte. Als der Prinz von dem, was vorgefallen war, Nachricht erhalten hatte, bat er den Präsidenten, die Abreise des Cisneros bis nach der Vorstellung auszusetzen, und da er hierauf keine günstige Antwort erhielt, lief er selbst zu ihm in das Palais, mit einem Dolch in der Hand; außer sich vor Wuth beschimpfte er ihn öffentlich, indem er zu ihm sagte: „Was bedeutet das, daß ein unwürdiger Pfaffe, wie dieser hier, es wagt, sich mir zu widersetzen, indem er den Cisneros verhindert, zu thun, was ich verlange? Bei dem Leben meines Vaters, ich will dich tödten;" er würde dies auch gethan haben, wenn nicht einige Grands von Spanien, welche gegenwärtig wa-

*) Cabrera: Histoire de Philippe II. chap. 28.

ren, sich zwischen beide gestellt, und der Präsident sich nicht zurückgezogen hätte *).

XVI. D. Alphons von Cordova, Bruder des Marquis de la Narva und Cammerherr des Prinzen, schlief in seinem Zimmer; einmal traf es sich, daß er nicht geschwind genug aufstand, um auf das Schellen der Glocke des D. Carlos herbeizueilen; dieser verlies sein Bette in Wuth und wollte ihn zum Fenster hinauswerfen. D. Alphons fürchtete die Achtung gegen den Prinzen zu vergessen, wenn er ihm Widerstand leistete, und fing an zu schreien, worauf die Bedienten herbeiliefen, der Kammerherr sich aber sogleich in die Zimmer des Königs begab, welcher ihn, nachdem er sich von dem Vorfall unterrichtet hatte, bei seinem eigenen Hofe anstellte **).

XVII. Sehr oft ließ er es an der Achtung fehlen, die er dem Alter und der Würde des Prinzen Evoli schuldig war. Bei verschiedenen Gelegenheiten gab er seinen Bedienten Ohrfeigen. Sein Schuhmacher brachte ihm eines Tages zu enge Stiefeln; er befahl sogleich daß diese in Stücken zerschnitten und gekocht würden, und zwang nachher den Unglücklichen, die gekochten Stiefeln zu essen, welches diesem so übel bekam daß er zu sterben glaubte. Er ging zur Nachtzeit aus dem Palais, ungeachtet der Ermahnungen, die man ihm gegeben hatte, dies nicht zu thun. Seine Aufführung wurde in kurzer Zeit so lüderlich und anstößig, daß sie die gegründetsten Zweifel erregte, daß er noch heirathsfähig sey und daß sein Geist Urtheilskraft genug besäße, nach dem Tode seines Vaters den Staat zu regieren. Wer könnte glauben, daß die Königin von allen

---

*) Wander-Hames; Histoire Philipp II. pag. 115 — Cabrera; Prudence de Philippe II. liv. 7. chap. 21. —

**) Cabrera in dem oben angeführten Werke Kap. 28.

diesen so häufigen und allgemein bekannten Auftritten nichts erfahren hätte? und wenn man zugiebt, daß sie davon unterrichtet war, wie dies nicht anders möglich war, so ist es nicht möglich, ihr mit Grunde irgend einige Zuneigung für den D. Carlos beizumessen *).

---

*) Wander Hames: Vie de D. Juan d'Antriche Lib. 1. paragraphe poco despuca. Cabrera et Campana am schon angeführten Orte.

I.

Rückblicke
auf die neueste politische Literatur.

Auszüge aus dem interessanten Werk der Beschreibung von Spanien, oder Sitten, Gebräuche, Trachten und Denkmäler der Spanier.

(Fortsetzung.)

Die Abtey Mont Serrate. Wenigen nur ist der Name dieses Wunderberges unbekannt, weit umher hat sich die Kunde des Gnadenbildes der Mutter Gottes verbreitet, wohin die gläubige Menge in frommer Andacht zu dem Kloster des heil. Benedict wallet, das von dem Berge seinen Namen erhielt, und der Eremiten entzückender Aufenthalt ist in dem Munde fast jedes Spaniers.

Eine schöne schattige Landstraße führt von Barcellona durch Cataloniens mit zahlreichen Dörfern übersäete Fluren, zu der des Llobregat, an dessen Ufer sich nun der Weg hinaufzieht, bis man gegen Martorel gelangt; bekannt durch seine prächtigen Brücken und Triumphbögen, der Römerzeiten Denkmal. Hinter Martorel erhebt sich die Gegend, und immer deutlicher tritt aus der Wolken Schleier des Mont Serrat sonderbare Gestalt hervor. Man erkennt nun seine mannigfaltig geformten Zacken, Nadeln und Spitzen, eine ungeheure, in sich selbst zerspaltene düstere Felsenmasse mit mehreren glänzend weißen Punkten — der Eremiten abgeschiedene Wohnungen — besäet. Zwei Wege führen von Colbata aus zum Kloster, der eine, gut und trefflich unterhalten, ist für Wagen, der andere, um mehrere Stunden kürzer, kann bloß zu Pferde gemacht werden, aber reichlich lohnen den Wanderer die mannigfaltig abwechselnden Schönheiten der Natur; mit jedem Tritt erweitert sich die Aussicht in die offene Ebene,

durch welche sich die Llobregat schlängelt, und in weiter Ferne begränzt das malerische Ganze mit bläulicher Linie das Meer.

Ungefähr um des Berges Hälfte wendet sich der Pfad, und nun gewahrt man, die Ebene verlierend, mit einem Mal das Kloster in einer der größten Vertiefungen des Felsenberges. Die einfache Bauart des an hohe Felsen gelehnten Klosters mit seinem gothischen Kirchthurm, zu dessen Aufnahme ein Wunder die hohen schroffen Felsen getrennt zu haben scheint, der gähnende Abgrund im Vordergrunde, die üppigen grünen Streifen, die sich aller Orten, begränzt mit großen mannigfaltigen Kegelgestalten, zeigen, auf deren länglichen Röhren die zerbrechlichen Wohnungen der Einsiedler zwischen Himmel und Erde zu schweben scheinen. Das Magische der Farben dieser eisengrauen Felsen, dieses dunkeln Grüns, dieser röthlichen Gebäude; diese schauderhafte Empfindung, welche ein hoher zu des Kloster Rechten herüberhängender Felscylinder erregt, auf dessen Spitze das staunende Auge noch Ruinen von Mauern und ein Kreuz erblickt, der mit den harmonischen Tönen musikalischer Instrumente und jugendlicher Stimmen sich zum Lob der Gottheit vereinende Glockenklang, dies reine Azurblau des Himmels, alles vereint sich, um in des frommen Pilgers Gedächtniß einen Eindruck der Ehrfurcht, Bewunderung und des Erstaunens zu hinterlassen, der nie wieder verschwindet.

Auf jenem hohen furchtbaren Bergcylinder stand in der grauen Vorzeit Tagen ein trotziges Schloß, viel sprach man in der Gegend von seinen festen Thürmen, von seinen schönen Cisternen, doch mehr von seinem furchtbaren Besitzer, dem Oberhaupte einer mehr denn 3000 Mann starken Räuberbande, dessen Nahme Antonio Garillas, weit umher das Schrecken des friedlichen Landes war. Auch in des Klosters heiligen Mauern waren die frommen Mönche nicht sicher; oft wußte Antonio mit List oder Gewalt sich zweier Eremiten zu bemächtigen, ihnen ward dann der Auftrag, mit seiner Forderungen Kunde ins Thal hinab zu steigen, indeß er und die Seinen sich auf der Felsen Spitzen stellten, und ungeheuere Steinmassen herabzustürzen droheten, werde nicht das Verlangte zur bestimmten Stunde an angezeigten Ort hingeschafft. So wurden des Klosters Einwohner, die Klausoren und die ganze Nachbarschaft in fortwährender Furcht und Sclaverei erhalten. Da hoben die Mönche im gläubigen Gebet die Hände empor zur heiligen Jungfrau um Schutz und Hülfe, und siehe der zürnenden Gottheit rächender Blitz zerschmetterte der Frevler Wohnung, und das Schwerdt von Barcelona's Reisigen würgte nun die flüchtigen Räuber. Zur Dankbarkeit für des Himmels Gunst ward eine neue Einsiedelei vom Kloster erbauet, und hoch auf des Felsens Spitze pranget zur Ehre des Erlösers der Christenheit heiliges Zeichen. — So hat sich die Mähr von jenen Mauerresten vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, und fleißig verkündet der Prediger Mund zur Warnung die Legende dem pilgernden Volke.

Tarragona war der Hauptort der Insurgenten Cataloniens. Hieher waren alle angesehene Patrioten gezogen, hier wurden alle Kriegsrüstungen betrieben. Alle andere Gegenden Spaniens übertraf besonders das unzähmbare Catalonien an wilder Beharrlichkeit. Was Saragossa unter den spanischen Städten, war Catalonien unter allen Ländern der pyrenäischen Halbinsel. Mit Menschenblut mußte jede Fußbreite Eroberung abgekauft werden. Jenem Ungeheuer der lernäischen Sümpfe aus der Urwelt fabelhaften Zeiten, dem immerdar für ein verlornes Haupt deren zwei wuchsen, glich der Catalonier Aufstand. Je öfter sie geschlagen wurden, je zahlreicher erschienen sie zu neuen Kämpfen, und nie konnten sich Frankreichs Heerführer rühmen, des hohen Berglandes Meister zu seyn. Spanische Bürger, Bauern, versprengte Krieger des Heeres und Ueberläufer aus allen Nationen bildeten die, von Frankreichs Herrscher mit dem Namen Brigands belegten Insurgenten-Haufen. Verzweiflung gab dem armen mishandelten Spanier die blutige Waffe in die Hand, und führte den Guerilla's Anführern unaufhörlich neue Streiter herbey. Verdienste oder Familienverhältnisse erwarben den Befehlshabern oder Oberhäuptern ihr Ansehen; nicht selten waren es tüchtig zu ihnen übergegangene Unterofficiere und Soldaten. Diese suchte dann die Junta durch sehr reiche Montur, schöne Pferde, große Bezahlung und frohe Aussichten für die Zukunft zu fesseln. Keinen Tag waren ihre Banden dieselben, bald zählten sie einige tausend, bald nur hundert Mann. Unaufhörlich änderte sich ihre Stärke, ihr Aufenthalt, ja selbst ihr Anführer. Der Mann unter ihnen, der des Morgens noch ein Heer von 3 bis 4000 Mann befehligte, sah am Abend zuweilen kaum 7 oder 8 Menschen um sich, und dennoch war unter allen ein enger Verband. So zerstreut in Bergen und Thälern ihre Banden auch immer herumstreifen mochten, sie hatten ihre geheime Junta, ihre Druckereien zur schleunigen Verbreitung von Nachrichten, ihre Eilboten, ihre Waffenniederlagen und Kundschafter. Schwer war es, ihre Schlupfwinkel zu erforschen, denn jedes einsame Bergdorf, jeder entlegene Hof diente dazu, schwer, ihre Haufen einzufangen, denn in jedem Dorfe hatten sie ihre Anhänger, von denen alle Bewegungen der Franzosen verrathen wurden. Nie waren die Guerillas gleichförmig gekleidet, bis auf eine rothe Binde, deren Ende der Geldbeutel ist. Eine bunte Feder zierte den Hut. Erbeuteten sie französische Montirungen, so wurden diese gern angezogen, um im Gefechte Verwirrungen anzurichten. Gewöhnlich waren sie zu Pferde, oder auf Eseln, gut bewaffnet, aber desto schlechter beritten.

Zwei Pistolen im Gürtel, ein Säbel, ein Gewehr und eine Lanze waren ihre Waffen. Selten bemerkte man Dolche bei ihnen. Ein Wollküssen statt des Sattels, mit übergehängten Stricken, an den Enden statt der Steigbiegeln mit Schleifen versehen, einen Strick um das Maul, statt des Zaumes, war das Reitzeug ihres Maulthieres. So schlecht sie aber auch beritten waren, so gute Reiter waren sie doch gewöhnlich in der Regel, und mit unendlicher Gewandtheit durchschlüpften sie ihre Felsengewinde und

Schluchten. Sie waren, weder in Compagnien noch Bataillons getheilt, sondern jeder, der Verstand und Uebergewicht hatte, commandirte den wilden Heereshaufen im Gefechte. Oft überluden sie zwar ihre Gewehre, trafen aber gut und sicher. Gewöhnlich meldeten sie dem feindlichen Anführer und dem Alkaden des Ortes, wo die Feinde lagen, sie würden morgen um die und die Stunde kommen, um sich zu schlagen, und fast jedesmal ward diese stolze Herausforderung richtig gehalten. Ein wildes Geschrei bezeichnete schon in weiter Ferne ihre Ankunft. Uebrigens erzählt man von ihnen des Edelmuths und der Disciplin mannigfaltige Züge. So reiste einst ein Tuchmacher mit drei beladenen Maulthieren von Barcelona gen Tarragona. Unterwegs überfielen ihn dreizehn Brigands und plünderten ihn rein aus. Indem er seine drei leeren Esel vor sich hertrieb, begegneten ihm wieder drei andere. Sie hielten ihn an, fragten ihn nach seiner Reise, ob er von Franzosen oder Spaniern geplündert worden, und wohin er gedächte? Aus Furcht, ihm möge noch Schlimmeres begegnen, wollte er anfangs seinen Unfall nicht entdecken, doch als sie auf seinem Paß drei beladene Esel bemerkt fanden, war er genöthigt, alles zu gestehen. Nachdem man ihn gefragt, wenn er des Weges zurückkehre, ließ man ihn ziehen. Am dritten Tage kehrte er wieder, und fand die drei Brigands, welche seiner warteten, und ihm alles ersetzten, was ihm genommen worden war.

Unter den Guerillas-Anführern dieser Gegenden hatte vorzüglich Don Juan Martin mit dem Beinamen el Empecinado sich furchtbar gemacht. Mehrere seiner Familie waren von den Franzosen ermordet worden, seine Habe geplündert, sein Wohlstand zerstört; Schmerz, Hunger und Verzweiflung trieben ihn zu den Guerillas in die Gebirge; vor der Madonna geheiligtem Bilde wiederholte er den schrecklichen Schwur: nie seiner Rache Gränzen zu setzen, so lange noch ein Franzose des Vaterlandes heiligen Boden mit seiner Gegenwart beflecke. Fürchterlich erfüllte er sein Gelübde; bald sah er sich an der Spitze einer zahlreichen Bande, und nie hat selbst die mörderische Schlacht den französischen Heeren so viel Schaden gebracht, als sein und der Seinen Racheschwerdt durch die Zeit des blutigen Kampfes in Spanien. — Unter der Maske lebhafter Vaterlandsliebe hatte Rigo vieler Patrioten Zutrauen erworben, und mannigfaltige Kenntniß der geheimen Fäden, durch die Ferdinands VII. Anhänger mit einander verbunden waren, erhalten. Nun ward er zum Verräther an des Vaterlandes geheiligter Sache, erhielt an Josephs Hof, wohin er sich geflüchtet, eine ehrenvolle Anstellung, und verfolgte rastlos alle Bewohner der Hauptstadt, die mit den Patrioten in Verbindung standen. Da weihte ihn der furchtbare Empecinado, das Schrecken der Feinde des Vaterlandes, der Rache; bald ward ihm die Kunde, Rigo werde sich verheirathen, auf einem in der Hauptstadt Nähe gelegenen Landhaus werde die Verlobung gefeiert. Begonnen hatten des festlichen Tages Freuden, da erscheint plötzlich, umgeben von seinen Getreuen, Empecinado vor der verschlossenen Pforte; dumpf verhallet im weiten Gebäude des Schrecklichen lautes

Pochen; Gesang und Saitenspiel verstummen, Entsetzen bemächtigt sich der Gäste; sprachlos bebt der Schuldige. Rigo den Verräther, verlangt Empecinado, Schutz und sicheres Geleite solle den Uebrigen werden, selbst seinen ewigen Feinden, den anwesenden Franzosen, sichert er heute Leben und Habe zu, aber über Rigo ist der Stab gebrochen. Vergebens sinkt die reizende Braut zu des Rächers Füßen, vergebens bietet man Gold und Edelstein zu des Schuldigen Rettung. — Rigo! ist des Furchtbaren Antwort auf jede Bitte, auf jeden Vorschlag. — Gebunden führen ihn einige Auserwählte Empecinado's von dannen nach Cadix, wo bald zu des Vaterlandes Sühne, das schuldbeladene Haupt auf öffentlichem Platze fiel.

Nur wenig hätte gefehlt, daß der König Joseph nicht Rigo's Geschick getheilt, als er zu Alameda, eine Stunde von Madrid, einst dem Gouverneur General Belliard ein großes Fest gab. Nur die schleunigste Flucht vermochte den von Empecinado überfallenen König zu retten. Ein andermal war Joseph zu Guadalarara, und wollte gen Siguenza gehen, da legte sich Empecinado mit seiner Schaar in Hinterhalt zu Cogolludo, und zwang ihn sich eilend unter den Schutz der Besatzung Madrids zu retten. Die Verfolgung der Flüchtigen war so lebhaft, daß mehr denn 40 seiner Garden zu Torejon und el Molar zusammengehauen wurden.

Fandango. Volero. Kein Tanz, weder in des Alterthums Tagen, noch in der erfindungsreichen Gegenwart, vermag sich mit dem Fandango zu vergleichen. Der frömmste Klausner, der nichts als Gras und Kräuter speist, dessen abgezehrte Knochengestalt schon lebend des Todes Schreckenbild vorstellt, der unaufhörlich betet, immer fastet und täglich sich geißelt, vermag ohne heimliche Seufzer dem Fandango nicht zuzusehen, ohne sich mit Disciplin und Regel unglücklich zu fühlen, und endlich wider Willen selbst mit zu tanzen.

Kaum beginnen des Fandango's erste Accorde, so scheint ein Zauberschlag der Spanier ganze Ernsthaftigkeit, ihr ganzes Wesen plötzlich verändert zu haben, alle Gesichter beleben sich, jede Falte schwindet: jede Nerve ist electrisirt; noch einmal empfindet der abgelebte Greis des Blüthenalters Gluth, ein Strahl der Freude in des Misantropen Seele, und selbst der Speculant vergißt das Einmaleins. Des Ausländers strenge Moral findet zwar anfangs viel Anstößiges in des Fandango üppigen Bewegungen, aber nicht lange, und er selbst wird hingerissen, wird des angefochtenen Tanzes Vertheidiger.

Einst wollte der heilige Vater zu Rom, so geht die Sage in des Volkes Mund, und bewährt der Rede Wahrheit, erzürnt ob des Tanzes Aergerniß und seiner Duldung bei einer Nation, deren Ruhm im reinen Glauben und strengen Sitten weit erschollen und im Vatican rühmlich bekannt, denselben bei Strafe des Kirchenbanns feierlich verbieten. — Ein Consistorium versammelt

sich, des Fandangos Prozeß beginnt: schon ist man im Begriff, die Stimmen zu sammeln, da bemerkt einer der Richter sehr weise, es sey doch nicht recht, den armen Beklagten ungehört zu verdammen. Die Bemerkung wird richtig befunden. Man läßt einen Spanier und eine Spanierin kommen, die, begleitet von den sanften Tönen blasender Instrumente, vor der frommen Männer Augen des Fandango ganze Zauberkraft entfalten. Einer solchen Vertheidigung vermag der Richter Strenge nicht zu widerstehen, allmählich glätten der Väter krause Stirnen sich, schon schimmert des Wohlgefallens Lächeln auf allen Gesichtern; plötzlich erheben sie sich, Oberons Horn hat ertönt, Hände und Füße bewegen sich in geregeltem Tacte, das geweihete Consistorium wird zum Tanzsaale und — der Fandango ist gerettet. Wer wird nach einem solchen Triumphe noch des Tanzes Verdammungsurtheil sprechen? Auch scheint für immer sein Thron in Spanien begründet. Nie wird er von mehr als von zwei Personen getanzt. Höchst einförmig im Anfange, wo oft mehrere Minuten lang sich die Tänzer nicht von der Stelle bewegen, gleichen die Pas mehr dem Balanziren; mannigfaltig sind dabey die Bewegungen des Körpers und vermehren die Reize derselben. Aber allmählig wird er lebhafter, und zuletzt so hinreißend, daß der Tänzer ganzer Körper von fieberhaften Erschütterungen ergriffen zu seyn scheint. Die Bewegungen der Augen, des Gesichts, bezeichnen alle Stellen des Fandangos, man bemerkt den lebhaften Ausdruck der Begierde sich einander zu nähern; man sieht wie abwechselnd und schnell Furcht, Verlangen und Entzücken die Gemüther beunruhigen. Nie berühren sich die Tänzer mit den Händen, immer schweben diese in der Höhe und begleiten mit Kastagnetten *) des Tanzes Tact. Scheint der Tänzer zu ermüden, sinken ja einmal die Hände, so ertönt von allen Seiten der laute Zuruf: arriba! arriba! — in die Höhe! — und schnell erhält der Tanz einen neuen Schwung. Er ist ein wechselseitiges Auffordern; bald nähern, bald entfernen sich die Tänzer. Schon scheint, von ihrem Gefühle hingerissen, sich die Tänzerin zu ergeben — aber plötzlich entschlüpft sie wiederum neubelebt dem Sieger. Mit hastigem Verlangen verfolgt er sie jetzt, bald eilt sie dem fliehenden Geliebten wiederum nach; — doch wer vermag mit Worten des Südens Leidenschaftlichkeit und Gluth auszudrücken, wie sie sich hier in Blicken, Gebehrden und Stellungen aussprechen. — Wer einmal des Fandango lebendige, verführerische Darstellung, vorzüglich von einer Andalusierin gesehen, bedarf über diesen Zweck keinen Aufschluß mehr.

Noch hat der Spanier einen andern Nationaltanz, der — wo möglich — des Fandango sinnlichen Ausdruck übertrifft, der Bolero. Gewöhnlich füllt er einen Zwischenact des Theaters aus;

---

*) **Castannéta**, Kastagnetten, sind kleine hohlgedrehte Becken von Elfenbein oder Ebenholz, deren 2 an einer seidenen Schnur befestigt, bei dem Tanz an die Daumen gebunden und zu der Guittare Ton nach dem Tact zusammengeschlagen werden.

rasch und Freude fordernd rauscht die volle Musik im Orchester, ein heiterer Enthusiasmus ergreift die glänzende Versammlung, der Vorhang fliegt in die Höhe. Ein leises „Ach!“ schlüpft von jeder Lippe, wenn die Tänzer in aller Ueppigkeit, der zum Tanzen erfundenen andalusischen Landestracht und höchst vollendet schöner Körperformen, feurig, Liebe und Verlangen glühend auf das Theater fliegen; jedes Herz erkennt und fühlt der Schönheit und Grazien Macht. Lieblich klappern die Kastannetas in den Rosenfingern; unvergleichlich ist der zarten Glieder Spiel: Männlichkeit und Vollkraft spricht sich in dem Tänzer aus; die Tänzerin erscheint als Weib von der Natur zur Liebe geschaffen; sie haben sich gesucht, sie finden sich, — schon sind ihre Arme geöffnet, in der Thräne des Entzuckens schwimmen ihre Augen, wild klopfen sich die Herzen entgegen, sichtbar schwinden Himmel und Erde um die Trunkenen, schon berühren sich ihre Gewänder, ihre Küsse begegnen sich — ach! vergebens! Keusche Scham hält sie ab, unentschlossen weichen beide zurück. Eine Pause! — Regungslos stehen beide. — Aber bald beginnt die Musik von neuem; feuriger fliegt er ihr entgegen, zärtlicher schwebt sie auf ihn zu. Beredter werden ihre Blicke, ihre Bewegungen heftiger, jede Muskel zittert vor Leidenschaft. Schon klopfen ihre Herzen zusammen, schon schließen sich vor süßem Entzücken ihre Augen — ach vergebens! — Unerbittlich reißt eine unbekannte Macht die fast Vereinten wieder aus einander. — Eine zweite Pause hält ihre Empfindung auf. — Jetzt fällt das Orchester rascher ein, von neuem ergreift sie plötzlich der Wonnerausch, der Töne Strom und eigene Empfindung treibt sie rasch vorwärts. Ihre Blicke sind entflammt, ihre Bewegungen rufen zur Lust. Schon begegnen sich ihre Lippen, schon verketten sich ihre Arme, nur die süße Scham hält sie noch immer zurück. —

In den Logen athmet jeder Busen schwer und tief, der Wollust Hauch schwebt wie eine schwüle Wetterwolke über allen; wild stürmen die Accorde durch die Saiten, und heftiger werden die Bewegungen. Jede Muskel drängt sich zum Genusse, jeder Augenblick fliegt dem süßesten zu, bis die Seligen sich endlich in die Arme stürzen, dicht umschlungen, angenehm erschöpft, der Zustand höchster Wonne, und schnell verstummt die Musik; der Vorhang fällt, in süßer Ermattung verschwindet das schöne Paar und die Zuschauer erwachen aus ihrer Betäubung. — Der Fandango betäubt die Sinne, der Volero entzückt sie; der Fandango mahlt den rohen Genuß, der Volero der Zärtlichkeit Belohnung.

In den höhern Ständen verwendet man eine besondere Aufmerksamkeit auf die Fußbekleidung; oft sind die zierlichen Schuhe reich gestickt, ja selbst Perlen werden darauf verschwendet, so wie die Zwickel der weißen seidenen Strümpfe, den die langen schwarzen Franzen der Basquina umspielen. Im allgemeinen haben die Spanierinnen sehr schön geformte kleine Füße, und es ist ein Zei-

chen der höchsten Gunstbezeigung, wenn die Spanierin ihrem Geliebten erlaubt, ihren Fuß zu berühren.

Nur um diese einzige Gunst von der Königin Elisabeth, Gemahlin Philipp IV., zu erhalten, begieng der Graf von Villa Medina ein Verbrechen, welches ihm das Leben kostete. Was Scharfsinn und Liebe erfinden konnten, um der Königin seine Neigung zu entdecken, hatte der Graf bereits angewendet; so erschien er einst auf einem maskirten Ball in einem mit Realen vom Kopf bis auf die Füße bedeckten Domino, und mit folgender Devise auf seiner Leibbinde: Mis amores son Reales, was im Spanischen den Doppelsinn giebt, meine Leidenschaft sind Realen, oder meine Liebe ist königlich. Als er endlich wähnte, dem hohen Gegenstand seiner Neigung nicht zu mißfallen, gab er in seinem Hotel ein prachtvolles Fest. Ein von ihm verfaßtes Schauspiel sollte aufgeführt werden, worin die Königin selbst eine Rolle übernommen hatte. Nur die Maschinerie allein hatte mehr denn 30,000 Thaler gekostet. Bei des Stückes Entwickelung sollte sich die Königin in einem Triumphwagen mit Wolken umgeben erheben. Ein Vertrauter des Grafen legte in diesem Augenblick Feuer an, und plötzlich stand alles in Flammen. Der Graf umfaßte die Königin, rettete sie durch eine kleine Stiege, raubte ihr einige Gunstbezeugungen, und berührte, nach den Worten des spanischen Geschichtsschreibers, selbst ihren Fuß.

Zu des Grafen Unglück hatte dies ein Page gewahrt, und der Graf ward kurze Zeit darauf durch einen Pistolenschuß getödtet, den man der Eifersucht des Königs zuschrieb.

Mit vieler Einsicht betreibt der Valencier den Ackerbau, alle Ländereien sind in gewässerte Huertas, bei weitem die meisten, und ungewässerte Secanos getheilt. Bei jenen ist die Kunst der Bewässerung auf das höchste getrieben. Von 35 großen und kleinen Flüssen, unter denen der Xukar und Turia oder Quadalavir die beträchtlichsten, erhalten eine unzählige Menge von Canälen das nöthige Wasser; jeder noch so kleine wilde Bach, jeder Brunnen, jede Cisterne, wird zu diesem Zwecke benutzt; jedes Mittel der Kunst aufgeboten, große Kapitalien zu Anlegung von Schleusen, Schöpfrädern, Wasserleitungen 2c. verwendet. Eine genaue gesetzliche Ordnung ist dabei begründet. Jeder Ort, jedes Grundstück hat seinen Tag, seine Stunde, seine Minute, wenn er das Wasser erhält, und wenn, bei schwerer Strafe, der Grundherr es wieder abfließen lassen muß. Nach der Art der Bewässerung 2c. ihrer Nähe bestimmt sich daher auch der Preis der Ländereien. Dort, wo große Hülfsmittel der Kunst erfordert werden, wie z. B. in der Huerta de Alicante, in Crevillent 2c. wird daher dem Unternehmer der Wasserkunst oft die Stunde Bewässerung mit 3 Piastern bezahlt, so daß ihm nicht selten ein einziger Tag an 72 Piaster trägt.

So erklärt es sich leicht, wie der Wasserdiebstahl in Valencia zum Verbrechen wird. Mit Eimern, Calabassen, behangen, schleicht um Mitternacht der arme Landmann, der sein kleines Stückchen Feld verdorren sieht, zu jenem ihm unschätzbaren Elemente. Es glückt ihm die schlafenden Wächter zu vermeiden; mit klopfendem Herzen erklettert er die silberne Quelle am steilen Bergabhang, füllt zitternd seine Gefäße, und kehrt athemlos mit seinem köstlichen Fang zu seinem harrenden Weibe zurück. — Ein andermal hält er sich so lange bei der Patáno in Gebüschen versteckt, bis es es ihm gelingt, durch einige, in dem Hauptcanal befestigte Korkrinnen das Wasser in seine Tonnen hinabzuleiten. Gern opfert er, um den Wächter zu blenden, einen Piaster auf, der sich ihm zehnfach zahlt. Ja er wagt es wohl, durch oft gelungene Versuche kühn gemacht, einen von jenen unzähligen kleinen Seitencanälen abzuleiten, und indeß weiter unten vergebens auf die gewöhnliche Bewässerung gewartet wird, mit Hülfe seiner kleinen Familie das Wasser in Tonnen, Schläuchen und Kannen emsig nach der verborgenen Cisterne zu schaffen. — Vergebens sind harte Strafen, vergebens gut bezahlte Wächter; Noth und Bedürfniß schärfen des armen Wasserdiebes List und Erfindungsgeist.

Ueber 29 Millionen Realen ist des Weines jährlicher Ertrag, über 15 Millionen Realen wird des Jahres an Oehl gewonnen, und gegen 16000 Centner getrocknete Feigen jährlich von hier ausgeführt. Auch im fernen Auslande sind Valencia's treffliche Alicante- und Benicarto-Weine bekannt; die gewöhnlichen Weine werden fast alle im Lande verbraucht oder zu Branntwein verwendet, von dem jährlich für 12 Millionen Realen ausgeführt wird. Ueberhaupt rechnet man den Ertrag der Ausfuhr für Wein, Rosinen, Feigen, Datteln, Mandeln, Salz, Branntwein u. a. m. auf 27 Millionen Realen, und dennoch — ungeachtet des Bodens üppiger Fruchtbarkeit, ungeachtet der Erzeugnisse Mannigfaltigkeit, trotz allem Fleiß und Betriebsamkeit der Einwohner, ist des Landes größter Theil nicht wohlhabend, besitzt der Landmann nur wenig. Zwar lebt er ohne Kummer, die gütige Natur sorgt hier überflüssig für des Lebens Unterhalt, und die Kosten des Bedarfs sind gering, aber obgleich der König nur eine sehr mäßige Abgabe vom Einkommen bezieht, lasten dennoch schwere Abgaben auf dem Landmann. Diese äußerst drückenden Feudalabgaben bestehen in einer Naturalerhebung, bald des fünften und sechsten, bald selbst des dritten und vierten Theils von allem, was nur immer des Landmanns Fleiß ertheilt. Hierzu kommen noch Zwangspressen, Zwangsöfen, Zwangsgewölbe und Zwangsposaden, alles traurige Ueberreste der alten Feudal-Verfassung.

Vorzüglich sind der Valencianer Schatzgräber sehnsuchtsvolle Blicke nach einer unweit dem anmuthigen Küstenflecken Benidolaig liegenden Höhle gerichtet, die durch den, aus jenen Zeiten noch hier vergraben seyn sollenden Schatz, und ihrer schönen Stalactiten wegen, einen Namen erhalten hat. — Ein weißes Lamm, ein weißes Kaninchen und eine weiße Taube, alle ohne Makel, werden erfordert, um die reiche Habe zu haben, aber noch bis diese Stunde liegt unversehrt des Schatzes schwere Bürde.

Vor mehr denn anderthalbhundert Jahren, so lautet die Mähre im Volke, entdeckte jemand in einer alten maurischen Handschrift das ganze köstliche Geheimniß; kühn beschloß er, in eines Freundes Geleite, das Abentheuer zu beginnen. Versehen mit der Hebung Erforderniſſen, und reichlich durch Rosenkränze, Weihwasser, Scapulire und Reliquien beschirmt, ward im nächtlichen Dunkel lautlos die Reise begonnen, und mit dem Glockenschlag 12 in die Höhle getreten. Kaum sind 2 Schritte geschehen, als ein sanftes Wehen sie umgiebt, ihre Fackeln verlöschen, und in der Tiefe stürzt eine goldene Flamme hervor, die ihnen zum Führer dient. Mit steigendem Muthe steigen sie weiter, da öffnet sich plötzlich der Felsen, ein großes glänzendes Gewölbe zeigt sich ihren staunenden Blicken, mit unermeßlichen Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen gefüllt. Schon wollen sie in ihrer Wünsche Heiligthum treten, da schwebet aus der Erde Schooß im blendend weißen Schleier gehüllt, des Schatzes Hüterin, eine maurische Jungfrau hervor, und streckt drohend ihr goldenes Schwerdt den Kühnen entgegen. — Erschrocken, geblendet von der unterirdischen Schönheit, weichen die Freunde zurück, legen zu der Maurinn Füßen die weißen Gaben nieder, und beginnen der Entzauberung vorgeschriebene Formeln. Vergebens! die Jungfrau schüttelt das Haupt, stößt unwillig mit dem Schwerdte die Thiere zurück, und schwingt es dreimal furchtbar um ihr Haupt. Plötzlich erschüttert ein furchtbarer Donnerschlag die Grundfesten der Erde, die Lichter verlöschen, mit gräßlichem Geprassel schließt sich das Gewölbe, sausend durchfährt der Sturm des Felsens weite Höhlen, gräßlich durchzucken Blitze der Grotte weite Wölbung, alle Elemente scheinen im fürchterlichsten Aufruhr zu seyn; — eine unsichtbare Gewalt treibt die vernichteten Schatzgräber von dannen.

Als sie wieder zu sich kamen, stand bereits die Sonne hoch am azurnen Himmel, und sie lagen im Schatten eines Olivenbaumes, 200 Schritte vom Eingange der furchtbaren Höhle. Mit Schrecken entdeckten sie jetzt, unter der Taube Flügel, ein fast unsichtbares graues Federchen, und erkannten dankbar, wie nur dem Schutz ihrer Reliquien sie des Lebens Wahrung zuzuschreiben hatten.

Stolzer, anmaßender als irgendwo ist der hiesige Adel. Nicht genug, daß sie ihre mehr oder weniger Ahnen aufzählen, haben sie sich selbst stillschweigend in drei Classen abgesondert, die auf des

Adels Entstehung sich gründend, unter der Benennung des blauen, rothen und gelben Blutes, mit gegenseitigem Neid und Widerwillen einander betrachten, und sorgfältig jeden nähern Umstand vermeiden.

Unter dem blauen Blute werden nur die zur Würde eines Grande de Espanna erhobener Familien, oder jener, so auf diese Auszeichnung Anspruch machen könnten, begriffen.

Das rothe Blut bezeichnet die altadelichen Häuser, so wie Castiliens und Arragoniens alter Titulos. Gelbes Blut werden die neueren castilischen Titulos genannt, so wie überhaupt jene Edelleute oder Hidalgos, deren Haus nicht älter als 200 Jahr ist.

Allein für sich und abgeschieden leben des Adels verschiedene Abtheilungen. Ein Schwarm unnöthiger Bediente, Advocaten und Anwalde — Apoderados — ohne welche sie nichts vornehmen können, ziehen sie aus. Kirchen, Klöster, Geistlichkeit und die Feste der Heiligen erschöpfen ihre Einkünfte und der ungeheure Luxus ihrer Frauen richtet sie zu Grunde, so daß wenn des Jahres Abschluß gemacht wird, jede Familie froh ist, wenn sie sich nicht in Schulden verwickelt sieht.

Auszüge aus dem interessanten Werke: Skizzen einer Reise nach Constantinopel des Frhrn. L. v. Stürmer in den letzten Monaten des Jahres 1816 von Joseph Goluchowsky.

Daß doch der Reisende sich bei allen Postmeistern in Ungern (nähmlich wie im letzten Quartier) einer ähnlichen gastfreundlichen Aufnahme zu erfreuen hätte! Aber wie oft hat man das Unglück, diese Herren bey übler Laune anzutreffen. Man wird frostig und in einem verdrüßlichen Ton empfangen, und ist verdammt, das zu büßen, was irgend eine frühere Unglück bringende Stunde verschuldet hat. Eine ganze Litaney von Klagen spricht den Angekommenen um Mitleid an. Bald ist der Knecht, der eben fahren sollte, davon gelaufen, weil er nur schlecht hat bezahlt werden können. Bald ist ein Pferd gestohlen worden, weil diese Thiere des Nachts auf dem Felde bleiben. Bald könne man ein anderes nicht fangen, indem es sich verlaufen habe. Nicht selten war die Weide so sehr entfernt, daß wir viele Stunden warten mußten, bevor wir weiter kommen konnten. Bei der Nacht war schon an gar keine schnelle Expedition zu denken. Doch man könnte vielleicht noch ein Auge zudrücken zu dieser Nachlässigkeit, wenn man bedenkt, daß sich auf der Straße von Pesth nach Temesvar nur wenige Passagiere herumtummeln, und die Posten nur einen sehr kärglichen Gewinnst zum besten haben; aber wie soll man sich dieß auf den besuchtesten Hauptstraßen gefallen lassen, wo man an manchen Orten warten muß, so lange es seiner Postherrlich-

keit gefällt, wo man für sein Geld Pferde zu erbetteln kaum im Stande ist, wo man das für eine Gnadenbezeugung ansehen soll, auf was man die gegründetsten Ansprüche hat. Ich selbst habe einmal von Mittag bis Abend warten müssen, weil die Pferde geackert haben. Wird ja doch der Postwagen manche Nacht zurückbehalten, weil die Herren zu bequem sind, um aufzustehen, und ihn sofort zu expediren. Sie wissen selbst, welch eine Pein dies Warten für einen Reisenden ist; ich mußte sie auf meiner Farth nicht einmal ertragen. Eben von der geringen Anzahl der Passagiere, rührt auch die geringe Anzahl der Pferde auf den hiesigen Posten. Trifft es sich nun, daß die Ordinaire und Diligenze einen nachfolgenden Kurier devancirt haben, so kann er sich umsehen, woher er Pferde bekomme. Sind diese endlich nach mehreren Stunden zurückgekommen, so sind sie wieder so ganz abgemattet, daß es wahrlich die Geduld des Reisenden auf die Probe setzen heißt, wenn man ihn mit denselben fortschickt. Hier zeigt sich in seinem vollen Lichte der Unterschied zwischen dem Grasenpferde, das sich bis spät in die Wintermonate mit dem kargen Futter auf mageren Triften begnügen muß, und dem kraftvollen Rosse bei voller Krippe im Stalle, wie es auf der Straße von Wien nach Ofen angetroffen wird. Gesellt sich nun noch zu diesem Umstande ein schlechtes Wetter, daß der Boden los wird, so ist dann schon gar nicht auf solche Pferde zu rechnen, und man muß zu Ochsen seine Zuflucht nehmen. Dieß widerfuhr mir in Rekas wirklich, sie mögen es noch so sonderbar finden. Ich ließ nicht weniger als 6 Ochsen vorspannen, brauchte aber auch nicht weniger als 6 Stunden um nach Kisetto, der nächsten Station, zu gelangen.

Raizen, die sich Seribi, d. i. Servier nennen, Wlachen, Bulgaren, Zigeuner, Juden, Italienische und Französische Kolonisten, Ungern, Deutsche, alle diese, wie Feuer und Wasser einander entgegenstehende Nationen vertragen sich hier friedlich neben einander. Vorzüglich haben sich seit 1763 viele deutsche Familien hier niedergelassen, um das Land anzubauen; auch haben sie das Banat wirklich zum vierten Theile verdeutscht. Nur an den Straßen sieht man davon keine Spur, diese sind in der That sehr elend, denn eigentlich giebt es gar keine. Die Flüsse treten häufig aus, und ermangeln nicht, weitgedehnte Sümpfe und Moräste zurückzulassen, die theils die Luft verpesten, dafür aber Torf geben, theils die Communication unterbrechen, und manches ersehnte Briefchen, manchen erwarteten Wanderer verspäten.

Wir gingen mit dem prächtigsten Wetter von Herrmannstadt ab, durcheilten die anmuthigen Dörfer Schillingberg, West, wo wir schon Grenzer in Garnison sahen, und wechselten zu Dolmasch, einem hübschen sächsischen Marktflecken, die Pferde. Noch

waren wir eine Stunde von dem Rothenthurmpaß. Schon zeigten sich die ungeheuern Felsen in ihrer furchtbaren Majestät. Es wird einem sonderbar zu Muthe bei diesem Anblicke; man zweifelt an der Möglichkeit, über diese unübersteigliche Mauer, die die Natur zwischen Siebenbürgen und die Wallachey hingesetzt hat, hinüber zu kommen, und späht neugierig dem verborgenen Stege nach. In feierlicher Stille tragen diese Pyramiden ihre Gipfel in die Lüfte empor, und bepanzert mit ewigem Schnee glänzen ihre Zinnen hoch über den Wolken. Man kann sich nicht eines mythischen Gefühls erwehren bei der Betrachtung solcher Riesengebilde der schaffenden Natur. Da wo sich ihre Wände spalten, ist ein Felsenweg ausgehauen, der sich über die Höhe schlängelnd, in die Wallachey senket. Der Rothethurm ist nur 3 Meilen von Herrmannstadt entfernt, nahe beim Flusse Aluta, am Fuße des hohen Grenzgebirges. Es ist ein Wachthaus auf einer Anhöhe, auf welche etliche und sechszig Stufen führen, ganz im gothischen Style einsam aufgebaut, und dient dazu, den engen Paß zu bewahren. In den alten aber festen Mauern liegt ein Militairposten, auch befindet sich hier noch ein Dreyßig-Amt, und um dessentwillen mehrere Beamtengebäude.

Die Karoliner-Straße hat ihren Nahmen vom Kaiser Karl VI., dem sie auch ihr Daseyn verdankt. Ihr Schöpfer stiftete sich in ihr zugleich auch ein unvergängliches Ehrendenkmal. Schon Trajan hatte darauf seine Mühe verwendet, aber Karl'n VI. war die Ausführung dieser Herkules-Arbeit vorbehalten. Um vor dem Passarovitzer Frieden im J. 1718, die Communication zwischen der Wallachey und seinen früheren Erbstaaten möglich zu machen, ließ er diesen 6 Schritte breiten Weg mit unendlichem Aufwande in die Felsen hauen: der commandirende General von Stainville führte die Aufsicht darüber. Zu diesem Zwecke mußte die Aluta, die in furchtbaren Wirbeln über die Felsenrisse hinabstürzte, zuerst schiffbar gemacht und von den großen Steinblöcken, mit denen sie verlegt war, gereinigt werden, um sich ihrer unbändigen Fluthen zur Förderung der Arbeit zu bedienen. Brücken wurden über Abgründe gebaut, unbezwingliche Steinmassen mit Pulver gesprengt, und nach unsäglicher Mühe eine Straße zu Stande gebracht, die knapp an der Felsenwand des Flusses fortläuft, zum nicht geringen Erstaunen der Reisenden sowohl, als auch zum unberechenbaren Nutzen des Handels. Sie reicht vom Rothenthurm bis zum Kloster Koschia, auf 10 — 11 Stunden weit. Lastwagen kommen bequem fort. Ich für meine Person hielt es für gerathener, zu Fuße hinter dem Wagen hinanzusteigen, denn in dem tief unten sich krümmenden Flußbette sah ich ein so schaudervolles Grab, daß ich ihm nicht genug ausweichen konnte.

Bemerken muß ich noch, daß die Pferde von der nächsten wallachischen Post Kinány hieher entgegen kommen. Es war in aller Frühe, als wir von der Kontumaz aufbrachen. Man steigt in dem Unter-Lazarethe ein, welches gegen die wallachische Seite zu liegt, und mit einem Thore gesperrt ist. Ich setzte mich in das ausländische Fuhrwerk, in dem ich mich ganz ungewohnt fühlte. Es ist ein elender Leiterwagen, anderthalb Ellen hoch, vielleicht eben so lang und keine Elle breit, in dem nur eine einzige Person, auf Stroh gekrümmt sitzen kann. Ich habe mir doch viele Mühe gegeben, um auf den Rädern oder sonst wo irgend ein Stückchen Eisen zu bemerken, aber vergebens. Vier rüstige Pferde, deren eines ohne Zeug und Sattel ein Wallache mit der Kuntka (Reitpeitsche) in der Hand reitet, sind mit Stricken an den leichten Wagen festgebunden. Das alles war mir ein seltsamer Anblick. Voran fuhr einer der mich begleitenden Unteroffiziere, hinter mir folgte mein Bagage-Wagen, und zuletzt schloß sich der andere Unteroffizier an. Die Postknechte erhoben ein jämmerliches Geheul, wodurch sie das Posthorn ersetzten, und schnalzten und knallten, daß es weit wiederhallte. Wir flogen wie auf Flügeln fort. Diese Außerordentlichkeit, dieses wilde Jauchzen, diese ungestüme Aeußerung des Lebens versetzten auch mich zuletzt in die beste Laune und in eine taumelnde Stimmung, bei der alle Gefühle rege wurden. Ich befand mich dabei recht wohl. So fortrennend gelangten wir bald an den kleinen Bach, der die Grenze zwischen der österreichischen Monarchie und dem Lande zeichnet, in welches wir uns nun stürzten. An den Ufern desselben wohnten zerstreut die Grenzhüter. Nicht viel weiter und ich erblickte — eine wallachische Schildwache. Nun bin ich in der Türkey. Ein Oesterreicher denkt sich dabei, was sich einst der Römer bei dem Worte Barbar denken mochte.

Nach anderthalb Stunden waren wir schon in Kinány. Es ist die erste wallachische Poststation. Diesen Ort wollen auch einige Kinii genannt wissen. Der erste desselben heißt Watacho. Er hat eine zahlreiche Dienerschaft in ziemlich guter Wohnung und ist die eigentliche Amtsperson. Wir bezahlten hier nicht nur die gemachte Station, sondern alle eilf kommende Posten, die nach Bukarest führen, wofür eine Quittung ausgestellt wurde, die man dann am gehörigen Orte nur vorzuzeigen brauchte. Die Fürsten unterhalten für Staatsbothen und Reisende eine gute Anzahl Postpferde. Man erhält ihrer in der Regel viere mit einem leichten Fuhrwerk, welches die Reise sehr beschleunigt. Ich gebrauchte aber auf meiner Reise nicht weniger als 16 dieser Thiere, wozu in jedem andern Lande zwei hingereicht hätten. Dafür ist aber auch das Rittgeld unbeträchtlich. Ich bezahlte das Pferd zu 8 Parah (2 Parah machen einen Silberkreuzer aus), und den Postknecht nach Belieben, doch nicht unter 20 Parah. Die Stationen sind gewöhnlich 4 gute Stunden von einander entfernt. Vier Personen

spielen auf den wallachischen Posten eine Hauptrolle: Der Kapudan, der Logathet, der Tschausch und der Rotaro. Der erste ist der eigentliche Postmeister, der zweite sein Secretair, der dritte Oberpostknecht und der vierte Wagenverfertiger. Auf manchen Posten giebt es uber 80 Pferde, deswegen man auch nie, wie in Ungern, über Mangel an denselben klagen hört. Sie sind zwar klein aber munter, und können viele Strapatzen ertragen, bleiben zu allen Jahreszeiten in freier Luft, sind auch dafür besonders im Winter, wie in Ungern, häufig den Anfällen der Wölfe ausgesetzt, und noch mehr der Raubgier der menschlichen Wölfe, die in Schafspelzen einherziehen. Meistens ist hier in einer Viertelstunde alles zur Abreise fertig. Wie froh war ich da, jene verwünschten Posten im Rücken zu haben, wo ich 3 — 4 Stunden warten mußte. Sobald das leichte Fuhrwerk, welches ein einziger Mensch fortreißen könnte, vorfährt, öffnen sich auch die Hände des Kapudan sowohl, als des Logathet und Tschausch, welche alle um Trinkgelder ansprechen. Willig gab ich ihnen etwas, weil ich so trefflich und schnell bedient war. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß ein Geschenk von wenigen Parah sehr bald das Vertrauen dieser Leute erwirbt, und sie überaus dienstfertig macht. Der Postillion schwingt sich dann mit seiner langen kurz bestielten Peitsche auf's Roß, und jagt unter lautem Geheul davon.

Die jetzigen Bewohner der Wallachey gleichen in ihrer Sommertracht genau ihren Vorfahren zu Römerszeiten, so wie sie auf der Säule Trajan's vorgestellt sind. Ich habe das ganz bestätigt gefunden, was Herr Thornton in dieser Rücksicht sagt. Man denke sich eine wilde Figur in einem weiten Hemde, das um den Leib zusammengeschnürt ist, und mit einem Paare langer weiter Hosen. Am Gürtel hängt ein Beil, um die linke Schulter ist ein Schaffell geworfen und auf der Brust befestiget. Sandalien von ungegerbtem Leder sind um die Füße gebunden. In der ganzen Physiognomie entdeckt man auch nicht einen Zug von geistiger Thätigkeit oder einem höheren Leben; alles Aeußere deutet auf eine große Verwahrlosung und auf eine tiefe Versunkenheit in die thierische Natur. Der Wallache ist von starkem Körperbau, wohlgewachsen und gesund — nur die Gebirgsbewohner pflegen mit Kröpfen geplagt zu werden — aber träge und unbehülflich. Seine Seele ist gestempelt mit dem Fluchsiegel der Sclaverei, und er trägt das eingeborne Gefühl derselben in der verödeten Brust. Von allen Bewohnern der europäischen Türkey vermißt er am gleichgültigsten den unersetzlichen Verlust der Freiheit. Nicht so ist der Adel gesinnt, nur zu wünschen wäre es, daß er gegen diese seine Fußschemmel sich menschlicher benehmen möchte. Die Adelichen heißen Bojaren und die Bauern Rumum, d. i. Römer; auch nennen die Eingebornen diese Länder Zama Rumanasca d. i. Römisches Reich. (Ihr türkischer Nahme ist Ack=Islack). Aber wel-

che Römerlinge wandeln jetzt nicht über den Gebeinen jener Römer, die einst Trajan hier anbaute! Der äußere Druck der Machthaber sündiget auch himmelschreiend an der Entweihung dieser Menschen. Sie bebauen die Ländereien der Bojaren und der Grundeigenthümer und entrichten ihnen den Zehenten. Da sie aber desto mehr steuern müssen, je mehr sie gewonnen haben, und oft das jährliche Kopfgeld despotischerweise 10 — 11 mal zu entrichten gezwungen werden, so ist auf diese Art ihrer Industrie der Stachel benommen. Nur eine humane und weise Regierung wüßte hier die Hebel anzuwenden, die diese Menschenklasse auf eine höhere Stufe heben könnten. Wenn einmal die engen Fesseln werden gelöset werden, so wird sich das Leben von selbst regen, dieß Land wird unter den Händen arbeitsamer Bebauer blühen, und die Zahl der Einwohner wird gar bald die unbedeutende Summe von 650,000 Köpfen übersteigen.

Vortrefflich gedeihet hier, wie überall in der Wallachey, der türkische Waitzen; er wird auch seiner nährenden Eigenschaften und seiner Ergiebigkeit wegen, hier so wie in Bannat in Menge angebauet. Weit und breit herum prangen die Felder mit demselben. Auch Gerste findet man in den umliegenden Gegenden, welche hier, wie in allen türkischen Ländern, das allgemeine Futter für die Pferde abgiebt; desto weniger bemerkte ich Hafer und Rocken, welche selten gesäet werden. Ueberhaupt wird der Ackerbau nicht mit dem wahren Eifer betrieben. Man pflügt gewöhnlich mit 6 Ochsen und zieht sehr tiefe Furchen. Gedüngt wird nie, sondern nach jeder Erndte der Acker ein Jahr brach gelassen. Soll ein Stück Feldes zum erstenmal tragen, so bepflanzen sie es im ersten Jahre mit Kohl oder mit Gurken, beides Früchte, die ungemein gut gedeihen.

Zugleich mit der Sonne hielt ich meinen Einzug in Bukarest. Schon von der Ferne sah ich die kaiserliche Flagge wehen, die auf einer 60 — 70 Fuß hohen Stange aufgezogen, die Residenz des k. k. östreichischen General-Consuls Herrn Fleischhackel von Hackenau kenntlich macht. Ich fuhr gerade seiner Wohnung zu, und freuete mich nicht wenig, hier in der weiten Fremde einen so biedern Deutschen zu umarmen. Auch wurde ich mit jener Herzlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen, die diesem verehrungswürdigen Hause so ganz eigen ist. Gegenwärtig hielt ich mich in dieser Hauptstadt der Wallachey einen halben Tag auf; um ihnen also eine Art Beschreibung von derselben zu liefern, werde ich meinen 14tägigen Aufenthalt hierselbst auf der Rückreise im Monat November, wo sich so manche Gelegenheit zu nützlichen Ausflügen darbot, zu Hülfe nehmen.

Bukarest kann gleichsam als der Scheidepunkt der abendländischen und morgenländischen Sitten und Gebräuche angesehen werden. Wenn man den gemeinen Wallachen auf dem platten Lande in seiner elenden Hütte kennen lernt, so muß man hierher gehen, um den Vornehmen zu studieren; denn auf dieser Bühne entfaltet sich sein äußerer Charakter. Andere vor mir haben die Bojaren als stolze, übermüthige, freche, wankelmüthige, despotische Herren beschrieben. Ich halte meine Beistimmung zu diesem Urtheile um so mehr zurück, je härter es ist, je längere Zeit, als mir vergönnt war, zur Beobachtung erfordert wird, und je gewissenhafter man bei der Absprechung über eine ganze Menschenclasse zu Werke gehen muß.

Um die Mittagsstunde und bevor es noch dunkel wird, beginnen die Großen die Spazierfahrten, um ihre Pracht zu sonnen. Alsdann wimmelt es auf der sogenannten Brücke, einer der besser gedielten Hauptstraßen Bukarest's von Carossen allerlei Art. Da sieht man großthuende Mienen und selbstgenügende Blicke, lustige Gesichter und stolzirende Posituren. Auch nach der Abendmahlzeit, wenn das sanfte Mondeslicht die Dunkelheit der Nacht aufhellet, pflegt man auszufahren, um die erfrischende Luft zu trinken, denn von nächtlichen Assembleen und gesellschaftlichen Gastereien ist man hier wenig Freund. Vor großen Herrschaften laufen, weil die Stadt nicht beleuchtet wird, Diener mit Fackeln, die Pekura heißen, und durch keinen Regen gelöscht werden.

Die Bojaren nähern sich dem Fürsten nie, außer begleitet von der tiefsten Ehrfurcht, und kreuzen sich, gleich wie vor einem bösen Geiste, beim Betreten des Audienzzimmers, wo der Herr der Herren auf seinem Divan, einer Art von gepolstertem Sopha, sie sitzend empfängt. Nur wenigen ist es gegönnt, Huld und Gnade von der fürstlichen Hand wegzuküssen.

Für größere Verbrechen wird der Bauch mit einer guten Tracht Schläge belegt, und der Delinquent lebenslänglich in die Salzminen verurtheilt, oder auch der Ohren und Hände verlustig erklärt. Todesstrafen gehören zu den Außerordentlichkeiten; finden sie jedoch statt, so werden die Köpfe der Hingerichteten zur Abschreckung 24 Stunden vor dem Kriminalhause aufgespießt. Dieser übrigens sehr besuchte Theil der Stadt ist so in Schmuz versunken, daß er wahrlich Ekel erregt. Das Geschrei der Festgehaltenen, die aus den Fenstern der Gefängnisse um Almosen flehen,

macht auch einen sehr widrigen Eindruck. — Das Sittenverderbniß ist in allen großen Städten groß! —

Beim Weggehen von dem Fürsten begleiteten uns mehrere seiner Hofbedienten die Treppe hinab, denen man, so wie den Leibwachen, wie es die Landessitte mit sich bringt, Geschenke macht. Ihre Titel und Aemter sind jenen im Serail zu Konstantinopel analog. Die Regierungsform ist eine theils eingeschränkte, theils uneingeschränkte Monarchie. Der Fürst vereint in seiner Person die höchste Gewalt, und der Divan, der aus den vornehmsten Bojaren zusammengegliedert ist, soll den Senat vorstellen, auch bei Steuern und Auflagen den Willen des Regenten einprägen. Sonst hat dieser in jeder andern Hinsicht unumschränkte Macht.

Die türkischen Pferde sind von schönem Bau und ungemein gelehrig, so daß man bei der auffallenden Geschicklichkeit dieser Thiere versucht wird, sie für verständiger als ihre Herren zu halten. Man kann es diesen aber auch nicht absprechen, daß sie vortreffliche Stallknechte sind. Sie halten die Haut sehr rein und glänzend, indem sie sie häufig mit Wasser und Seife über und über waschen und striegeln. Man hält die Thiere sehr warm und bedeckt sie deshalb mit dicken Zeugen und Kappen. In den Stallungen der Vornehmen werden sie beständig angebunden, damit sie sich nicht niederlegen, und ruhig bleiben, weil es meistens Hengste sind; das Futter besteht in Gerste mit Stroh, oder in Gerste allein. Man reichet es ihnen nur sparsam, des Tages ein oder höchstens zweimal; getränket werden sie auch nur einmal. Ihr eigener Mist, der vorher an der Sonne getrocknet worden, dient ihnen zur Unterlage. Der Sattel kommt selten ganz von ihrem Rücken, es sey denn, daß sie gereinigt würden. Hat man ein solches Pferd geritten, so ist es üblich, es zuvor ein oder zwei Stunden lang im Freien herumzuführen, bevor man es in den Stall bringen läßt. Mit dem Tage Chisr, welcher mit dem Georgiustage des griechischen Kalenders zusammen fällt, und den eigentlichen Frühling eröffnet, werden die Pferde auf einen ganzen Monat auf die grünenden Wiesen hinausgeführt. Das setzt zu Konstantinopel bei der Ausführung der kaiserlichen Pferde eine besondere Feierlichkeit ab. So wenig auch diese den Durchfall verursachende Fütterung im Grünen, jener im Stalle vorzuziehen ist, so hat doch das Vorurtheil in dieser Hinsicht den Orient so ergriffen, daß man es sich zur sträflichen Vernachlässigung anrechnen möchte, wenn man die Pferde nicht ins Grüne triebe; für Konstantinopel sind zu diesem Zwecke die Bewohner mehrerer Dörfer der Bulgarey aufgespart, welche einige Wochen vorher dahin kommen, und indem sie Stadt

Digitized by Google

und Vorstädte schalmeyend und tanzend durchziehen, so die Zwischenzeit geldfruchtend machen.

Das Postwesen finde ich in der Türkey noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Vollkommenheit. Es giebt keine fahrenden, sondern blos reitende Posten. Dieß darf Sie nicht befremden, da ohnehin die Kutschen unbekannt sind, und nach orientalischer Sitte alle Mannspersonen reiten. Der frühere kriegerische Charakter der Nation, der tartarische Ursprung mag diese Sitte auf die verweichlichteren Nachkömmlinge vererbt haben. Auch hierin zeigt sich der ernsthafte Morgenländer in seiner Gravität und Feierlichkeit: wie er geht, so reitet er auch. Eben sah ich in Ruschtschuck gehende Muselmänner. Jeder ihrer Schritte ist abgemessen und theatralisch. Ihre langsame Bewegung, ihre langen patriarchalischen Bärte, der starke Körperbau, alles dieses hat etwas imponirendes. Ihre Figur nimmt einen zweimal so großen Umfang ein, als die der Europäer. Je vornehmer der Mann ist, desto voller erscheint auch sein Gewand, desto auffallender sein ganzer Anzug; da hingegen bei uns alles genau anschließt und das umgekehrte Verhältniß statt findet, indem sich unsere Großen in einer prunkhaften Kleidung gefallen. Je schreiender die Farben sind, desto mehr reizen sie hier den Geschmack. Das Schwarze ist sogar durch das Gesetz proscribirt. Welch ein Aufsehen würden nicht bei uns scharlachrothe Pantalons machen! hier sind sie die Alltagstracht. Wollte noch jemand in Wien z. B. dazu gelbe Stiefeln, blaue Weste, einen blaßgrünen Rock, und darüber einen weißen Pelz anlegen, den Kopf aber mit einem rothen, grünen, oder schneeweißen Hute schmücken, ich glaube, er hätte alle unsere Gassenbuben um sich vereint. Hier aber contrastiren diese Farben nicht, wie in Wien; es mischet sich alles bunt durch einander, und woget sich langsam in den Gassen hin. Was ist das nicht für ein eigenthümlicher Anblick! Man denke sich unsere Fiaker und Carossen weg, und bilde sich nur lauter Fußgeher oder Reiter ein, wie wird dieß nicht die äußere Schattirung der Städte ändern? — Die Reiter sind immer auf einen gewissen Anstand bedacht, und haben die Gravität der Fußgeher immer vor Augen. Langsam lassen sie ihre Rosse hintreten, um die ganze Würde zu entfalten. Das schnelle Reiten ist ihnen nur bei Kampfspielen und im Kriege lobenswürdig. Der gewöhnliche Gang ist, als gingen sie in einer Procession; der gewöhnliche Ritt, als zögen sie in Pomp einher. Lachende Gesichter bemerkt man wenig, die gewöhnliche Gebehrde ist, daß sie den Bart, dieses ehrwürdige Symbol der Mannheit, streichen.

Doch ich habe von den Posten reden wollen? — Es giebt also nur reitende, die in öffentlichen Geschäften abgehen. Vor Zeiten hatten dergleichen Kuriere lange die Freiheit, den Leuten unterwegs die Pferde wegzunehmen, und damit fortzueilen. Murad IV. (1623 — 1640) schaffte diese Faustrechtlichkeit ab, und legte Posthäuser, die mit den nöthigen Pferden versehen seyn sollten, an. Im Großherrlichen Dienste sind nun an 100 Tataren angestellt, die die Befehle der Regierung schnell an Ort und Stelle bringen. Von den zu Konstantinopel residirenden Ministern der verschiedenen

Höfe übernehmen gewöhnlich 2 Janitscharen (für Oestreich in Bukarest) die Post, die alle 14 Tage ankommt und wieder abgeht. Sie können für die ihnen anvertrauten Paquete zur Verantwortung gezogen werden. Diese Janitscharen sowohl als jene sogenannten Tataren sind in der Regel ordentliche Leute. Sie betragen sich eben so ruhig als vernünftig, und zeichnen sich durch ihre Treue und Pünktlichkeit besonders aus. Der Nahme Tatar rührt wohl von dem tatarischen Kalpack her, den sie statt des Turbans als Abzeichen auf ihrer Reise tragen. Sie führen einen großherrlichen Firman mit, der ihnen die Vollmacht giebt, alles in Requisition zu setzen, was die Förderung der Reise nöthig macht. Ihr Körper ist von der stärksten und dauerhaftesten Constitution, und sie können die größten Beschwerlichkeiten ertragen, auch schlafen sie nur wenig und selten. Man kann mit ihnen sicher reisen, denn sie werden allgemein geachtet und von den Räubern selbst gefürchtet. Es sind deren gleichfalls bei der Armee und bei den Statthaltern der Provinzen einige angestellt, um den Willen der Regierung in allen Theilen des Reichs auf das eiligste kund zu thun.

Wenn vornehme Türken reisen, so setzen sie ihr Gefolge nach den Vermögensumständen und den Geschäften zusammen, und ordnen es nach dem Range. Sie haben gewöhnlich einen solchen Tatar oder Cavasche, einen Tschaus und einen Mihmandar — Führer — bei sich, die für Lebensmittel zu sorgen haben, und alles Nöthige zur Ausführung der Reise herbeischaffen müssen. Wehe den armen Landleuten, wenn diese Begleiter kommen!

Die Posthäuser, mit denen ich auf meiner Reise zu thun hatte, sind hinlänglich mit Pferden, wenn diese auch nicht die besten sind, versehen. Für das Gepäck sind eigene rüstige Karavanpferde auserkoren; auf dieses Conto werden sie aber auch unbarmherzig belastet. An beiden Seiten hängen große lederne Säcke, Churtsch genannt, deren jeder über 60 Okka *) wiegen mag. Auf die Bürde wird jedoch keine Rücksicht genommen, und das arme Thier muß mit dem Reisenden fortgallopiren, wozu es noch von den unbarmherzigen Janitscharen mit der Peitsche angeeifert wird. Auf den Stationen ist meistens das Posthaus selbst ein Kaffeehaus, wo man ebenfalls etwas bekommen kann. Ohne einen Postfirman erhält jedoch der Reisende nichts, und muß sich selbst Lebensmittel verschaffen; ist er aber mit einem solchen versehen und reiset mit dem Kurier, so wird er unentgeldlich verpflegt, wodurch er indessen nicht wohlfeiler davon kommt, da die Trinkgelder dafür um so mehr austragen. Rittgeld wird ebenfalls nicht nachgesehen. Das Postpersonale besteht gewöhnlich aus dem Mensildschi (Postmeister), Mensil Chalfassi (Postgehülfen), Cahvedschi (Caffeesieder),

---

*) 1 Okka = $2\frac{1}{4}$ Pfund.

und Tschausch (Oberpostknecht). Das Nachtlager muß man auf einem halbverfaulten Fußboden nehmen.

Von Wien nach Constantinopel rechne ich 80 Posten, 106½ Stationen und 213 Meilen, man kann meinethalben auch 220, selbst 230 annehmen, denn Straßen- und Meilenzeiger giebt es in der Türkei nicht, daß man seiner Rechnung mathematisch gewiß seyn könnte; — aber 274½ Meilen ansetzen, wie es einige Wegweiser thun, ist doch zu viel. Man darf in Bulgarien und Rumelien die Stundenwege nicht als Meilen ansehen, denn jene sind Karavanenstunden, von welchen zwei auf eine deutsche Meile gezählt werden können.

Wer in seinem Umgange mit den Türken ein zuversichtliches Betragen handhabt, und unmerklich auf die Vermeidung alles Anstößigen aufmerket, der kann unter ihnen sicher seyn; wer überdieß noch ihre Sprache redet, ihrem Eigendünkel manches einräumet, und alle zudringlichen Fragen, mit denen sie oft lästig fallen, willig beantwortet; wer mit ihnen ißt, schmaucht, Kaffee trinkt, der kann auch darauf rechnen, daß er ihr Zutrauen und ihre Zuneigung gewinnt. Davon überzeugte ich mich in der Folge zu Konstantinopel. Es gab daselbst eines Tages ein öffentliches Spektakel zu schauen, da der Großherr in feierlichem Pompe nach der Moschee ritt. Der k. k. Legations-Secretair von Hussar, welcher eine seltene Geläufigkeit und Beredsamkeit in orientalischen Sprachen besitzt, hatte die Gefälligkeit, mich dahin zu begleiten. Eine ganze Schaar von Türken sammelte sich um ihn, welche die Fertigkeit, mit der er ihre Sprache redete, bewunderten, und ihm, je mehr er sprach, desto mehrere Fragen stellten. Es traf sich, daß ich gerade durch meine Augengläser sah. Dieß fiel einem Türken auf, und er bestürmte sogleich meinen Begleiter, zu welchem Ende ich dieses thäte. Als er ihm meine Kurzsichtigkeit als die Ursache angab, antwortete er, er wisse wohl, woher dieses käme, er hätte nehmlich bemerkt, daß die meisten Franken schon in frühen Jahren sich durch Augengläser ihre Augen zu verderben anfingen. Wahrscheinlich muthete er auch mir diese Untugend zu, denn schwerlich wird er auf den Gedanken, daß mich die Natur in dieser Hinsicht stiefmütterlich behandelt habe, verfallen seyn. Alle wollten nun aus Neugierde durch meine Gläser schauen. Ich war dabei wie auf Nadeln, denn ich fürchtete die Pest nicht wenig, und gleichwohl konnte das Gesuch nicht schicklich abgeschlagen werden. Ich durfte nicht einmal die Gesichtsmiene ändern, noch weniger Abscheu äußern, wenn ich mich nicht in übeln Credit setzen wollte. So hassen die Menschen unter allen Himmelsstrichen den feindseligen Argwohn! Sie wollen, daß man ihnen mit Zutrauen entgegen kom-

me, und sie werden gleichfalls mit Zutrauen liebevoll entgegen kommen. Je mehr man den Türken fliehet, desto mehr eilt sein Haß nach. Hat ihn die Wuth ergriffen, oder der Fanatismus geblendet, dann ist freilich kein Franke sicher.

Aber was nahet da für eine seltsame Gestalt! — Bei dem Namen des barmherzigen Gottes flehet sie um Almosen. Die Mütze, die auffallende Kleidung, das mystische Betragen giebt mir den Derwisch zu erkennen. Die Derwische sind der türkische Bettelorden, und ein lebendiger Beweiß des orientalischen Mysticismus, des verschraubten religiösen Sinnes. Sie wohnen in einem Gebäude beisammen, das ziemlich der Abdruck unserer Klöster ist. Der Nahme ist dem persischen Boden entwachsen, wo er eine Thürschwelle andeutet, und hier die vor der Thürschwelle stehen bleibende Demuth bezeichnen soll. Sie leben von Almosen, sind unverheirathet, wohnen in Cellen, essen gemeinschaftlich, aber nur wenig, trinken nur sparsam, und sollen des Nachts nur 3 Stunden schlafen, die übrige Zeit aber mit Beten und Lesen zubringen. Ich habe zu Galata bei Konstantinopel, wo sie ein Kloster haben, ihre Ceremonien mit eigenen Augen geschaut; denn ungeachtet das Heiligthum der Moscheen den Christen sorgfältig verschlossen wird, so ist es ihnen doch erlaubt, den Andachtsübungen der Derwische beizuwohnen. Sie sind mit dem vielsagenden Worte: Mukabele — Gottesanschauung — oder auch Tewhid — Preis der Einheit — benannt. Der Versammlungsort, welcher zu diesen Frömmigkeiten dient — ein solcher befindet sich bei jedem Kloster — ist ein Cirkus, der Tewhidchan heißt. Die Wände sind statt aller Zierrathen mit Tafeln behangen, auf welchen Gottes Nahme und des Stifters prangte. Alles war voll frommer Zuschauer. Die Derwische kamen demüthig und mit niedergeschlagenen Augen herein, und machten eine tiefe Verbeugung gegen ihren Obern. Einer stieg auf eine Art Kanzel und hielt eine Art Anrede. Alsdann fingen die Begeisterten bei dem Tone einer Flöte und kleiner Trommeln an, sich mit ausgestreckten Armen in der Runde zu drehen, wodurch die Harmonie der Sphären versinnlicht werden sollte. Bald hielten sie die Hand ans Herz, bald an den Hals, bald an andere Glieder, wodurch sie andeuten wollten, daß sie für Gott Herz, Hals und den ganzen Leib hinzugeben bereit seyen. Ich bemerkte unter ihnen sogar Knaben von 12 — 14 Jahren. Er zählt ihrer einige und dreyßig. Ein Zweig derselben sind die Begtaschi, deren viele in den Kasernen der Janitscharen einquartiert werden, wo sie den Himmel für die Wohlfahrt des Reichs Tag und Nacht bestürmen.

Jener Derwisch, der mir zu diesen Zeilen Veranlassung gab, war fortgegangen, den sitzenden Türken sah ich auch nicht mehr: da wurde ich zur Mahlzeit gerufen, die man indessen fertig gemacht hatte. Ein Diener brachte uns Wasser zum Händewaschen, und stellte den niedrigen Tisch, von dem ich schon einmal sprach,

vor uns. Messer und Gabel gab er uns nicht, wahrscheinlich weil er überzeugt war, daß uns die Finger die nehmlichen Dienste leisten würden. Ein Serviette-Surrogat hatten wir — ich spreche von mir und meinen Reisegefährten, — an unsern Tüchern im Sacke, und das Tischtuch konnte der hungrige Magen am leichtesten entbehren. Es wurde eine Reißsuppe aufgetragen; hierauf eine Eierspeise, die ich so vortrefflich fand, daß ich glaubte, die Ursache hiervon könne nicht bloß subjektiv in meinem Heißhunger, sondern müsse auch objektiv in einer besondern Zubereitungsart gegründet seyn. Ich erkundigte mich darnach; man gab mir zur Antwort, daß man statt der Butter, wie es sonst zu geschehen pflegt, Kaimac dazu genommen habe. Dies ist eine durch langes Kochen — ich glaube von 20 Stunden — so verdichtete Milch, daß sie sich schneiden läßt. Man genießt sie auch sonst mit Zucker, und andern Ingredienzien. Der Eierspeise folgte eine Jachni (Gedünstetes) und ein Pilav (gekrüllter Reiß) mit einem Huhne. Sonst wird er auch mit Schöpsenfleisch gegessen, und Rosinen mit Pfeffer hineingethan, welche beide Extremitäten in dem Geschmack eines Türken Platz finden Es ist seine Lieblingsspeise. In zweimal so viel Wasser, welches vorher zum Sieden gebracht worden, wird einmal so viel Reiß gethan, beides mit einander verschlossen, bis der Reiß weich ist, worauf das Wasser durch Verdünstung weggeschafft wird. Man gießt geschmolzene Butter hinein, rührt alles um, läßt es einige Minuten am Feuer, und das Gericht ist zum Auftischen fertig. Ich war nicht wenig überrascht, da ich den Reiß wieder anders zugerichtet fand, als ich ihn sonst gegessen hatte. Man weiß ihm die mannigfaltigsten Farben zu geben; bald gelb, bald röthlich, bald weiß, bald veilchenblau. So aß ich meinen Pilav. Diese Speise ist überhaupt sehr nahrhaft, und allein zur Sättigung hinreichend. Schade nur, daß sie oft zu fett bereitet wird. Meistens tritt der Joghurd damit in Verbindung, woran der Europäer bald Geschmack findet. In eine halbe Maaß kochender Milch wird ein Löffel Hefen gegeben, um sie zum Gerinnen und zur Säure zu bringen. Davon nimmt man 2 Eßlöffel voll, und macht eine andere Milch damit gerinnen. Noch einige solche Wiederholungen und der Hefengeschmack hat sich zuletzt ganz verloren. Man ißt diesen Joghurd mit Zucker, auch oft mit Erdbeeren. Er ist den Türken eine so wohlthätige Erscheinung, daß sie dafür halten, Abraham habe seine Zubereitung von einem Engel erlernt. Nach andern soll wieder ein Engel der Hagar einen Topf voll davon gebracht haben.

Nachdem der Kaffee in einem Mörser mit einer schweren Keule zum feinsten Staube zerrieben worden, wird er in einen leeren Topf gegeben, und so lange über ein schwaches Kohlenfeuer oder heiße Asche gehalten, bis er einen lieblichen Geruch von sich giebt. Man schüttelt ihn öfters, gießt das Wasser vom

zuletzt gekochten Kaffee darüber, und läßt ihn so lange am Feuer stehen, bis sich oben ein weißer Schaum bildet; doch darf er nicht sieden, sondern muß nur leicht aufwallen. Sodann wird er zwei bis dreimal aus einem Topfe in den andern übergegossen, und die Kocherei ist vorüber. Um ihn geschwinder klar zu machen, braucht man nur einen Löffel kaltes Wasser hinein zu thun, oder einen in solches getauchten Tuchlatzen um den Topf zu legen. Allein der Türke trinkt ihn, bevor er sich noch setzt, (und ohne Zucker), weil er meistens genug Zeit hat, sich in der Schaale zu setzen, da er immer nach einigen Zügen aus der Pfeife, einen Zug aus der Schaale macht. Dafür ist dann auch diese zur Hälfte mit Satz gefüllet, wobei der Wirth sich allerdings wohl befinden muß. Da auch übrigens die Schaalen sehr klein sind, und nur mit einigen Parah bezahlt werden, so ist es, streng genommen, nichts außerordentliches, wenn mancher Türke deren ein paar Dutzend des Tages leerer. Ich selbst nahm ihn täglich 8 — 9mal zu mir. Den Zucker entwöhnt man sich bald.

Allein die Janitscharen sind mit ihrer Schiffsladung zu Ende, die ganze Gesellschafft vertheilt sich in zwei Schiffchen, und wir stoßen vom Lande. Wir sind in der Mitte des Hafens — welch ein unbeschreiblicher Anblick! Die ungeheure Hauptstadt, das stolze Stambul auf 7 Hügeln thronend, entfaltet sich ganz vor meinen Augen. Ich glaube eine ganze Welt zu sehen. Rechts erheben sich auf den vielen Anhöhen prächtige Palläste, unzählbare Moscheen, unter welchen vorzüglich die kaiserlichen in der ganzen Fülle ihrer Majestät hervorragen, Tausende von Minarets, Gebäude ohne Zahl, ohne Ende, mitten unter dem bunten Gemisch der Häuser erheben Cypressenbäume ihre hohen Wipfel. Links dehnen sich über die bergigten Abhänge die Vorstädte, und das Ganze bildet ein prachtvolles Amphitheater, um die weite Bay des Hafens. Da derselbe die Gestalt eines halben Mondes hat — daher die alte Benennung des goldenen Horns — so entwickelt sich die Scene dem Schiffenden immer mehr. Alles dieses, und dazu noch das Meer, das mich trägt, macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, ich bin übervoll, ich weiß nicht was ich zuerst ergreifen soll, der Stoff häuft sich zu sehr, meine zerstückte Aufmerksamkeit kann ihn nicht umfassen, nicht in eine Einheit zusammenfügen, meine Denkkraft unterliegt unter den vielen Gegenständen, ich bin ganz im Gefühl verloren.

Halb taumelnd nähere ich mich dem Arsenal, nicht weit vom Pallaste des Kapudan Pascha, des ersten Admirals der Muselmanen. Hier wieder eine ungeheure Anzahl schwimmender Gebäude und ein Wald von Mastbäumen! Gondeln ohne Ende voll Türken und Türkinnen schwärmen kreuz und quer; mit erstaunlicher Schnelligkeit schießen diese großen und kleinen Schiffchen

herum, geschickt muß man ihnen auszuweichen wissen, denn der geringste Stoß könnte das Fahrzeug umwerfen, auf dem man ohnehin sich nicht viel bewegen darf, um nicht ins Wasser geschaukelt zu werden, welchem Unglück jedoch die Geschicklichkeit der Schiffleute — Tschaikier — vorbeuget. Diese sind meistens Türken, durch sie wird ohne Unterlaß die Verbindung zwischen der Stadt und den vielen in Europa und Asien längst dem Bosphorus liegenden Vorstädten unterhalten. Vielen tausend Menschen giebt dieses Handwerk Brod, noch mehreren verschafft es für geringes Geld viele Bequemlichkeit. Der Haupttheil des Arsenals liegt gerade da, wo sich der Hafen in einem Meerbusen verbreitet, und so ein Hafen in dem Hafen gebildet wird. Mehr als hundert gewölbte Remisen befinden sich hier, wovon ein großer Theil im Wasser steht, unter welchen die Schiffe und Schiffchen sicher und bedeckt stehen. —

Da sind wir an der Schelle von Kassim Pascha. Eine Schaar Kähne kommt an, alle wollen ihre Passagiere absetzen, andere stoßen ab, kaum ist ein Ort für uns zur Landung übrig. Menschen jeder Art füllen im wilden Getümmel alle Räume aus, zu Fuß und zu Pferd, mit und ohne Gefolge, Arm und Vornehm drängt sich herbei, Tausende von Turbanen bilden eine dichte Masse über den buntfärbigen Trachten. Ein unablässiges Getöse bestürmet die Ohren, man lärmt, man schreit, Hunderte von Schiffern strengen ihre Kehle an, um ihre Tschaike anzuempfehlen, und sie irgend jemandem aufzudringen. Alles will fahren, alles ist in steter Bewegung. Mit Mühe konnten wir uns nur durch die Schiffe und dann durch die Menschen drängen. Die Janitscharen nahmen sogleich ein Paar Lastträger — Hamal — auf, die sich hier immer in Bereitschaft halten, und luden ihnen die ganze Bagage auf den Rücken, um sie nach Pera bringen zu lassen. Diese Lastträger sind gar derbe Kerle, denn für einige Piaster tragen sie 5 — 6 Centner schwere Ballen, wobei sie sich eines hölzernen Instruments von der Form eines Sattels bedienen, worauf ihnen die Last gelegt wird, welche sie mit einem Stricke fest halten. Eine erstaunliche Menge von Menschen lebt zu Konstantinopel von dieser Handthierung. Schweren Tritts schritten sie vor uns her, und wir folgten ihnen langsam nach. Noch mußten wir über eine langwierige Anhöhe abermal durch Grabstätten steigen, bevor wir Pera erreichten. Dieses liegt selbst an einer ziemlich steilen Erhöhung — der Nahme ist griechisch (Περα jenseits) und heißt so viel als ein jenseits des Hafens liegender Ort. Die Vorstadt von Konstantinopel kann als eine eigene europäische Stadt mitten im Oriente angesehen werden, sie ist ausschließlich für die Franken aufgespart, die muselmanischen Bewohner sind alle aus ihr verwiesen. Nur eine gewisse Anzahl Janitscharen, die jedem fremden Gesandten dem Range gemäß von der Pforte als Sauve- und Ehrengarden zugetheilt werden, unterliegt dieser Proscription nicht. Seit einigen Jahren leben sie indessen für die Franken nicht so ganz unvermischt, da sich angesehene Griechen und Armenier unter den-

selben niedergelassen haben; vorzüglich mehrt sich die Anzahl der letzteren, die, indem sie täglich die Theurung vermehren, die Franken so ziemlich aus dem ihnen angewiesenen Quartiere vertreiben. Die Gebäude sind fast durchgehends zwei Stock hoch, aber im Durchschnitte unansehnlich; die Wände sind meistens mit Bretern beschlagen und grau angestrichen. Die häufigen Feuersbrünste, die die schrecklichsten Verheerungen anrichten, scheinen die Bewohner noch nicht gewitzigt zu haben, daß sie nicht in ihr eigenes Haus dem Feuer Zunder legen, und wenn nicht hin und wieder doch einiges Mauerwerk dem Flammenmeere einen Damm setzen möchte, so müßte ganz Pera, wenn die Gefahr da wäre, in Rauch aufgeben. Prachtvoll nehmen sich die Palläste der europäischen Gesandten aus, die Eigenthum der Nation sind, welche sie repräsentiren. In der Mitte wird die Stadt von der Hauptstraße durchschnitten, von welcher die Quergassen links und rechts gehen. Zu ihren beiden Seiten sind Trottoirs angebracht, welches hier viel sagen will. Dafür ist sie aber hin und wieder so eng, daß, wenn zwei Wagen einander entgegen kommen, der minder Vornehme von den Fahrenden sich genöthigt sieht, an einer der breiteren Stellen das Vorüberziehen seines Gegners abzuwarten. Geschieht die Ueberraschung unversehens, so müssen die Pferde ausgespannt und der Wagen in ein Seitengäßchen geschoben werden. Da überdieß fast alle Häuser kleinere oder größere Vorsprünge haben, um vermittelst der Seitenfenster die Aussicht der Länge der Straße nach zu erweitern, so gewinnt diese noch ein engeres und finsteres Aussehen, besonders da hierin einer den andern zu übertreffen sucht, so daß die Fenster mit den Vorsprüngen auf der entgegengesetzten Seite fast zusammen treffen. Zur Pestzeit läuft man in dieser Gassenenge augenblicklich Gefahr, mit seiner Gesundheit zu scheitern, da man nur mit Mühe jedermann gehörig ausweichen kann, ohne seinen Rock irgendwo anstreifen zu lassen, und da ist es wirklich recht sehr erwünscht, wenn die Gassen leer und lebenlos sind; denn unter der Menge schleicht der Tod umher. Glücklich derjenige, dem die vorangehenden Gesandtschaftsjanitscharen mit ihren Stöcken den Weg durch das Gewühle bahnen. Jene sonderbare Bauart verwehrt der freien Luft den Zugang, und sie kann hier unmöglich ganz gesund seyn. Nebst den Rondellen habe ich weiter keine äußere Verzierungen an den Wohngebäuden bemerkt, denn man bringt sie lieber im Innern an.

Digitized by Google

Paris ch. Gide fils 1817 Recherches politiques et historiques, qui prouvent l'existence d'une secte révolutionaire, son antique origine, son organisation, ses moyens, ainsi que son but et dévoilent entièrement l'unique cause de la révolution francaise par le Chevalier de Malet, ancien officier au corps royal de l'artillerie 278 S. 8. (6 Fr.)

Rec. glaubt den Lesern dieser Blätter einen ausführlichen Bericht über das vorliegende, in so manchen Beziehungen interessante und wichtige Werk schuldig zu seyn. Der Inhalt und Zweck desselben ist durch den Titel hinreichend ausgesprochen; der Verfasser entwickelt aus der Geschichte Europens, besonders aber aus der seines Vaterlandes, daß seit vielen, wenigstens seit sieben bis acht Jahrhunderten, es in Europa und besonders in Frankreich, eine revolutionäre Secte gegeben habe, deren Zweck und Plan die Umstürzung der Staatsverfassung und der rechtmäßigen Staatsregierung und, unter dem Vorwande der republikanischen Verfassung, der Besitz der Regierung gewesen, daß sie diesen Plan mit unbiegsamer Festigkeit, bald durch offene Gewalt, bald durch List verfolgt habe, daß nur einige Wenige die eigentlichen Häupter dieser Secte gewesen und vielleicht noch seyn, daß diese die übrigen selbst das Volk durch Blendwerke und Betrug geleitet und daß so manche merkwürdige Erscheinungen älterer und neuerer Tage lediglich die Wirkungen dieser Secte gewesen seyn. Der Verfasser entwickelt seine Ansicht mit tiefer Kenntniß der Geschichte, der Welt und des Menschen und mit der vertrautesten Bekanntschaft mit der Strategie aller solcher geheimen Verbindungen; er beweiset, wie zu allen Zeiten die nämlichen Zwecke auf dem revolutionairen Feuerheerde bearbeitet worden, und wie übereinstimmend, wie oft überraschend übereinstimmend, die Resultate waren. Wenn er sich hierbei zunächst auf sein Vaterland beschränkt und nur selten auf England, Italien und Deutschland, so wie auf Nordamerika Rücksicht nimmt; so ist dieß theils seiner größern Bekanntschaft mit der Geschichte seines Vaterlandes, theils dem Umstande zuzuschreiben, daß aus mannigfaltigen im Werke selbst näher entwickelten Gründen, Frankreich mit den ältesten Zeiten vorzugsweise der Schauplatz dieser Revolutionssüchtigen, und das Land war, welches ihren Plänen am günstigsten und daher von ihnen vorzüglich gewählt war. „Si les chefs, sagt der Verf. S. 3 „— de la revolution ont donné la préference à la France pour „leur début, c'est parce qu'ils espérent que l'absurdité de leurs „principes ne serait point apercue chez un peuple, qui par sa „frivolité est incapable de raisonner et par consequent extré„mement crédule. En effet, ils ont réussi comme ils l'espérent „et il a fallu une suite de malheurs de toute espeçe pour con„vaincre les francois, quils avaient été trompés et sacrifiés à „l'ambition de quelques individues.“ Bei den Engländern fand

„die Secte weniger anhaltenden Eingang, weil, nach S. 206, „les „Anglais en général, étant capables d'avoir une opinion à eux, „et de la mediter, devaient nécessairement être difficiles à con„duire; les révolutionaires avaient bien trouvé les moyens „d'échauffer les esprits, mais bientôt ils n'en furent plus les „maitres; sous le prétexte d'opinions réligieuses, il se forma „plusieurs partis, qui, ayant tous un intérêt différent, se gêné„rent mutuellement et contrariérent la révolution." Eben diese Gründe bewahrten auch so lange Deutschland vor dem revolutionairen G ft, gegen welches gründliche Kenntnisse, Gelehrsamkeit, Arbeitsamkeit, Ernst und Anhänglichkeit an den Werken der Vorfahren das beste Gegengift ist, wie auch schon daraus hervorgeht, daß alle Neuerungssüchtigen sich vorzüglich bestreben, fürs erste jene Bollwerke einzureißen.

Hr. von Malet entwickelt den Gang, welchen diese revolutionaire Secte vom Ende des zwölften Jahrhunderts bis auf unsre Tage genommen hat und die verschiedenen Ausbrüche ihres Treibens; er ist hierbei weit umständlicher in Ansehung der frühern Zeiten und überläßt, nach der Vorrede, die nähere Anwendung auf unsre Zeiten, allen Lesern. Die ersten sichern Spuren dieser revolutionären geheimen Verbindung findet er schon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts in seinem Vaterlande in der sogenanten Convention de paix de Dieu, die zwar bald unterdrückt wurde, allein eben so bald schon nach wenigen Jahren unter dem Namen der Confrérie de la Paix sich wieder erneuerte, und nachher den Namen der Pastoureaux annahm. Sie bildete sich im dreyzehnten Jahrhunderte im bekannten Orden der Templiers weiter und zuletzt zu einer seltenen Höhe aus. Der Verf. hält die Verbindung der Tempelherren lediglich für eine, gegen die Staatsgewalt eingegangene revolutionaire Verbindung und alle, für und wider dieselbe und ihre Aufhebung angeführten Gründe für bloßes Vorgeben. Die, allen Tempelherren zur Last gelegten Verbrechen konnten höchstens nur einzelne Mitglieder, nicht den ganzen Orden treffen, die Regierung gab diesen Grund vor, um das Volk mit dem eigentlichen Grunde und den, vom Tempelorden bereits gemachten Vorschritten nicht bekannt zu machen, und die, von den Anhängern des letztern der Regierung beigelegten Absicht der Gewinnsucht ist um so ungegründeter, als der größte Theil der Güter der Tempelherren dem Maltheser-Orden gegeben ward; aus der Verfassung der ersten geht übrigens die Existenz einer förmlichen Verbindung und mehrerer Grade hervor. Allein die Absichten und Zwecke der Tempelherren lebten bald in den Freimaurern, wenigstens in den ältern wieder auf, ohne jedoch gleich zur Macht der ersten zu gelangen. Frankreich ward im vierzehnten Jahrhunderte die Beute einer revolutionären Faction, die in Paris ihren Hauptsitz und eine größere Gewalt erreicht hatte, als gleichzeitige größtentheils partheiische Schriftsteller schildern. Hr. v. M. entwickelt sehr treffend den damaligen revolutionären Gang dieser Secte, die Oberherrschaft die sie bereits erhalten und die Mißhandlungen, welche die königliche Fa-

mille von ihr erlitt, so wie die auffallende Aehnlichkeit dieser revolutionären Szenen mit denen der Jahre 1789 bis 1792; wenn diese Faction schon allezeit ihre Pläne nicht vollständig ausführen konnte, so war dies allein der Uneinigkeit unter ihren Häuptern, der Verbindlichkeit in ihren Maaßregeln und der treuen Anhänglichkeit des Adels an den Regenten beyzumessen; diese Secte, die sich in die Jocquerie, die Vaudois und die Chaperons blancs nannte, erhielt im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts im Herzog Philipp von Burgund eine grose Stutze, einen zweiten Herzog von Orleans und würde unter ihm den Zweck, die rechtmäßige Regierung umzustürzen, erreicht haben, wenn nicht der Herzog von Burgund noch zur rechten Zeit bemerkt hätte, daß er selbst nur das Werkzeug der, im Hinterhalte und geheim arbeitenden und alles bildenden eigentlichen Oberhäupter der Secte sey und von derselben, wenn durch ihn der rechtmäßige Thron umgestürzt seyn würde, aufgeopfert werden würde, und wenn nicht Ludwigs XI. kräftige Regierung die Oberhäupter der Secte vertilgt und sie selbst gestürzt hätte. Im vierzehnten Jahrhunderte äußerten sich auch in England Spuren dieser revolutionären Bewegungen und auch in Deutschland findet man sie jetzt zuerst in den Fehmgerichten, deren Tendenz keine andre, als eine anticonstitutionelle war und die nur durch Einigkeit und Kraft der deutschen Fürsten, wenn nicht gleich ganz unterdrückt, doch gezähmt ward. Im sechszehnten Jahrhunderte gab die Religion und die Verschiedenheit des religiösen Glaubenskenntnisses den Revolutionären in Frankreich neue Kraft; die Religion ward zum Vorwande zur neuen Thätigkeit gemißbraucht, unter ihrem Deckmantel wurden alle Uebel der revolutionären Tendenz, heimliche Zusammenkünfte, Pamfletts, Beschuldigungen und Beleidigungen der Regierung, kurz alle, unten näher angegebene Mittel, das Volk aufzureitzen und gegen die Regierung einzunehmen, um so glücklicher angewandt, je schwächer letztre in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts war. Hr. v. M. entwickelt, wie Rec. glaubt, sehr befriedigend, daß der Streit zwischen den Katholiken und Kalvinisten, seinem Wesen und der Absicht seiner Häupter nach, kein Religionsstreit, sondern ein rein politischer Streit, daß die Religion nur der Vorwand gewesen, dessen die Häupter der Faction sich bedient, um das Volk zu gewinnen und zu verführen. „Il me semble — sagte er S. 177. — qu'il est impossible de ne pas apercevoir „le rapport parfait, qui existe entre ces événemens et ceux des „premier temps de notre révolution; il n'y a absolument que „les mots de changer: les révolutionaires sous le nom de „calvinistes faisaient la guerre aux royalistes, qui étaient les „catholiques et de nos jours, sous le nom de patriotes, ils attaquaient de même les royalistes qu'ils appellaient aristocrates, „On ne peut donc douter, que la révolution n'eut commencé „en 1562, si les révolutionaires eussent pu s'emparer du roi, „comme ils en avaient envie et comme ils le firent en 1789.“ Sehr interessant sind die Bemerkungen (S. 185) über die voll-

kommene Einsicht, welche König Karl IX. von diesem eigentlichen Wesen der damaligen Unruhen in seinem Reiche und besonders von dem Plane Coligni's hatte, das Haus Valois nebst dem König von Navarra auszurotten und zuerst den Prinzen von Condé zum Thron zu berufen, aber auch ihn bald auf die Seite zu schaffen und den Thron selbst zu besteigen, so wie die Andeutung, daß Karl IX. keineswegs aus religiöser Schwärmerei, sondern zur Sicherung des Throns vor den Häuptern und Anhängern der revolutionairen Secte die Bartholomäus-Nacht anordnete. Allein man hatte dieser Secte zu viel Zeit gelassen und die Regierung war zu schwach; die republikanische Tendenz oder eigentlich die Absicht einiger Sectenhäupter unter dem Vorwande der republikanischen Verfassung zu regieren, sprach sich immer deutlicher aus, ja Rochelle proklamirte sich (1573) schon zur Republik und der Plan, ganz Frankreich nach dem Muster der Schweizerischen Eidgenossenschaft zur Republik umzuschaffen, ward immer öffentlicher (S. 200) verhandelt, obwohl bei andern Gelegenheiten die eigentliche Absicht der Factionshäupter, sich in Frankreichs Regierung nach Provinzen zu theilen, immer durchschimmerte und nach dem S. 194 bemerkten Zeugnisse Sully's dem Könige Heinrich IV. vom Herzog von Montpensier zu Saint-Quentin ohne Rückhalt vorgelegt ward. Die revolutionaire Secte hatte indessen in den Jesuiten und in deren Anhänglichkeit an die bestehende Regierung so bedeutende Gegner gefunden, daß ihre Pläne von denselben bald durchschauet und verhindert wurden; sie selbst ward dadurch zur größern Vorsicht genöthigt; Heinrich IV. konnte sie daher um so leichter im Zaume halten. Nach der Ausführung S. 208 folgg. fiel dieser große König nicht als Opfer des religiösen Fanatismus, sondern lediglich als Opfer dieser revolutionären Secte, worüber S. 208 ein bisher gewöhnlich übersehener Beleg aus Sully's Memoiren angeführt wird. Nach Heinrichs Tode erneuerte sich unter der schwachen Regierung seines Nachfolgers das Ansehen und die Wirkung der anticonstitutionellen Parthei, die um so mächtiger ward, als ihre Grundsätze um eben diese Zeit auch in England so siegreich ausgeführt waren, und als in Frankreich nicht blos die Frondeurs zu einem so großen Ansehn gelangt waren, sondern auch die Parlementer, die, in frühern Zeiten bewiesenen constitutionsmäßigen Grundsätze und rechtlichen Gesinnungen mit entschiedenen revolutionären Grundsätzen vertauscht hatten. „Il y eut — heißt es S. 237. — beaucoup de libelles; on ne se contenta pas d'insulter „à la reine et au ministre, on insulta au roi et à son pouvoir. „On prêcha les maximes les plus favorables au régicide; on „répandit, on inprima, qu'il fallait changer la forme du „Gouvernement et se délivrer de la royauté, qu'en appellait la „tyrannie; Parlementsräthe selbst schrien öffentlich auf der „Straße (S. 235.) qui les rois ne sont plus de mode, que „cela était bon du temps passé.“ Der Plan, Frankreich in eine Republik umzuschaffen, ward immer lauter verhandelt; und um

so mehr begünstigt, als jedes darin eine Hauptrolle zu spielen hoffte, und als die revolutionaire Secte sich den Herzog von Bouillon durch die Hofnung erhielt, in der neuen Republik die Stelle zu erhalten, welche sein Verwandter der Prinz von Nassau in den vereinigten Niederlanden bekleidete. Nur Mazarin's nachdrückliche Maaßregeln und nachher Ludwigs XIV. kraftvolle Regierung, die fortgesetzte Aufmerksamkeit seiner Minister und der Einfluß der Jesuiten vermogten diesen Plan und bald die weitern Aeußerungen der Wirksamkeit dieser Secte zu unterdrücken. Sie beschränkte sich darauf, gegen das Ende dieser Regierung und bei den vielen frühzeitigen Todesfällen im königlichen Hause die Stimmung des Volks gegen die Regierung einzunehmen, welches ihr so sehr glückte, daß der Tod des sonst so geliebten Monarchen größtentheils als eine freudige Begebenheit gefeiert ward. Unter der Regierung Ludwigs XV. würde die Faktion ihr Haupt früher erhoben haben, wenn ihr die Jesuiten nicht lange entgegengearbeitet hätten; sie zeigte ihre Wirksamkeit indessen unverkennbar auch im Streite mit den Jansenisten. Ein entschiedenes und entscheidendes Uebergewicht erhielt sie aber späterhin durch die sogenannten Philosophen und Oeconomisten, durch welche sie ihren vergiftenden Einfluß über den ganzen Staat, selbst in das Cabinet des Königs, verbreiteten und die Bollwerke der königlichen Gewalt eines nach dem andern zerstörten und so ihren nachmaligen Sieg vorbereiteten. „Ces disputes (der Jansenisten und Molinisten) cessèrent, „(sagt Hr. v. M. S. 243 folg.) pour faire place à des attaques „visibles contre l'autorité royale. Il parait, que le regne de „Louis XIV. avait inspiré un peu de timidité à la secte „revolutionaire, qui avait bien senti, qu'il etait alors impossible „d'attaquer de front la monarchie sans courir de grands dangers; „c'est sans doute ce qui avait engagé de sectaires à employer „des moyens indirects, en tâchant d'échauffer et de corrompre „l'esprit public. En effet sous Louis XV. les philosophes, qui „étaient devenus sectaires au les sectaires qui étaient devenus „philosophes, répandoient dans le peuple des principes contraires à „l'ordre social; les institutions les plus sacrées étaient tournées „en ridicule et des idées sur le gouvernement commençaient à „occuper les hommes les plus ignorans, auxquels il n'était pas „difficile de faire prendre pour des vérités les sophismes les plus „absurdes — l'esprit public était corrompu par les écrits de toute „espèce; le gouvernement était calomnié dans des pamphlets, que le „peuple recevoit avec avidité d'après les opinions répandues pri„mitivement par les révolutionaires; les reveries de quelques „écrivains étaient mises en avant par eux et reçues comme des „principes solides qui devaient servir de base à l'edifice politique; „enfin il ne manquait plus à la secte révolutionaire, dont les „chefs étoient près du trône, qu'un lever pour le renverser." Unter solchen Verhältnissen bestieg Ludwig XVI. den, durch Grundsäze bereits untergrabenen Thron; eine Reihe von Handlungen, zu welchen die Rathschläge der zur Secte gehörigen Mi-

nister, Ludwigs gutmüthige Verblendung über die Existenz und die Thätigkeit der gegenköniglichen Faction, die Besetzung fast aller Stellen durch Anhänger und Mitglieder derselben zu große Rücksicht auf das für die öffentliche Meinung ausgegebene Urtheil der geheimen Feinde des Königs, zu wenige Rücksicht auf die Rathschläge der Freunde des Königs, die unvorsichtige Zusammenberufung der Stände und besonders, wie Hr. v. M. S. 256 sehr treffend ausgeführt hat, die Begünstigung der Amerikanischen Revolution und die Theilnahme so vieler Franzosen an der öffentlichen Geltendmachung der Grundsätze, welchen sie im Geheimen theils anhiengen, diese und andere bekannte Gründe krönten endlich, nach einem sechshundertjährigen konsequenten und festen Streben, den Plan der revolutionairen Secte, Frankreich zur Republick umzuschaffen und die höchste Staatsmacht einigen Revolutionairen zu übertragen, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in einem großen Theile von Europa, mit dem entscheidendsten Siege, welcher, wenn Napoleons Feldzug gegen Rußland geglückt wäre, gegenwärtig diese Faction zur Weltherrschaft erhoben haben würde.

---

3) Werden wir, unter der stehenden Rubrik: Rückblicke in die nächste Vergangenheit, eine Uebersicht der neuesten Begebenheiten in den europäischen Staaten, und eine kurze Kritik der interessantesten politischen Journale nud Flugschriften, geben.

Von dem Neunten Hefte an, hat die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, die Hauptbesorgung dieses Journals übernommen. Der Beifall, welchen das Publikum diesem Journale geschenkt hat, ermuntert uns, statt der bisher erschienen zwanglosen Hefte, das Journal als Monatsschrift fortzusetzen, und jährlich 12 Hefte zu liefern. Es erscheint daher vom Januar 1817, und zwar vom 13ten Hefte an, monatlich ein Heft von 8—9 Bogen, im Verlage der Maurerschen Buchhandlung in Berlin. Durch alle löblichen Preußischen Postämter können Bestellungen darauf gemacht, und dasselbe regelmäßig bezogen werden. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften ist 8 Rthl. Courant, der Preis des einzelnen Heftes 20 Gr. Alle Beiträge bitten wir an die Maurersche Buchhandlung in Berlin zu senden, an welche auch alle Bestellungen und Zahlungen unmittelbar, oder durch die löblichen Postämter und guten Buchhandlungen, zu machen sind.

Alle Bedingungen, welche für das Jahr 1817 galten, behalten auch für das Jahr 1818 ihren Werth; sowohl in Betreff des zu liefernden als das des zu fordernden.

Berlin im Januar 1818.

Die Redaktion der Freimüthigen Blätter.

Inhalt.

Seite

I. Ueber das immer mehr um sich greifende Streben, französische Gesetze und Einrichtungen nach Deutschland zu verpflanzen. 381

II. Ueber die Insurrektion des spanischen Amerika (Fortsetzung.) 403

III. Beleuchtungen über das Finanz-Bedürfniß, Militär-Etat im 12ten Hefte der freim. Blätter 1817. 444

IV. Merkwürdiger Prozeß des D. Carlos von Oestreich, Prinz von Asturien (Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente (Fortsetzung folgt im nächsten Stück.) 461

Rückblicke auf die neueste politische Literatur. CXXIX-CLX.

Freimüthige Blätter
für
Deutsche,
in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

Herausgegeben
von
Friedrich von Cölln.

Des Jahrganges 1818 Sechstes Heft.

Zusammenhaltet euren Werth,
Und euch ist niemand gleich.
Göthe.

Berlin, 1818.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße No. 29.

21

Plan und Ankündigung.

Die Freimüthigen Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft, nahmen i. J. 1815 zu einer Zeit ihren Anfang, wo Napoleon in Cannes gelandet war, und ein neuer Krieg gegen ihn Europa unter die Waffen brachte.

Wir richteten daher diese Zeitschrift vorzüglich auf die Tages-Geschichte und die Kriegsbegebenheiten, die aber mit dem Pariser Frieden endigten. Es blieb daher nur der zweite Zweck zu erreichen übrig: Mittheilung europäischer neuer, zunächst deutscher, organischer Gesetze.

Wir haben nun, mit dem Achten Hefte, für jene Zwecke die Freimüthigen Blätter geschlossen, indem wir dieß Journal künftig, für folgende Zwecke, in drei Abtheilungen, dem Publikum vorlegen wollen:

1) Wollen wir einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutschlands, besonders Preußens. Dahin gehören Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung. Jeder Aufsatz in dieser Hinsicht, mag er unsere eigene Ueberzeugung aussprechen, oder die entgegengesetzte Meinung, sey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung.

2) Wollen wir aus der auswärtigen Literatur interessante Auszüge und Uebersetzungen neuer politisch-militairischer Schriften, mi theilen.

Freimüthige Blätter für Deutsche.

I.
Denkschrift über die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Meisterschaften und Zünfte, als Mittel, den Gewerbsfleiß und den Handel zu beleben.

Sr. Excellenz dem Minister des Innern, Abbé de Montesquiou vorgelegt

vom Verfasser der historischen Nachrichten über die alten Königl. Academien der Malerei, Bildhauer- und Baukunst; nebst einer Rede über denselben Gegenstand, gehalten vor dem Könige, in der Parlamentsversammlung, Mittwochs den 12ten März 1776, von M. Antoine Louis Seguier, wortführender Advocat des gedachten Königs.

La massima felicita divisa nel maggior numero.
Beccaria: Von Verbrechen und Strafen.

Paris, in der Druckerei von Fain, Racine Straße, Odeon Platz 1815. Uebersetzt vom Polizei-Assessor Ziegler.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gnädiger Herr!

Die Stiftungen sind eine natürliche Folge des Bedürfnisses der Menschen, welche in einem geselligen Zustande

leben. Es ist die Nothwendigkeit: alle Arten des Kunstfleißes zu beleben, um sie der höchstmöglichsten Vollkommenheit zuzuführen, welche in verschiedenen Staaten den Gebrauch eingeführt hat, die Menschen ein und desselben Handwerks in Innungen zu vereinen, welche unter dem Namen Meisterschaften oder Innungen bekannt sind.

Diese, dem allgemeinen Vortheile so günstige Lage der Sache, bestand in Frankreich lange Zeit vor der Revolution, und die allgemeine Meinung, die sich am kräftigsten in Ansehung der gelehrten Gesellschaften, bekannt unter dem Namen Academien, ausgesprochen hat, fordert auch jetzt auf's dringendste die Wiederherstellung der Zünfte, welche einzig im Stande sind, der Unordnung Einhalt zu thun, welche sich in alle Theile des National-Kunstfleißes, durch die unbesonnene, jedermann zugestandene Freiheit, jedes ihm beliebige Gewerbe zu betreiben, wenn er nur die Patentgebühren dafür bezahlte, eingeschlichen hat.

Ohne auch hier auf eine weitere Untersuchung über den Ursprung der Zünfte, welcher in sehr entfernte Zeiten zurückgehet, einzulassen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß das Bedürfniß dieser Stiftungen sich in dem Grade fühlbar machte, in welchem der Zustand der Knechtschaft, in Frankreich wie in ganz Europa, durch die Vernichtung des Lehnsystems mehr und mehr schwand.

Jeder Arbeiter, nun frei geworden, zu arbeiten für jeden, der seiner bedurfte, breitete seine Gewerbsverhältnisse aus; hieraus entstand die Nothwendigkeit der Zünfte, als ein Mittel, den traurigen Einfluß des Privatnutzens zu hemmen, welcher nur auf sich selbst sieht, nur für sich allein thätig ist, und nur mit Bezug auf sich handelt, und so der Todfeind des allgemeinen Nutzens wird. Die Auseinandersetzung dieser Wahrheit wird uns zeigen, was die Nothwendigkeit der Innungen herbei führen mußte.

In den Städten, deren Bevölkerung weniger zahlreich ist, wird der Gewerbsfleiß nur durch die täglichen Lebensbedürfnisse unterhalten, und jeder Arbeiter, beschäftigt eben diese Bedürfnisse zu befriedigen, ist ohnfehlbar von allen denen bewacht, die ihn gebrauchen. In diesem Verhältnisse stehend, ist der Arbeiter seines eigenen Vortheils wegen schon genöthigt, seine Arbeiten zu vervollkommnern und in seinen Forderungen dafür mäßig zu seyn, weil die Mitbewerbung seiner Mitmeister ihm sonst das Zutrauen derjenigen entziehen kann, welche ihn beschäftigen, wodurch er in's Elend gerathen würde. In diesem Falle wird der persönliche Vortheil des Arbeiters die Bürgschaft der Verbraucher. Hingegen da, wo die Bevölkerung sehr beträchtlich ist, wo der Luxus den Bedürfnissen des Lebens sich anschmiegt, wo Handlungsverhältnisse zwischen verschiedenen Nationen sich anknüpfen, da ändert sich die Lage des Arbeiters zu seinem Vortheile; sicher und leicht entschlüpft er der Oberaufsicht der Gesellschaft und er scheuet sich nicht, die Vervollkommnerung seiner Arbeiten zu vernachlässigen, um sein Gewerbs-Einkommen zu vermehren.

Um diesem Uebel zu begegnen, verfiel man darauf, die Menschen ein und desselben Handwerks zu vereinen und Innungen daraus zu bilden. Die Forderung: daß jeder zuvor einen Beweis seiner Fähigkeiten darlegen mußte, ehe er das Recht erlangte, als Meister einer Werkstatt sein Handwerk auszuüben, war eine Folge des Misbrauchs, welchen man verhindern wollte; und die Forderung, daß jeder Handwerker nur von seines Gleichen gerichtet werde, war ein unbestreitbares Recht der Zünfte oder Innungen.

Wenn diese Einrichtungen einer Seits ein Werk der Nothwendigkeit waren, welches das allgemeine Wohl erheischte, so hat anderer Seits die Zeit deren Nützlichkeit, durch die unzählbaren Dienste, welche die Gesellschaft daraus gezogen hat, bewähret, und zwar anfänglich durch die

Nacheiferung, welche sie unter der arbeitenden Klasse hervorbrachten, so wie nachher durch die Gewährleistung, welche sie den Verbrauchern darboten; und wenn sich dann auch wirklich einige Misbräuche eingeschlichen hatten, so war es gewiß ungleich einfacher, jede dieser Innungen zu ihrer ursprünglichen Ordnung zurückzuführen, als sie gänzlich aufzuheben, wie es der verstorbene Turgot ([1]) machte; in der Folge hat die Erfahrung von einer kurzen Zeit die Nationalversammlung bald die Nothwendigkeit der Wiederherstellung derselben fühlen lassen.

Jedermann weiß es, daß der Gewerbsfleiß der Hauptreichthum der Nationen ist; aber damit er eine Quelle der Wohlhabenheit werde, so ist es nöthig, daß diejenigen Gegenstände, welche daraus hervorgehen, sowohl in Absicht ihrer äußern Vollkommenheit, als in Rücksicht ihres innern Werthes, im Gleichgewicht mit denen, von andern Gewerbe und Handel treibenden Nationen stehen.

Dies war es, warum man, um jenen Zweck zu erreichen, es für vortheilhaft hielt, alle Werkstättebesitzer ein und desselben Handwerks zu vereinigen.

Indem man verlangte, daß der Handwerksmann seine Fähigkeiten durch ein Meisterstück beweisen solle, welches er in der Innung von Leuten seines Gewerbes vorlegen mußte, um den Rang als Meister zu erhalten, so lag darin ein Grund zur Nacheiferung und gleichzeitig eine entschiedene Belohnung für denjenigen, welcher seine Jugendjahre dazu angewandt hatte, alle die Kenntnisse sich zu erwerben, welche auf sein Handwerk Bezug haben können. Ueberdem gewährte dies weise Gesetz noch den Vortheil, die Hauptgrundsätze über den Werth verzierter Sachen zu bilden, weil jeder Meister wußte, wie viel Zeit und Kunst dazu gehörte, um seine Arbeit zu vervollkommnern; es ging daraus eine Uebereinstimmung über den Werth der Erzeugnisse des Kunstfleißes hervor, die man in frühern Zeiten,

wo jeder ein Gewerbe ausüben durfte, ohne die nöthigen Eigenschaften zu haben, um sich darin auszuzeichnen, nicht erlangen konnte.

Jede dieser Innungen stellte ein Bild der väterlichen Macht auf; als Beweis davon wird es hinreichend seyn, ihre Statuten und Verordnungen zu prüfen.

Die Anwalde oder Geschwornen der verschiedenen Zünfte, als: Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schlösser, Marmorarbeiter und andere, hatten das Recht, ohne besonders dazu aufgefordert zu seyn, in jedes neu aufzuführende Gebäude einzutreten, um die darin gefertigten Zimmer= Maurer= oder andere Arbeiten zu untersuchen, und wenn der Unternehmer irgend einer dieser Arbeiten in einem Uebertretungsfalle gegen die gegebenen Vorschriften zur nöthigen Dauerhaftigkeit, so wie der Schönheit der besagten Arbeiten betroffen wurde; so nahmen die Geschwornen eines jeden Gewerbes zur Stelle ein Protokoll darüber auf und verurtheilten sogleich den Unternehmer, die Sache von neuem, und zwar nach den Gesetzen und Gebräuchen besagten Handwerks zu machen.

Ferner fand aber auch der Abnehmer bei diesen Innungen Schutz und Gerechtigkeit gegen unredliche Arbeiter; so wie dagegen der rechtliche Handwerker hier Schirm gegen den bösen Willen oder den Geiz desjenigen fand, welcher ihn beschäftigt hatte, und nun seinen wohlverdienten Lohn verweigerte.

Die allergewöhnlichsten Gewerbe im Leben, als: Schneider, Schuhmacher, Trödler und andere, welche man noch unter die Klasse der eben genannten stellen kann, bildeten eben so viel Zünfte und waren den nehmlicheu Gesetzen und derselben Oberaufsicht unterworfen.

Durch diese weisen, nach Verhältniß der verschiedenen Gewerbe noch vermehrten, Anordnungen, fand sich die Regierung bei der Oberaufsicht, deren sie sich, ihres eignen

Vortheils willen, nicht entsagen durfte, außerordentlich erleichtert.

Die Kaufleute, deren ganze Indüstrie sich darauf beschränkt, die verschiedenen Gegenstände, welche der Handwerker in seiner Werkstatt verfertigt, dem Publikum zu verkaufen, verlangten ebenfalls eine genaue Aufsicht; man setzte daher fest, auch sie in Innungen zu vereinigen, welche mit dem Namen six corps belegt wurden; unter diesem Namen waren alle Arten des Handels, sowohl im Großen als im Einzelnen, begriffen.

Der nehmliche Fall fand auch bei den Fabrikanten statt, welche einen Verein bildeten, und in allem, was ihr Gewerbe anging, unter der Aufsicht ihrer Mitgenossen standen.

Die Anwalde der Fabrikanten gingen täglich in die Werkstätten, die in Arbeit begriffenen Gegenstände zu besichtigen; man untersuchte die Güte des Materials, und die, der Anfertigung selbst.

Alle Zeuge durfte der Fabrikant nicht eher an den, mit ihm in Verbindung stehenden Kaufmann absenden, bis sie zuvörderst gehörig untersucht und demnächst mit einem bleiernen Stempel versehen waren, welches sowohl für die Güte als das Maas die Gewähr leistete.

Diese Vorkehrungen wurden mit so vieler Genauigkeit gemacht, daß es für die Kaufleute schon hinreichend war, das, was man Marke nennt, anzusehen, um von der Güte und der Richtigkeit des Maaßes der Zeuge, welche ihnen der Fabrikant zugesandt hatte, überzeugt zu seyn.

Durch diese klugen Vorsichtigkeits-Maaßregeln hatte der französische Handel bei den Fremden ein außerordentliches Zutrauen gewonnen, welches zur Folge hatte, daß alles, was aus unsern Fabriken hervorging, begierig gesucht wurde.

Indem man diese Einrichtungen zerstörte, warf man Unordnung in alle Stände; man brachte den Staat, wie den Privatmann mit Leuten in Berührung, welche niemand

für das erkannte, was sie wirklich sind; man öffnete dem Betruge und der Unredlichkeit ein weites Feld, und Paris ist dadurch ein Sammelplatz vom Wucher geworden, wo tausend Einzelne, denen es gänzlich an Fähigkeiten mangelt, alles unternehmen, was ihnen vorkommt, indem sie blos das benöthigte Patent lösen, welches ihnen das Recht giebt, Handel oder Unternehmungen, wozu sie nur Lust haben, zu treiben. (2)

Ganz vorzüglich sollte vor allen das, was den Bau der Wohnungen für alle Klassen von Bürgern sowohl, als auch der öffentlichen Gebäude anbetrifft, die besondere Aufmerksamkeit der Regierung fesseln!

Seit der Aufhebung der Innungen und Meisterschaften haben sich eine Menge von Menschen, mit Hülfe eines Patents, in den Stand gesetzt, Unternehmungen auf Bauten zu übernehmen; sie haben als Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schlösser, Marmorarbeiter und andere Handwerker, welche im Allgemeinen beim Bauen nöthig sind, Bauten ausgeführt; durch List oder Geld haben sie das Vertrauen der Privatpersonen, und selbst der Regierung erschlichen; und um bei großen Bauten angestellt zu werden, setzten sie oft Arbeiten unter ihren wahren Werth herab, fest entschlossen, sich für die billige Uebernahme durch schlechte Arbeit und schlechte Beschaffenheit der Materialien, zu entschädigen. (3)

Daher denn die fortwährenden Klagen der Bauherren, die oft in ihren Glücksverhältnissen verletzt, oder gar zu Grunde gerichtet werden durch diese Pfuscher, welche das Gesetz berechtigt, Gewerbe auszuüben, die sie nicht verstehen; daher aber auch alle die Streitigkeiten und Prozesse, mit denen die Gerichtshöfe überfüllt sind und welche sich nur zu oft mit dem gänzlichen Untergange der klagenden Parthei sich enden.

Dies ist jedoch noch nicht das Ende der Unordnungen, welche die Menschen, die ich so eben geschildert habe, der Gesellschaft zufügen.

Nachdem sie sich die Eigenschaft eines Bau-Unternehmers angemaßt haben, treiben sie ihre Kühnheit so weit, sich Baumeister zu nennen; sie verrichten auch wirklich deren Geschäfte, wenn sie Eigenthümer finden, welche unbesonnen genug sind, sich ihnen anzuvertrauen; und oft werfen sie sich in ein und derselben Sache als Baumeister und Unternehmer zugleich auf, und so werden sie, wenn Streitigkeiten vorfallen, oft Richter und Parthei in ihrer eigenen Angelegenheit.

Es sind ferner noch eben diese Menschen, welche durch Vorspiegelungen bei den Behörden, sogar die Eigenschaft als Oberbaumeister zu erlangen wissen, wodurch die Unordnung, gegen welche man vergebens das Gesetz zu Hülfe ruft, nun noch mehr vermehrt wird. Dies alles ist es, was seit 20 Jahren dazu beigetragen hat, die so edle Baukunst, die zwei unzertrennliche Eigenschaften: Talent und Rechtschaffenheit fordert, herabzuwürdigen.

Um alle diese Misbräuche abzustellen, welche die Quaal derjenigen Bürger sind, die vermöge ihrer Verhältnisse Baumeister zu Hülfe nehmen müssen, muß man es sich vor allen Dingen angelegen seyn lassen, den achtbaren Verein der Architekten, bekannt unter dem Namen der Akademie, wiederherzustellen. Von den Baumeistern, welche darin aufgenommen zu werden wünschen, müssen Beweise ihrer Kenntnisse so wie ihres moralischen Charakters, gefordert werden. (a)

Ferner muß der Verein der sachverständigen Baumeister wiederhergestellt werden, um diese an die Stellen der Menge der sogenannten Sachverständigen, zu setzen, welche, nicht zufrieden damit, über Gegenstände zu urtheilen die ihnen fremd sind, noch oft ihre Urtheile den Bestechungen

unterwerfen, die ihnen, um irgend eine gute Sache zu unterdrücken, gemacht werden. (5)

Nachdem ich so eben ein Gemälde von den Unordnungen, welche bey den verschiedenen Gewerben, die zu den bürgerlichen Bauten gehören, so häufig vorkommen, entworfen habe, wollen wir jetzt von der Klasse der Kaufleute, sey es derer im Ganzen, oder im Einzelnen Handelnden, reden.

Der Handel ist eine Art Gewerbsfleiß, welcher sich damit beschäftigt, alles in seinen Niederlagen oder Buden zusammen zu häufen, was zu den Bedürfnissen des Lebens oder des Luxus gehört. Vor der Revolution war es eine angenommene Meinung, daß man, um sich als Kaufmann anzusetzen, so viel Vermögen besitzen müsse, um die ersten Kosten der Einrichtung bestreiten zu können, und wodurch man zugleich den Fabrikanten verschiedener Waaren, mit welchen man Geschäfte machen wollte, eine Bürgschaft für den Kredit leistete, welchen man von ihnen verlangte.

Um das Recht zu erlangen, ein Handlungshaus zu eröffnen, mußte man sich bey einer der Innungen aufnehmen lassen, welche eine Abtheilung des sechsfachen Vereins war; man mußte überdies von einem Anwalde der Innung vorgestellt werden, welcher bezeugen mußte, daß man Rechtschaffenheit, Einsicht und die erforderlichen Mittel, sich anständig bey der Handlung, die man anfangen wollte, zu erhalten, besitze. Hierbey hatte der gute Name desjenigen, der jemanden vorstellte, einen so wichtigen Einfluß, daß die Innung es sich zum Vergnügen machte, den Empfohlnen in ihre Mitte aufzunehmen.

Alle diese Vorsichtigkeits Maaßregeln waren um so weiser, als sie der Klasse der Kaufleute die Nothwendigkeit auferlegte, den Ruf der Rechtschaffenheit zu haben, eine Eigenschaft, ohne welche der Kaufmann weder Zutrauen noch öffentliche Achtung fordern kann; dieß waren die Ge=

setze des Handels und ihren Nutzen hat die Erfahrung gerechtfertigt.

Indem die Revolution diese, für die Gesellschaft so nützliche Ordnung der Dinge umstürzte, verursachte sie dem Handel einen eben so großen Schaden, als sie dem Gewerbsfleiße im allgemeinen verursacht hat.

Indem man dem Ersten, dem Besten das Recht gab, unter dem Schutze eines Patents jedes Geschäft zu betreiben, was ihm beliebte, sah man eine Menge Ränkeschmiede welche, da sie kein Eigenthum zu verlieren hatten, alles aufs Spiel setzten, um sich auf dem Geschäftswege zu bereichern. In der That, was sieht man in Paris und in ganz Frankreich? Menschen, die niemand kennt, die keinen festen Platz in einer Gesellschaft haben und die nichts desto weniger Handelshäuser eröffnen. Der Eigenthümer findet Gewähr für seine Miethe. Durch Kosten, welche man zur Verschönerung in seinem Hause anwendet, der Baumeister, begierig Arbeit zu erhalten, prüft nicht zulänglich die Hülfsmittel desjenigen, der Arbeit giebt und läßt sich nur durch die Hoffnung zum Gewinn verleiten; der Fabrikant seiner Seits vertrauet seine Waaren auf den Schein des schönen Etablissements, und oft ist ein Jahr mehr als zureichend, um das Entstehen und den Untergang eines Handlungshauses zu sehen, welches, seiner Ankündigung nach, von der größten Bedeutung hätte werden müssen. Wenn, unter der Zahl der so aufs Gerathewohl unternommenen Etablissements, mitunter einige sich erhalten, so geschieht dieß nur zu oft durch Unredlichkeit, welche ihnen unerlaubte Vortheile verschaft, und diese endigen doch fast immer mit den schändlichsten Bankerotten, die zur Zeit der Revolution sehr häufig das Mittel geworden sind, sich auf Kosten anderer zu bereichern.

Diese durchaus wahre Lage der Sache versetzt täglich dem Handel, so wie dem Vortheile der verzehrenden Klasse

einen tödtlichen Schlag, und ich getraue mir, indem ich diesen Punkt schließe, zu behaupten, daß, wenn man nicht mit allem Ernst darauf bedacht seyn wird, diesen Ausschweifungen ein Ziel zu setzen, der Handel Frankreichs für alle Zeiten das Vertrauen des Auslandes verlieren wird.

Es bleibt mir noch übrig, in dieser Schrift einen wesentlichen Gegenstand zu behandeln, nemlich den, der Gewerbesteuer, welcher vor der Revolution unter dem Namen einer Kopfsteuer bekannt war, jetzt aber unter dem: der Patentsteuer genannt wird. Bevor ich mich in die Behandlung dieser Materie, als einen für den öffentlichen Schatz so wichtigen Punkt, einlasse, sey es mir erlaubt, einen Augenblick die Einrichtung der Innungen oder Zünfte aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Nutzens zu betrachten. Es liegt sehr oft der Fehler an der unrichtigen Darstellung der Ursachen des Gegenstandes, den man abhandeln will, daß die einfachsten Untersuchungen sich sehr erweitern, ohne ein für den behandelten Gegenstand nützliches Resultat zu gewinnen, die Frage in Betreff einer angemessenen Wiederherstellung der Zünfte und Innungen ist sehr einfach, und die Auflösung derselben kann keinen Zweifel haben. Muß man das allgemeine Wohl dem Wohle eines Einzelnen opfern? Kann das letztere mit dem allgemeinen Vortheile in Vergleichung gestellt werden? Es ist hierauf im voraus eine solche Antwort zu erwarten, daß ich es für unnütz halte, dieß noch zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen. Die Tyrannei, welche keinen andern Zweck hat, als zu herrschen, hat den größten Vortheil dabei, alles zu trennen, um desto leichter unterdrücken zu können; die Monarchie dagegen, der es Bedürfniß ist mit Weisheit zu regieren, ist darauf bedacht, die Menschen unter einander soviel nur möglich zu verbinden, um dadurch die Selbstsucht, welche in uns die für das Glück aller so nöthigen Liebe für das allge-

meine Wohl zu ersticken sucht, zu entkräften, dieß waren zu allen Zeiten die Absichten weiser monarchischer Regierungen.

Wenn im Geiste dieser politischen Einrichtungen — die öffentliche Gewalt, welche daraus hervorgeht, ist bey uns das Bild der väterlichen Gewalt — ein guter König, indem er der Freund und Vater seiner Unterthanen ist, ihnen allen Hülfe und gleichen Schutz schuldig ist, so sind sie dagegen zu dem Eifer verpflichtet, daß jeder Einzelne seine Pflichten als Bürger und Unterthan erfülle.

Wenn es dem wohlverstandenen Interesse einer Regierung angemessen ist, den Gewerbsfleiß und den Handel anzufeuern, so ist es nicht minder ihr Vortheil, daß der verzehrende Theil geschützt werde, gegen Betrug von Seiten des Handwerkers oder des Kaufmanns; so wie er auch dabey ein ganz besonderes Interesse hat, daß alles, was im Gebiete des Kunstfleißes hervorgebracht wird, dem, was die Fabriken anderer Mächte liefern, gleich sey oder es wo möglich noch übertreffe, weil dieß das einzige Mittel ist, zum Besten dieser oder jener Nation das Uebergewicht im Handel zu erhalten.

Ich habe schon oben bemerkt, daß in kleinern Städten, wo jeder sich kennt, der Kaufmann und der Künstler zunächst ihres Vortheils wegen verpflichtet sind, ihre Schuldigkeit zu beobachten; wenn sie aber in der Mitte einer unermeßlichen Volksmenge wohnend, der allgemeinen Aufsicht ausweichen können, alsdann beachten sie nichts, als nur ihren persönlichen Vortheil und alle Mittel zu betrügen sind so gut berechnet, daß sie nicht fehlen. Um daher allen diesen bösen Folgen, welche zunächst den verzehrenden Theil treffen, dann aber auch in der Folge dem allgemeinen Wohle, so wie der Regierung selbst schädlich werden, entgegen zu wirken, hat man die unerläßliche Nothwendigkeit eingesehen, die Innungen und Zünfte zu errichten.

Um zu beweisen, was ich voraussetze, ist es hinreichend, den Geist dieser Einrichtungen näher zu untersuchen. Welches war denn dabey der Zweck und die Bewegungsgründe? Der erste Zweck war: alle Personen von einem Gewerbe zu vereinigen und dadurch sich gegenseitig weniger fremd zu machen; sodann aber wollte man sie unter sich selbst unter Aufsicht stellen, indem man unter ihnen die ältesten und im besten Rufe stehenden erwählte um die Stellen als Anwalde und Geschworne einzunehmen, welche nach den Statuten und Gesetzen der Innung das Recht hatten die Arbeiten ihrer Mitbrüder zu untersuchen, indem sie unverhofft Besuche in deren Werkstätten abstatteten. Ein dritter Zweck war aber noch, Recht zu schaffen dem verzehrenden, von einem Unternehmer der gedachten Innung betrogenen Theile, so wie es endlich nicht minder zum Zweck gehörte, jedem Recht zu schaffen, der sich an ihre Gerichtsbarkeit hielt, und alles dies ohne Kosten und Zeitverlust.

Jetzt wollen wir die Zünfte nach dem verschiedenen nützlichen Einfluß auf das Gemeinwohl betrachten und zunächst sehen, welchen Einfluß sie auf die Vervollkommnerung aller Gegenstände des Kunstfleißes haben.

Die Vervollkommnerung in den mechanischen Künsten ist eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die Reichthümer einer Nation, durch den Zuwachs und die Ausdehnung, welche sie ihrem Handel giebt, vermehren; es geschah daher, um Nacheiferung zu erwecken, daß man verlangte, der Künstler solle zuvor eine Probe seiner Fähigkeit ablegen, ehe man ihm die Eigenschaft als Meister zugestehe.

Dies weise Gesetz war es, welches den Arbeiter zwang, sich gehörig zu unterrichten, und es war seine anerkannte Fähigkeit, welche ihm diejenige Achtung sicherte, die, indem sie unserer Eigenliebe schmeichelt, zugleich unsern Vortheil befördert.

Was ist aber geschehen, als man, im Namen der Freiheit, alle Zünfte, weil sie dem angemaßten Rechte, daß jeder das Handwerk betreiben könne, was ihm gerade gelegen sey, aufgehoben hat? daß Gewerbefleiß und Handlung ein Spiel der Unvollkommenheit und Unredlichkeit geworden sind.

Laßt uns die vergangnen Vorfälle, und die, welche täglich vorkommen, untersuchen; der ansässige Unternehmer wird Euch sagen, daß, indem er die Abgaben des Staats trägt, ihm doch bei Ausübung seines Kunstfleißes nichts sicher ist, daß ihm täglich Arbeit entzogen wird durch den Arbeiter, den er anstellt, und daß dieser sehr oft, mit den nehmlichen Materialien, die ihm gehören, eine Menge kleiner Unternehmungen für seine eigne Rechnung ausführt, ohne dem Staate dafür eine Abgabe zu entrichten.

Er wird Euch ferner sagen, daß das bloße Recht der Patente, indem es eine unendliche Menge Etablissements begünstigt, die sich jedoch, entweder aus Mangel an Fähigkeit oder Einsicht, oder aus Mangel an Vermögen, um alle unglücklichen Zufälle bei dem Unternehmen zu ertragen, nicht erhalten können, die Klasse der Handwerker vermindert hat, wodurch noch der Preis des Tagelohns für die Arbeit erhöhet und in der Gesellschaft die Menge der Menschen vervielfältigt wird, welche, sey es aus Faulheit oder aus Stolz, in den Rang der bloßen Handwerksgesellen nicht wieder zurücktreten wollen, nachdem sie sich in der Laufbahn als Unternehmer zu Grunde gerichtet haben.

Man beachte einmal die Klagen des Handels über schlechte Bearbeitung der Waaren, über die unermeßliche Menge derer, die sich mit Handelsgeschäften abgeben, ohne durch Patente dazu berechtigt zu seyn, und man wird das ganze Uebel, welches man dem öffentlichen Schatze, und den tödtlichen Schlag, den man dem Vertrauen der Consumenten zugefügt hat, indem man die Einrichtungen aufhob, welche

jenem beim Einkauf nützlicher Lebensbedürfnisse die Gewähr leisteten, einsehen.

Um die Aufhebung der Zünfte noch mehr zu beschleunigen, hat der Revolutionsgeist vorgegeben, sie wären ein Hinderniß zur Herstellung der nöthigen Mitbewerbung, welche den Preis jeder Sache wohlfeiler macht. Man sagt ferner, daß die Zünfte unter den einzelnen Mitgliedern, welche von ihnen abhängig sind, einen Zunftgeist hervorbrächten, welcher der Gleichheit entgegen sey. So höchst elend die letztere Anschuldigung auch ist, so halte ich es doch für nöthig, darauf zu antworten.

Was ist denn der Zunftgeist? Ist es der feste Entschluß, sich allen seinen Pflichten, als Bürger und als Unterthan, zu entziehen? ist es die Neigung, nichts zu sehen, nichts zu denken und nichts zu thun, als was zum Nutzen der kleinen Gesellschaft, der man durch den Kunstfleiß, den man anwendet, zugehört, gereichet? Nein, es ist das genugthuende Gefühl, welches jeder gute Bürger empfinden muß, indem er Theil nimmt an einer Gesellschaft, die sich durch ihre Geschicklichkeit, ihren Glanz oder ihre Rechtschaffenheit auszeichnet.

Ein Mensch, der einen militairischen Geist hat, rühmt sich, einer Gesellschaft anzugehören, die zu gleicher Zeit, unter den Augen ihres Souverains, ein Muster der Mannszucht und des Muthes bei drohenden Gefahren ist.

Der bei einem Gerichtshofe angestellte Mann ist stolz darauf, Mitglied eines Tribunals zu seyn, wo Weisheit und Rechtschaffenheit glänzen.

Der Handwerker hört gern die Einsichten seiner Mitbrüder loben, weil die Achtung, die der Künstler sich selbst erwirbt, auf alle einzelne Mitglieder der Zunft mit fällt.

Der Kaufmann bemerkt es mit Vergnügen, wenn er die Rechtschaffenheit seiner Mitgenossen rühmen hört, denn die gute Meinung, die sie sich selbst geben, befördert ihr Handlungsinteresse.

Es ist natürlich, daß jeder, wenn die Reihe ihn trifft, auch an den Aemtern und kleinen Vorrechten, welche mit dem Vereine, zu welchem er gehört, verbunden sind, Theil nehmen will.

Vor der Revolution war es ein sehr weises Gesetz von Seiten der Regierung, zu verlangen, daß eine beständige Rechtschaffenheit bei kaufmännischen Geschäften ein Mittel seyn solle, die Adelschaft durch magistratalische Würden zu erlangen, und davon jedermann auszuschließen, dessen naher Verwandter gegen die Ehre und gegen Treue und Glauben gefehlt hatte.

Vergleichen wir nun, in Hinsicht des Handels, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen, so werden wir nur seufzen können, daß so weise Einrichtungen zerstört worden sind.

Was die vortheilhafte Idee anbetrifft, die man sich von der Concurrenz machte, so hat die Erfahrung das Gegentheil bewiesen; die Handarbeiten sind durch den dringenden Eifer, welchen eine große Anzahl von Handwerkern auf die Anlegung von kostspieligen Etablissements gewandt haben, und wodurch der Preis ihrer Arbeit sich erhalten mußte, zu höhern Preisen gestiegen. Wenn der geringe Raum, auf welchen sich eine bloße Bittschrift beschränken muß, nicht die möglichste Kürze bei Auseinandersetzung des gewählten Gegenstandes erforderte, es würde mir zum größten Vergnügen gereichen, alle die Handlungen der Menschlichkeit, die von den Zünften im Allgemeinen ausgeübt sind, und die Dienste, welche sie dem Staate in unglücklichen Zeiten geleistet haben, noch bekannt zu machen, da aber solcher Handlungen viel zu viel sind, als daß sie in dieser Schrift

Platz finden könnten, so werde ich mich begnügen, deren nur einige anzuführen, welche beweisen werden, in wie vielen Rücksichten man durch die Aufhebung der Zünfte dem allgemeinen Wohl geschadet hat.

Ich werde blos von der Innung der Goldschmiede in Paris reden; ihr Haus oder ihr Comtoir wurde das Gemein-Haus genannt, denn man unterhielt darin, auf Kosten der ganzen Goldschmiede-Innung, 12 Haushaltungen für Meister dieser Innung, welche durch Unglück oder Alter unterdrückt waren; man bezahlte daselbst 100 Jahrgehalte von 150 Livres bis zu 100 Thlr. Es war in diesem Gemein-Hause ein Betsaal, in welchem ein Kapellan den Gottesdienst verrichtete, ein Arzt, ein Wundarzt, eine Krankenwärterin. Diese ganze Menge stand im Dienst des Hauses und wurde auf Kosten der Innung besoldet.

Die Hererzählung mannigfaltiger Züge von der Freigebigkeit der Innungen würde noch ein sehr langes Kapitel ausfüllen, ich will mich indeß begnügen, nur zwei der bekanntesten Handlungen zu erzählen.

Es war die Innung der Goldschmiede, der die Kathedral-Kirche zu Paris, vor der Revolution, alle die schönen Schildereien verdankte, welche das Innere dieser Kirche zierten. Der Monat Mai jeden Jahres war der Zeitpunkt, wo die Goldschmiede ein neues Meisterstück in diesem Tempel aufstellen ließen, und der mußte ein Mitglied der Academie seyn, der eine solche Schilderei ausführen wollte.

Im Jahre 1777, zur Zeit des Krieges zwischen Amerika und England, an welchem Frankreich thätigen Antheil nahm, machte die Handelschaft zu Paris, bekannt unter dem Namen des sechsfachen Vereins, dem Könige ein

Geschenk mit einem Kriegsschiffe, an Werthe von einer Million, und dieses Schiff wurde die Stadt Paris genannt.

Ich habe bisher blos von der Innung der Kaufleute und insbesondere, der Goldschmiede, gesprochen; es würde aber ein Werk von der höchsten Wichtigkeit in der Literatur seyn, welches eine Erzählung der Dienste enthielte, welche sämmtliche Zünfte und Innungen in Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland der menschlichen Gesellschaft, durch die von ihnen gegründeten Anlagen, sey es in wohlthätigen Absichten oder aus Neigung zu glänzender Freigebigkeit, geleistet haben.

Ungern entsage ich aller der Erzählung der Thaten, welche hier nicht Platz finden können, und eile, den Gegenstand der Gewerbesteuer, vor der Revolution unter dem Namen Kopfsteuer, heute unter dem Ausdruck, Patentsteuer, bekannt, zu behandeln; dieser Gegenstand ist es, auf welchen ich, zu Gunsten der Wiederherstellung der Zünfte, die Aufmerksamkeit der Regierung zu heften mir schmeichle.

Die Regierungen können sich nur durch den Ertrag der Abgaben erhalten. Jedermann, der in irgend einem Lande seinen Kunstfleiß mit Vortheil ausüben will, und dessen Person und Vermögen in demselben geschützt wird, muß die Lasten des Staates mit tragen.

Man kennt in Frankreich nur zwei Arten von öffentlichen Abgaben, nehmlich die Grund- und Personensteuer und die mittelbare Steuer, die erstere erstreckt sich auf bewegliche und unbewegliche Sachen, die letztere auf Lebensbedürfnisse.

Das Hinderniß, welches einige gegen die Wiederherstellung der Zünfte und Innungen zu erblicken glauben, ist der Ertrag von den Patenten, welcher weit höher ist, sagt man, als der von der ehemaligen Kopfsteuer.

Eine einzige Frage ist hinreichend, dies Bedenken zu heben. Worauf gründet sich der Ertrag von dem Gewerbsbetriebe? Auf den Verbrauch der Gewerbserzeugnisse. Wenn Niemand dem Grundsatze widerspricht, so können wir den Schluß machen.

Es sey mir erlaubt, zur Grundlage dessen, zu welchem ich übergehen will, irgend ein Gewerbe als Beispiel anzunehmen. Ich setze auf einen Augenblick voraus, daß alle Limonadenhändler in Paris, im Laufe eines Jahres für drei Millionen Waaren, an Zucker, Kaffee, Liqueur und Bier verkaufen, und daß die Steuer den 20sten Theil dieser Summe betrage, so sind es 150,000 Franks, welche man dem öffentlichen Schatze bezahlen muß.

Was ist dem Staate an der Anzahl der Beitragenden, wie die Limonadenhändler, in diesem Fall gelegen, sie mag vier, drei oder zweitausend betragen, wenn die Consumtion dieselbe ist? da der Ertrag sich gleich ist, so muß auch die Steuer sich gleich bleiben, niemand wird sich weigern, seinen Theil zu bezahlen. Ich sage noch mehr: je weniger die Anzahl der Beytragenden groß ist, desto sicherer und vielfältiger sind die Vortheile für jeden von ihnen, wodurch für die Regierung eine größere Sicherheit entsteht.

Was ich so eben von einem einzelnen Gewerbe gesagt habe, findet natürlich auf jedes Gewerbe und auf den Handel Anwendung, und wenn der Ertrag der Gewerbesteuer auf der Consumtion jeder Art beruhet, so ist es sehr einfach, sie in die Klasse der mittelbaren Steuern zu setzen; und, wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkte ansieht, wird man mehr als je, die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Innungen und Zünfte fühlen.

Die Aufhebung dieser Vereine war eins der, von den Revolutionisten erdachten Mittel, um die große Menge auf ihre Seite zu ziehen.

So lange es erlaubt war, Handel und Gewerbe zu betreiben, ohne irgend einer persönlichen Abgabe unterworfen zu seyn; so lange die Aufhebung der Accise dauerte, so lange waren Freiheit und Gleichheit die Götzen, denen man alles, was öffentliche Ordnung und das Wohl des Staats erhielt, aufopferte.

Als aber die Regierung sich durch ihre eignen Bedürfnisse gedrückt sah, als sie dadurch gezwungen wurde, wieder auf Steuern zu denken, um die öffentlichen Schulden zu bezahlen; da war es, daß die Herrscher die Schwierigkeit einer gesetzlichen Vertheilung der Gewerbesteuer, ohne Hülfe der Innungen, empfanden.

Jene weisen Einrichtungen wieder herzustellen, das hätte geheißen, die Gemüther wieder zu monarchischen Ideen, die dem System der damals herrschenden Tyrannei entgegen waren, zurückführen.

Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, erdachte man eine, für alle zu Einem Gewerbe gehörige Personen gleiche Auflage; da aber der Gewinn für jeden Einzelnen ganz gleichförmig war und man das richtige Verhältniß nicht heraus finden konnte, so glaubte man zum Zweck zu kommen, indem man der Patentsteuer $\frac{1}{10}$ der Miethe und eine Personalsteuer hinzufügte.

Alle diese Grundsätze waren falsch und die Erfahrung bestätigt dies täglich.

Nicht immer in den großen Prachtgebäuden, wo der Preis der Miethe ungeheuer ist, werden große Handlungs- und Gewerbsgeschäfte betrieben, sondern oft steht der große Aufwand, den jemand in seinem Handlungshause macht, mit seinem Handel in gar keinem Verhältniß, wogegen man entfernt einen bescheidenen Kaufmann oder Gewerksmeister, dessen Patent- und Miethsabgabe nur eine ganz kleine Summe beträgt, in seinem Gewerbe große Geschäfte machen sieht.

Dies ist es, was sich bei allen Gewerben, bei allen Handlungen, welche im Innern der Mauern von Paris betrieben werden, bemerken läßt.

Es folgt aus der fehlerhaften Art der Erhebung der Gewerbesteuer, daß bei allen Gewerben oder Handelsgeschäften, die der Patentsteuer unterworfen sind, diese die Schwachen unterdrückt, ohne die Glücksfälle der Reichen zu treffen. Um das Gleichgewicht in diesem Theile der allgemeinen Verwaltung herzustellen, ist es durchaus nothwendig, wieder auf die Zünfte zurückzukommen, und dies war es, was ich beweisen wollte.

Auf welche Art wurde vor der Revolution die Gewerbesteuer erhoben? Es geschah folgendergestalt: Die Regierung forderte alle Jahre von jeder Innung eine bestimmte Summe, als Gewerbesteuer. Diese Forderung war an die Anwalde und Geschwornen jeder Innung gerichtet; diese machten darnach eine Vertheilung auf die einzelnen Mitglieder der Innung nach Verhältniß ihres Gewerbsertrages.

Wenn einer der Besteuerten sich bedrückt fand durch die Forderung, die man an ihn gemacht hatte, so ging er auf das Innungshaus; man prüfte die Bewegungsgründe seiner Forderungen und auf der Stelle wiederfuhr ihm Gerechtigkeit.

Ich sagte: daß die Gewerbesteuer nichts als eine mittelbare Abgabe für jeden Gewerbetreibenden oder Kaufmann sey, und hier ist der Beweis: Gilt denn die Forderung der Innung für das folgende Jahr, auch für das vergangene?

Wenn der Gewerbsertrag eines Kaufmanns oder eines Handwerkers, wegen verminderter Geschäfte, nicht mehr derselbe war, so wieß er seiner Innung seine jetzige Lage gründlich, und sogleich erhielt er Erlaß.

Diese einfache Auseinandersetzung der Sache wird hinreichend seyn, die Vortrefflichkeit der Erhebungsart kennen zu lernen, indem sie zu gleicher Zeit die Wahrheit bestätigt: daß einzig und allein die Zünfte und Innungen das Vermögen jedes einzelnen ihrer Mitgenossen kennen und sie vor der Unredlichkeit, sich den öffentlichen Lasten zu entziehen, bewahren können.

Ich glaube, die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Innungen und Zünfte hinlänglich bewiesen zu haben. Jetzt will ich die Thatsachen, die für dieselben sprechen, kurz wiederholen.

Kurze Wiederholung.

Um die schönen Künste blühend zu machen, muß man sie ehren, und durch nichts wird dieser Zweck leichter erreicht, als durch gelehrte Gesellschaften, welche besser als irgend jemand, die öffentliche Meinung über wahre natürliche Anlagen, die ganz vorzüglich der Gegenstand der Freigebigkeit der Regierung zu seyn verdienen, zu bestimmen vermögen.

Um den Gewerbsfleiß anzufeuern und den thätigen, einsichtsvollen Handwerker, der um die Vervollkommnerung seines Gewerbes besorgt ist, zu unterstützen, sind Zünfte nothwendig, weil diese allein, jede in dem Gewerbszweige, den sie umfaßt, die einsichtsvollsten Richter in Absicht der Fähigkeit des Handwerkers, welcher die Eigenschaft als Meister zu erlangen sucht, sind und seyn müssen.

In Absicht des Handels, der gänzlich auf Vertrauen beruhet, sind die Innungen um so viel nützlicher, die sich durchaus von den Kenntnissen, von der Rechtschaffenheit und den Vermögensumständen desjenigen sichere Ueberzeugung schaffen müssen, welcher einen Laden oder eine Niederlage zum Handel eröffnen will.

Die öffentliche Ordnung fordert, daß jeder, der einen Handel, welcher nichts anders als ein Tauschgeschäft ist, anfangen will, denjenigen, die ihm einen Theil ihrer Glücksgüter durch die Waaren, die sie in seinem Hause niederlegen, anvertrauen, ein Vermögen nachweise, welches ihnen eine Bürgschaft gewährt.

Bei denjenigen Gewerben, welche das Bauwesen betreffen, ist es für jedermann nothwendig, sein Vertrauen nur solchen Handwerkern zu schenken, welche im Stande sind, Vorschüsse zu machen, indem diese, im Falle eines Betruges oder mangelhafter Arbeiten von Seiten des Handwerkers, zur Bürgschaft dienen müssen.

Um die schwierigen Fälle, welche aus ähnlichen Ursachen entstehen, zu entscheiden, und verderblichen Processen vorzubeugen, ist niemand passender, als solche, welche dasselbe Gewerbe betreiben, ich verstehe hierunter die Innung, zu welcher der Verklagte gehört.

Wenn es eben so sehr der Vortheil des Consumenten, als der, des öffentlichen Schatzes, erheischt, daß jeder, der sein Gewerbe als Meister betreiben will, zuvörderst alle die von dem Gesetze ihm vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt habe, wer kann besser, als die Zünfte, ihn dazu anhalten, sich diesem zu unterwerfen?

Wenn der Geist der Selbstsucht, dieser tödtliche Feind des Gemeinwohls, sich unter uns, während der Zeit der Revolution, auf eine höchst traurige Weise verbreitet hat, was kann ihn besser unterdrücken, als der Gesellschaftsgeist, welcher uns unbemerkt dahin führt, bisweilen unsern eigenen Vortheil zu Gunsten der Innung, der wir zugehören, aufzuopfern?

Indem man einzelne Menschen, welche dasselbe Gewerbe treiben, abgesondert unter ihnen hinstellt, vermehrt man das Uebel, welches der Vortheil eines Einzelnen gegen den Vortheil Aller hervorbringt. Indem man sie alle

wieder in Innungen vereinigt, vermindert man dies Uebel und entledigt die Regierung einer Aufsicht, die sie allein mit Erfolg nicht führen kann.

Wenn man aufmerksam prüft, worin die Rechtschaffenheit bestehe, so wird man sich überzeugen, daß es eine um so schwerer auszuübende Tugend ist, als sie fortwährende Aufopferungen des eignen persönlichen Vortheils, für Ehre und Recht fordert.

Es ist aber nicht genug in der Welt für einen rechtlichen Mann gehalten zu werden; man muß es auch vor dem Richterstuhl, seines Gewissens seyn!

Es war daher gewiß höchst zweckmäßig, daß die Regierung vor der Revolution, die Rechtschaffenheit im Handel, vorzüglich ehrend auszeichnete, indem man dadurch zur Adelschaft, durch Erlangung magistratualischer Würden, kommen konnte.

Um dem Handel das Vertrauen und die Achtung wieder zu verschaffen, welche er genoß und den er durch die Folgen der Revolution verloren hat, ist es unerläßlich, jene weisen Einrichtungen wieder herzustellen.

Was dem öffentlichen Schatz, in Ansehung der, unter dem Namen Patentsteuer, bekannten Gewerbs-Angabe anbetrifft; so ist es, wenn man sich überzeugt, daß nur die Consumtion die Höhe der Abgaben bestimmen kann, mehr als erwiesen, daß die Vertheilung derselben weit zuverlässiger durch die Zünfte, als durch irgend andere Mittel bewirkt werden kann, und daß die Anzahl der Beytragenden der Regierung ganz gleichgültig seyn kann, weil diese auf den Ertrag der Steuer selbst gar keinen Einfluß haben kann. (7)

Um zu erfahren, wie hoch sich der Ertrag der Gewerbesteuer und der zehnte Theil der Miethe bei den verschiedenen Gewerben oder Handlungsgeschäften belaufe, giebt es ein sehr einfaches Mittel, man fordere nur von jedem Steuer-Einnehmer eine Nachweisung, nach den Registern aller

zu einem Gewerbe gehörigen Personen, welche ihm Patentsteuer bezahlen, betrage. Hierdurch wird man die Anzahl derer, welche ein und dasselbe Gewerbe treiben, und zugleich das, was jede Handthierung an Gewerbesteuer tragen kann, kennen lernen. Dieß würde dann zur Grundlage dienen, um die Forderung desjenigen, was jede Zunft zu leisten hätte, festzustellen und zugleich würde diese Summe dann mit derjenigen Gerechtigkeit vertheilt werden, welche man jedem Beytragenden schuldig ist.

Um diesen Punkt, welcher den Vortheil des öffentlichen Schatzes zum Gegenstand hat, zu schließen, bleibt mir noch übrig, etwas über die bey verschiedenen Zünften eingeführten Gewohnheiten zu sagen.

Nachdem ein Handwerker seine Fähigkeiten gehörig nachgewiesen hatte, mußte er eine Summe Geldes, als Meisterrechts Gebühren, bezahlen; diese Gebühren beliefen sich von 300 bis zu 800 Franks, nach Verhältniß der Einträglichkeit des Gewerbes, welches man treiben wollte, und man gab ihnen, je nachdem sie in ihren Etablissements vorgerückt waren, mehr oder weniger Zeit, diese Abgaben zu bezahlen. Jeder Handwerker, der in Paris ausgelernt hatte, bezahlte weniger; der Sohn eines Meisters noch weniger; und die Wittwe eines Unternehmers, konnte ohne irgend einige Gebühren zu entrichten, das Unternehmen ihres Mannes fortsetzen, wenn sie nur die Fähigkeit ihres Werkmeisters gehörig nachwies.

Eben dasselbe fand bey allen Zünften des sechsfachen Vereins oder den kaufmännischen Innungen statt, mit der Ausnahme, daß die Summe, welche man als Kaufmann zu bezahlen hatte, sich bey einer gewissen Innung, nach Verhältniß des Geschäfts, welches man betreiben wollte, bis auf 1200 Fr. belief. Von diesen Summen floß ein großer Theil in den öffentlichen Schatz, und der kleine Rest, welchen die Innung davon zurückbehielten, diente zur Be-

zahlung der Büreaukosten und anderer Abgaben der Innung.

Behufs der Erhebung der Gewerbesteuer, die sonst unter dem Namen Kopfsteuer bekannt war, gingen die Anwalde und Geschwornen der verschiedenen Innungen, begleitet von einem Gerichtsschreiber, drey bis viermal jährlich zu jedem der Beytragenden, um von jedem seinen Beytrag in Empfang zu nehmen, und lieferte ihn dann ohne Kosten in den öffentlichen Schatz.

Dieß, mein Herr, ist der flüchtige Ueberblick der für die Wiederherstellung der Innungen und Zünfte sprechenden Gründe; ich habe absichtlich aus dieser Schrift alles verbannt, was blos theoretisch oder systematisch ist, indem ich überzeugt bin, daß das Vollkommenste dieser Art oft an der Erfahrung scheitert; es ist die drückende Last der Neuerungen, denen das Gemeinwohl unterliegt! Ich glaube hier bemerken zu müssen, daß, da das Gesetz keine zurückwirkende Wirkung haben kann, diejenigen die auf den Grund bloßer Patente irgend ein Gewerbe ausüben, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeit, als ein Theil der Innungen angesehen werden, daß aber in dem Augenblick der Wiederherstellung der Zünfte, das Gesetz in Absicht der Prüfung der Fähigkeiten, mit voller Strenge ausgeführt werden müsse.

So lange sich die Forderung der Meisterstücke erhalten hat, so lange sah man bey allen mechanischen Handthierungen der Handwerker eine seltene Geschicklichkeit.

Man erstaunt, mit welcher reißenden Schnelligkeit sich das Böse, und wie langsam dagegen das Gute sich verbreitet; die Ursache dieser einander so entgegengesetzten Erscheinungen, ist sehr leicht zu erklären, denn diejenigen welche Böses thun, haben davon Vortheil; die aber das Gute üben, haben davon nichts als die eigne Genugthuung. Dieß ist die Ursach, warum während der Revolution rechtliche Menschen soviel Sorglosigkeit gezeigt haben, sich der Kühn-

heit der Niederträchtigen zu widersetzen, durch welche sie zuletzt als Schlachtopfer gefallen sind.

Was mich anbetrifft, gn. Herr, so danke ich der Vorsehung, so lange gelebt zu haben, um wieder unter die Gewalt eines rechtmäßigen Souverains zu kommen, der dem bloßen Antriebe seiner großen Seele folgen darf, um von seinen Unterthanen angebetet zu werden. Ich habe es für meine Pflicht, als Bürger, gehalten, alles das zur Kenntniß zu bringen, was ich zu Gunsten der Innungen und Zünfte, deren Wiederherstellung mir zum Besten des Kunstfleißes und des Handels unerläßlich scheint, dachte. (8)

Möchten meine Bemühungen Ihnen, mein Herr, ein unzweydeutiger Beweis meiner Bewunderung Ihrer Tugenden und ihrer Verdienste seyn.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

De Seine,
Bildhauer ꝛc.

Nachschrift.

Ich hatte diese Schrift bereits zum Druck abgegeben, als einer unserer berühmtesten Rechtsgelehrten Hr. Delacroix Franville, welcher, in seiner Eigenschaft, als Censor, von dieser Schrift Kenntniß nehmen wollte, Verlangen bezeugte, mich kennen zu lernen, um mich aufzufordern, im Verfolg dieser Arbeit, eine Rede über denselben Gegenstand drucken zu lassen, welche von dem verstorbenen M. Seguier, in Versailles d. 12. März 1776 gehalten ist.

Ich schätze mich sehr glücklich, in meinen Meinungen mit einem so berühmten Staatsbeamten zusammen getroffen zu seyn, und ich zweifle keineswegs, daß seine beredte Sprache, zu Gunsten der Geschwornen-Gerichte, nicht kräftig der Sache nützen sollte, für welche ich schreibe.

Anmerkungen.

1. Bey Aufhebung der Zünfte wagte der verstorbene Turgot es doch nicht, die Innungen der Goldschmiede und die, der Apotheker anzutasten. Bey den erstern fürchtete er falsches Gewicht, falsche Angabe des Inhalts und falsche Stempel. Bey den letztern hatte er Furcht vor Vergiftung der Kranken durch schlechte Zubereitung der Arzeneien.
2. Man frage die rechtlichen Leute im Handel, sie werden zeigen, auf wie mancherley Art man beym Handel hintergehen kann.
3. Man darf sich nur erkundigen, was sich in der Abtei St. Denys und bey andern großen Bauten, die unter Buonaparte angefangen waren, zugetragen hat, um sich zu überzeugen, durch was für mancherley Mittel ein unredlicher Unternehmer, auf Kosten der Dauerhaftigkeit eines öffentlichen oder Privat-Gebäudes, sich bereichern kann.
4. Wenn das Directorium vermocht hätte, Frankreich mit Weisheit zu regieren; so würde einer seiner ersten Sorgen gewesen seyn, die gelehrten Gesellschaften wieder herzustellen; den drei ersten Klassen die Fortsetzung der Arbeiten der alten Academien zu übertragen; würde dieß nicht das größte Lob verdient haben?

   Dasselbe würde das Directorium für alle nützliche Einrichtungen, zur Beförderung des Gewerbsfleißes und des Handels gethan haben. Ich weiß ganz gewiß, daß man, unter Buonaparte im Staatsrathe den Antrag zur Wiederherstellung der Zünfte und Innungen, erwogen hat, daß die Meinung der Mehrheit im Rathe dafür war, und nur einige, vom Republikanismus zu sehr angesteckte Mitglieder widersprachen. Der Antrag wurde vertagt, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß man wieder darauf zurück gekommen seyn würde.
5. Man findet heut zu Tage unter der Zahl derer, welche bei den Tribunalen den Titel als sachverständige Baumeister führen, Menschen, die in dem, was das Bauwesen betrifft, durchaus fremd sind. Vor der Revolution prüfte man Denjenigen, der das Amt eines sachverständigen Baumeisters übernehmen wollte, und wenn er nicht allen, durch die Statuten der Innung vorgeschriebenen Erfordernissen genügen konnte, wurde er zurückgewiesen.
6. Ich kenne keinen größern Misbrauch, als den, welcher einem Patente erster Klasse das Recht giebt, alles zu unternehmen,

was man will, es sey Handel oder Gewerbe; dieses ungerechte Vorrecht wurde zu Gunsten einiger Mächtigen zur Zeit der Tyrannei geschaffen, denn mit Hülfe verschwiegener Agenten handelten sie überall und erlangten dadurch großes Vermögen.

Vor der Revolution hatte Erfahrung die Regierung gelehrt, wie weise es sey, jeden Kaufmann an seine Sphäre zu fesseln; der, welcher mit Tuch handelte, durfte nicht seidne Waare verkaufen, und dieser durfte dagegen, aus demselben Grunde, nicht mit Tuch handeln.

Der im Ganzen handelnde Kaufmann durfte nicht im Einzelnen verkaufen, und jeder Großhändler war auf die Größe der Gegenstände seines Handels beschränkt. Dasselbe fand bei allen Arten von Handlungen und Gewerben statt.

Man prüfe die verschiedenen Statuten und Innungsgesetze und man wird finden, mit wie vieler Weisheit diese Einrichtungen vervollkommnert waren, und endlich wird man auch den Vortheil einsehen, den der öffentliche Schatz daraus ziehen konnte.

7. Es ist nicht die Anzahl der Individuen, welche vom Stempel-Papiere Gebrauch machen, worauf der Ertrag der Stempelabgabe beruhet, sondern vielmehr die Menge der Geschäfte, welche den Verbrauch des Stempelpapiers bestimmen und nothwendig machen.

8. Ich habe, indem ich für die Angelegenheit der Zünfte redete, nichts von den Vereinen der Handwerker, unter dem Namen der Brüder Schneider, Brüder Schuhmacher, gesagt; diese, gewissermaßen religiöse Verbindungen gewährten den Waisenkindern, welche sie, um sie in ihrem Gewerbe zu unterrichten und sie in der katholischen Religion zu erziehen, in ihrem Hause aufnahmen, den größten Nutzen. Man achtete sie ihrer Handlungen und ihrer Frömmigkeit wegen.

Die Brüder Einsiedler auf dem Berge Valer waren berühmt durch die Arbeiten der Mützenmacherzunft, welche sie in ihrem Kloster verfertigten, und wegen der menschenfreundlichen Werke, welche sie ausübten. Alles dies haben wir durch die Revolution verloren! —

II.

Marginalien

zu dem neulich erschienenen Werke, betitelt:

„Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn, von einem Staabsoffiziere des K. K. Generalquartiermeister-Staabs eben dieser Armee; (?) durchgehends aus offiziellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen (??) u. s. w."

herausgegeben von

Adolph v. Schaden,
vormals Offizier in Königl. Baierisch. Diensten.

Die Idee, die Geschichte der Kriege zu erzählen, in welchen Deutsche gegen Deutsche kämpften, wäre im allgemeinen unglücklich zu nennen, — und es würde wirklich zu tadeln seyn, Zeitereignisse noch näher zu beleuchten, von welchen man vielleicht nicht ganz mit Unrecht

zuweilen behauptet, daß sie Flecken in der Geschichte der Deutschen zurücklassen werden: wenn nicht in Betrachtung käme, daß der Krieger gerade aus der Schule der Erfahrung am meisten lernen kann, und daß die Kriegskunst, als Wissenschaft betrachtet, keine moralische Tendenzen beachtet.

Der verklärte Bülow sagte in seinem schätzenswerthen Werke, benannt: Geist des neuen Kriegssystems, unter anderm: „Es ist ein Irrthum, daß die Wissenschaft „des Krieges nicht gelehrt werden müsse, weil deren End„zweck die Vernichtung des menschlichen Geschlechts sey. „Ohne sie würde der Krieg in einer Reihe zweckloser „Mordthaten bestehen, die eben so unnütz als endlos seyn „würden. Wären dagegen die wahren Prinzipien dieser „Wissenschaft allenthalben gleich bekannt, so würde man „dem Kriege, als fruchtlos, bald entsagen, da die Heere, in „der Taktik gleich geübt, und mit gleicher Geschicklich„keit angeführt, einander nichts abgewinnen könnten, und so „würde dann die Zwecklosigkeit des Krieges einen ununter„brochenen Frieden veranlassen, der wohl noch nicht sobald „die Frucht wohlwollender Gesinnungen der Menschen unseres „Erdenballes seyn dürfte."

Welcher klugdenkende Mensch würde nicht von der Richtigkeit dieser erleuchteten Ansichten dahin gerissen? — und die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, könnte man einem Werke den Beyfall keineswegs versagen, welches uns über einen merkwürdigen Krieg der neueren Zeit richtige, interessante und bisher unbekannte Aufschlüsse ertheilte; allein die Schriftstellerey überhaupt (die militairische nicht ganz ausgenommen) fängt leider an, mehr und mehr lediglich bloß als Erwerbszweig betrachtet und betrieben zu werden, und diesem großen Uebelstande haben wir es zu danken, daß uns nun so oft Reihen widersinniger Hypothesen als neue Systeme, und Zusammenstopplungen vergangener Kriegsvorfälle, begründet

auf einseitige, falsche oder leidenschaftliche Ansichten, als Kriegsgeschichte aufgedrungen werden. Im letzten Falle werden unter klug angenommener Anonymität prunkende Titel benutzt, den Weniguntertichteten zu berücken. —

Die in Rede stehende Geschichte des Heeres von Innerösterreich wurde, nachdem sie kaum das Tageslicht erblickt hat, selbst in Oesterreich verboten, und wir könnten schon aus diesem Umstande die Schlußfolge ziehen, daß dieses Buch vielleicht mehr oder weniger unter Werke der oben bezeichneten Art zu zählen seyn dürfte, da in demselben durchaus keine Stellen aufzufinden sind, welche die Ehre der Oesterreichischen Regierung oder ihres Heeres beeinträchtigen: allein wir sind gesonnen, von diesem Umstande keinen Nutzen zu ziehen, sondern anderweitig zu beweisen: daß die vorliegende Geschichte der Thaten der österreichischen Heeres-Abtheilung in Tyrol im Jahre 1809 häufig von unrichtigen Angaben, geographischen und strategischen Irrthümern, falschen Voraussetzungen u. dergl. angesteckt ist.

Uebrigens beschränken Wir uns lediglich darauf, eine fragmentarische Kritik der Relation des Krieges in Tyrol zu liefern; die Würdigung der Berichte über die kriegerischen Vorfälle in Italien und Ungarn wollen wir Militären überlassen, denen es als Augenzeugen zukömmt hierüber triftige Urtheile zu fällen, obwohl es uns auch hier nicht schwer fallen dürfte darzuthun, daß der bezogene Autor in seiner Geschichtserzählung selbst häufig der public gewordenen Relation des Feindes gefolgt ist.

Der Verfasser des gegenwärtigen kleinen Aufsatzes hält sich aus folgenden Gründen für kompetent in der Sache ein beachtungswürdiges Urtheil fällen zu können, indem er nicht nur Gelegenheit hatte, sehr viele schriftliche Relationen französischer und baierischer wohl instruirter Offiziere

über den Krieg von Tyrol zu lesen, sondern sogar im Stande war, die mündlichen Erörterungen dieser Herren zu erbitten. Unter diesen Relationen lernte er die im Druck erschienene des nunmehrigen K. Baierisch. Herrn Majors v. Bauer ganz vorzüglich schätzen, und eben diesem verdienten Offizier hat er auch interessante mündliche Aufklärungen über die Kriegsscenen des Jahres 1809 zu verdanken. Ferner ist Referent an der Grenze Vpralbergs (in Allgau) geboren, und stand längere Zeit in Kempten, Lindau und der Umgegend in Garnison, daher er also wohl mit Sicherheit behaupten darf, das Terrain eines nicht unwichtigen Theiles des damaligen Kriegstheaters so gut als Einer zu kennen.

Ob übrigens eine Reihe zurückgelegter Dienstesjahre, und ein zwölfjähriges Studium militärischer Wissenschaften Referenten tüchtig gemacht haben, bey den obwaltenden Umständen eine reife, wenn schon nicht immer detaillirte Kritik einer militärischen Relation zu liefern, mag die Ausführung des folgenden Aufsatzes darthun.

Die erste Bedingung, welche der Historiograph und also auch der Herausgeber einer Kriegsgeschichte nie aus den Augen verlieren soll, ist nach unserer Meinung: „mit Konsequenz einen wohl und reiflich überlegten Plan zu verfolgen, und sich aller Wiederholungen unnöthiger Urtheile und Exklamationen zu enthalten;" — will der Geschichtschreiber für die Ewigkeit schreiben, so rathen wir ihm, vor allem ohne Leidenschaft und ohne Anhänglichkeit für die eine oder andere Parthei zu schildern — eine lautere, deutliche Darstellung dieser Art wird dann ohnehin das richtige Erkenntniß des denkenden Lesers resultiren.

Daß solche Ansichten unserm österreichischen Autor oft fremd waren, beweist er gleich auf den ersten Seiten seiner Schilderung des Krieges in Tyrol. Hier heißt es: „am „10. und 11. April griff auch das Landvolk des obern „und untern Innthals zu den Waffen und umzingelte die „Hauptstadt Innsbruck, die von dem ganzen baierischen „Infanterie-Regiment Kinkel, einer Kompagnie Artillerie, „einer halben Eskadron Dragoner und verschiedenen Cadres „vertheidiget wurde. Den Oberbefehl führte der in Tyrol „kommandirende Generallieutenant Kinkel selbst, eigentlich „aber der Oberste seines Regiments, Baron Dittfurt. „Mittags am 12ten April waren alle Feinde, mit ihrem „Geschütz, Gepäck und Fahnen todt, verwundet, oder ge„fangen. — Kein Mann entkam der gereizten Wuth „der Tyroler. — Der Oberste Dittfurt selbst wurde mit „vier Wunden Gefangener der verachteten, mißhan„delten Bauern. Ohne eigentlichen Anführer, ohne „speziellen Plan, hatte die Liebe zur alten milden Herrschaft „von Oesterreich, der Nationalhaß, und das den Einge„borenen so günstige Terrain diese Wunder gewirkt. Am „14ten April Nachts erfuhr F. M. L. Chasteler zu Sterzing „diese, in der Kriegsgeschichte einzige Capitu„lation von Innsbruck."

Daß kein Mann der Gefangenschaft der Tyroler entkommen sey, ist eine Unwahrheit. Viele dieser braven baierischen Krieger wurden durch jenen Theil der Innsprucker Bürgerschaft, der seinen Pflichten treu blieb, verborgen, mit Civilkleidern versehen und so glücklich dem Feinde entzogen. Wir selbst hatten Gelegenheit, mehrere Soldaten zu sprechen, die, durch solche Unterstützung gerettet, glücklich in's sichere Vaterland entkamen.

Der gereizten Wuth der Tyroler? —

Was berechtigte den Tyroler zu einer Wuth gegen den rechtmäßigen Landesherrn und wodurch wurde diese Wuth gereizt? —

Sind die Tyroler von der Baierischen Regierung nach einem andern Maaßstabe behandelt worden, als die Unterthanen des alten Mutterlandes? — Wer wagt dieß zu behaupten — und wer wird es erweisen? —

Ueberhaupt halten wir es für nothwendig, hier ein für allemal unser unumwundenes Urtheil über den Aufstand der Tyroler mitzutheilen. Tyrol fiel durch Folge eines Friedensschlusses, durch eine freiwillig in Forma optima ausgestellte Entsagungsakte seiner alten Landesherrschaft, und also auf die rechtlichste Weise in der Welt an die Krone Baiern. Die Tyroler ergaben sich auch ruhig in das nicht zu ändernde Schicksal und huldigten dem Könige von Baiern als ihrem Landesherrn: nun fragen wir, was berechtigte die Tyroler, gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn die Waffen zu ergreifen? — und hatte die Baierische Regierung das Recht oder nicht, die Tyroler als Hochverräther zu behandeln? —

Zwar ist es uns recht wohl bekannt, daß es schon „dazumal eine Parthei gab, welche predigte: daß die „Pflichten, welche jeder Deutsche der großen, „guten Sache und den gemeinnützigen hohen „Zwecken schuldig sey, ihn berechtigten, jede „früher geschlossenen, nicht mit diesen hehren „Tendenzen harmonirenden, Verträge und „Schwüre zu brechen, und **wenn es auch die „heiligsten wären.** Nach den Maximen dieser „Herren wurden deutsche Männer, der deut- „schen Sache unterthan, ihrer Eidschwüre gegen „ihre Regenten und gegen Vaterland ent- „bunden; und der berüchtigte jesuitische Grundsatz: „Der „Zweck heiliget die Mittel," wurde ungescheut empfohlen und in Anwendung gebracht.

Wir gestehen es hier offen, nie konnten wir in diese sublime Moral — in die Loyola'sche Politik eingehen. Die

rechtlichsten Teutonen jeden Standes, die so eifrig als wir Deutschlands Wohl und Freiheit wünschen, waren und sind über diesen Punkt mit uns gleich gesinnt, und sprachen hie und da ihre diesfalsigen Glaubensbekenntnisse laut aus. Die Erfahrung hat es uns auch nur zu häufig in der Folge bewiesen; daß jene verruchten Maximen, von excentrischen oder bösgesinnten Köpfen ausgeheckt, im Grunde der deutschen Sache mehr schadeten als nützten.

Die politische Meinung des Fürsten muß immer die des Dieners und Bürgers seyn, und nicht Privatmeinungen — und Vortheile können die Pflichten und Schwüre dieser Individuen auflösen. So heißen die Prinzipien der gesunden, natürlichen Moral, und nur ihre Befolgung kann die allgemeine Ruhe und Ordnung erhalten, und die Existenz und Souverainität der Staaten sichern.

Diese Prinzipien sind es, nach denen wir die Handlungen jener Menschen würdigen, welche Jahrhunderte vor uns lebten, nach diesem Maaßstabe werden künftige Generationen das jetzt lebende Geschlecht richten, und nach diesen Grundsätzen war der Aufruhr der Tyroler Hochverrath. — Den allenfalsigen, vielleicht statt gefundenen Einfluß eines fremden Gouvernements zu bekrittlen, — dazu halten wir uns nicht für befugt.

Man verzeihe uns diesen kleinen Absprung, schon kehren wir wieder zu unserm eigentlichen Zweck, zur Beleuchtung der vor uns liegenden Geschichte des Feldzuges in Tyrol zurück.

Der Verfasser spricht vom Nationalhaß der Tyroler gegen Baiern. Der Nationalhaß eines Volks gegen das andere wird nach den allgemein angenommenen Begriffen in der Regel nicht durch Momente, so wie die Feindschaft zwischen zwei Privatpersonen, erzeugt. Die einge-

fleischte, leidenschaftliche, schwer zu vertilgende Feindschaft der Völker untereinander, begründet sich auf Kriege, Zwistigkeiten und wechselseitige Ungerechtigkeiten der Vorzeit, wird genährt durch Verschiedenheit der Lebensweise, der Religion, der Regierungsform. — Religion, Sprache und Regierungsform theilte der Tyroler seit beinahe undenklichen Zeiten mit seinem Nachbar, dem Baiern; während langer Reihen von Jahren verbanden sogar gleiche politische Zwecke diese Völker mit einander, Maximilian Joseph I. war keineswegs der erste aus einer Baierischen Dynastie entsprossene Fürst, der Tyrols Alpen beherrschte, viele hundert Augen = und Ohrenzeugen werden es mir endlich bestätigen, daß in der neuern Zeit selbst der roheste Tyroler mitten in der Periode seiner tiefsten Verirrung von der Person des Baierfürsten und seines erlauchten Sohnes, des Kronprinzen, mit Achtung und Ehrerbietung sprach — und doch faselt unser Autor von Nationalhaß des Tyrolers gegen Baiern?

Schnell und leicht schreibt Unbedachtsamkeit ein Wort, ein Wort, das vielleicht dazu beitragen könnte, die Ansichten eines Geschichtschreibers der Nachwelt irre zu leiten, allein nicht so leicht läßt sich ein Wort, an das sich so viele und gewichtige Schlußfolgen reihen, rechtfertigen!

Die Capitulation der Baiern in Innsbruck nennt der Verfasser eine in der Kriegsgeschichte einzige Begebenheit. — Nun fragen wir: „Wenn ein Häuf„chen braver, gut disciplinirter Krieger, welches ungefähr „aus 2000 Mann bestehen mochte, unversehens von einer „zehenmal stärkern Menschenmasse überfallen wird, die des „Krieges nicht ungewohnt, mit der Führung der Waffen „vertraut, angetrieben durch Fanatismus und Nationalhaß, „begünstiget selbst durch das Terrain, (um mit des Verfas„sers eigenen Worten zu sprechen,) wenn, sage ich, durch „ein solches wildes, berauschtes Menschenrudel ein Trüppchen

„Soldaten, das eingeschlossen, die Seinigen zur Hälfte „nebst dem Führer fallen sah, entkräftet durch Wunden und „durch Mangel an Munition, endlich gezwungen wird, zu „kapituliren — ist dieses in dem thatenreichen Buche der „Kriegsgeschichte seltsam und einzig?" — Wir können uns, traun! bei einer solchen Behauptung des Lächelns und der Bemerkung nicht enthalten: „daß der Niederschreiber eines solchen Unsinnes im Gebiete der Kriegsgeschichte ziemlich fremd seyn müsse." —

Pag. 259 heißt es: „Bonaparte, fälschlich und undankbar genug, den Baiern mißtrauend, hatte den Escadronschef Saint Germain von der kaiserlichen „Garde in die von den Baiern unter dem Major Aichner „besetzte Festung Kufstein abgeschickt, um alles wohl zu „beobachten, und für die Erhaltung dieses „Platzes zu sorgen."

Eine von den vielen irrigen Voraussetzungen des Herrn Verfassers! — Wenn Bonaparte in andern Fällen undankbar gegen Baiern, dem er so Vieles und Wichtiges zu verdanken hatte, gehandelt hat, so erstreckte sich diese Undankbarkeit wahrlich nie bis zum Mißtrauen in Baierns Soldaten und deren Führer. Im Gegentheile läßt es sich nicht leugnen, daß der feine und besonders in diesem Punkte scharf sehende Usurpator die baierische Armee nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen wußte, und es würde uns sogar nicht schwer werden, zu beweisen, daß er in dieselbe bei so mancher Gelegenheit ein größeres Vertrauen als in die eigenen Trabanten gesetzt hat. Hundert Fälle lassen sich annehmen, welche den St. Germain nach Kufstein geführt haben können, allein die Absicht, für die Erhaltung des Platzes zu sorgen, konnte es unmöglich seyn. Man muß den ehrwürdigen, selbstvertauenden Major (nunmehrigen Oberstlieut.) Aichner mit seinem

silberbelockten Haupte, der sich durch die heldenmüthige Vertheidigung des ihm anvertrauten Platzes (der österreichische Autor würde sie ein Beyspiel einzig in der Kriegsgeschichte nennen,) unsterblich in Baierns Geschichte gemacht hat, persönlich kennen, um das Lächerliche und Boshafte zu durchschauen, was in der Behauptung liegt, daß dieser achtungswerthe Veteran sich in seine Funktionen als Kommandant durch einen französischen Eskadronschef habe einreden lassen.

Pag. 256 wird der brave Baierische General-Kommissair, Graf Welsberg, bitter getadelt, welcher seiner Pflichten und der Treue, die er seinem König geschworen, eingedenk, handelte; „weil Welsberg einst dem Kaiser „von Oesterreich treu gedient hatte, sollte er an seinem „neuen Landesherrn, dem Könige von Baiern, zum Schurken „werden:" diese Schlußfolge ist so rasend einfältig, daß selbst ein modischer Naturphilosoph unserer Zeit Anstand nehmen würde, sie zu vertheidigen.

Pag. 266 und flg. wird der Entschluß des Erzherzogs Johann, sich mit dem Kern seines kleinen Heeres nach Tyrol hinzuwerfen und mit Chasteler zu vereinigen, weitläuftig beleuchtet und hochgepriesen. Dieser Entschluß wurde indessen nicht ausgeführt, und es wäre hinlänglich gewesen, „daß es die Lage der Dinge nicht erlaubte." Und eine so triftige Antwort hätte soviel als mehrere Druckseiten gesagt. Wie aber der Verfasser dazu kam, pag. 267 u. 268 Chastelers Strategie zu tadeln, bleibt uns ein wirkliches Räthsel.

Es hatte nehmlich der zu Roveredo (im südl. Tyrol) stehende General Marschall mit dem linken Flügel dieses Korps auf dem linken Etschufer Fosse und Ala besetzt, und auf dem rechten Avio. Nun zog Chasteler den General Marschall von Roveredo bis Brixen, damit er dem nördlichen Tyrol näher sey, und ließ eine

starke Truppenabtheilung mit Artillerie bei Ala und Avio, um die Ankunft der Avantgarde des Erzherzogs Johann unter dem General Schmidt, das Gros unter Frimont und den Erzherzog selbst zu erwarten. Allein Schmidt rückte langsam vor, und es war seine geringste Sorge, sich mit den Oesterreichern in Trient und Roveredo ins Einvernehmen zu setzen. In Bassano wurde Schmidt von einer feindlichen Abtheilung heftig angegriffen. Dieses und ein höchst übertriebenes Gerücht: Baraguay d'Hilliers und Rusca brächen über Roveredo nach Trient, bestimmten Schmidt, eiligst umzuwenden, dem Erzherzog die Unmöglichkeit zu melden, durch das Thal Sugana nach Tyrol zu kommen.

In der Folge drang Rusca mit 4000 Mann auf Trient; (das Gerücht war demnach doch wohl etwas mehr als ein Gerücht?) und die bei Brixen gestandene Truppenabtheilung unter dem Oberstlieutenant Leiningen mußte sich zurückziehen.

Chastelers Benehmen bei dieser Gelegenheit nun wird vom österreich. Autor eine Maaßregel genannt, welche auf die Stimmung des Landes, so wie auf den vorgehabten so überaus wichtigen, strategischen Marsch des Erzherzogs (?) den nachtheiligsten Einfluß gehabt haben soll.

Wir dagegen sind der Meinung, es wäre leicht einzusehen gewesen, daß das Benehmen Chastelers im gegebenen Fall natürlich und der Lage der Dinge konform gewesen sey. Chasteler wußte das Korps des Erzherzogs Johann gegen die südliche Grenze des von ihm selbst vertheidigten Landes in Anmarsch, um desto weniger war dieser Theil des zu vertheidigenden Punktes in Gefahr; die nördliche Grenze des Landes aber, auf allen Punkten bedroht, mit Linientruppen schwach besetzt und keinen Entsatz hoffen könnend, be-

dürfte unter solchen Umständen vielleicht bald einer kräftigen Hülfe, daher die anbefohlene retrograde Bewegung des General Marschalls gegen Norden. Um jedoch auf jeden Fall dieses Korps nicht zu schnell zu entfernen, und die südliche Grenze nicht ganz bloß zu geben, blieb eine Truppenabtheilung unter dem Oberstlieut. Leiningen in Roveredo; dieses detaschirte Korps konnte mit Marschall die Kommunikation erhalten und im schlimmsten Falle konnte Marschall wieder schnell an die südliche Grenze des Landes zu Hülfe eilen, was späterhin wirklich geschah, denn die Entfernung von Roveredo nach Brixen ist ja nicht so bedeutend, als daß dieses nicht möglich gewesen wäre.

Nun rückt der General Schmidt mit der Avantgarde des Erzherzogs langsam vor, und macht nicht die geringste Anstalt, sich mit den zu Roveredo und Trient stehenden Oesterreichern in Verbindung zu setzen, dieses würde eben so wenig geschehen seyn, wenn statt Leiningen, Marschall in diesen Gegenden befehligt hätte, und an diesem doppelten Versehen des Gen. Schmidts trug doch wohl Chasteler nicht die Schuld? — nun wird Schmidt angegriffen und kehrt schnell um; dieses, und ein sogenanntes höchst übertriebenes Gerücht bestimmen den General, schnell umzuwenden, und dem Erzherzog zu melden: „Durch das Thal Sugana nach Tyrol zu kommen, sey nicht möglich." Daß Schmidt sich zurückzog, dem Erzherzog auf diese Art rapportirte, und daß der Erzherzog ihm glaubte und nun statt des geraden Weges einen großen Umweg einschlug, dafür konnte doch Chasteler nicht — und nun fragen wir, wenn hier Fehler vorgegangen sind, auf wessen Rechnung müssen sie geschrieben werden? — —

Daß übrigens ein Feldherr, der in einem Lande kommandirt, in dem die Einwohner enthusiastisch für seine Sache eingenommen sind, und selbst mit seinen Truppen gemeinschaftlich fechten, auch bei einmal als unumgänglich

nöthig erachteten strategischen Dispositionen die Stimmung des Landes berücksichtigen müsse, dieses ist allerdings ein Grundsatz, den wir bisher nicht gekannt haben, und der in einer Kriegesgeschichte oder in einer strategischen Abhandlung aufgeführt, bestimmt für ein Beyspiel einzig in seiner Art gelten kann.

Pag. 270 äußert sich der Verfasser: „Es war eine wahre Satyre auf alle diese gewaltigen Anstalten, daß die österreichischen Kriegsgefangenen von Eckmühl, Regensburg rc. durch Hormayrs geheime Einverständnisse mit deutschgesinnten Männern in Schwaben von Augsburg bis zur Rheinbrücke von Kehl, den Hunderten und Tausenden nach befreit, und an die tyrolischen und vorarlbergischen Landmarken durchgeschwärzt wurden. Der wichtigste Umstand hiezu waren die wahrhaft deutschen (?) und äußerst antibonapartischen Gesinnungen des Grafen Reisach, Generalkommissairs des Lechkreises zu Augsburg, bevollmächtigten Hofkommissairs bei Beaumonts und Du Moulins Reservekorps, und sein genaues, wiewohl natürlich sehr geheimes Einverständniß mit dem Freiherrn von Hormayr. Es war sogar ein Anschlag im Werke, Augsburg mit allen seinen unschätzbaren Vorräthen in dem Augenblicke zu überfallen, wie seine Besatzung nur aus dem einzigen Regiment armer Portugiesen bestand. Durch Kapuziner hatte man gutes Verständniß unter ihnen, und nur der Mangel an Kavallerie bey Chastelers Korps hinderte die wichtigsten Streifzüge nach München, Augsburg und Ulm; da man eine ungeübte, der Fechtart auf freiem Felde ungewohnte Volksmenge unmöglich aus ihren Bergen herausführen, und Geschütz und Reiterei bloß stellen konnte. — Drei reitende Batterien, 800 Pferde und noch ein Jägerbataillon zu Chastelers Armeekorps, und Napoleon wäre zu den bedeutendsten Detaschirungen gezwungen worden, die überall unter der

Asche glimmende Gährung, von der sich von Stockach bis Nürnberg und Cassel so bedenkliche Spuren zeigten, würde allerwärts zur hellen Flamme aufgelodert seyn."

Für's erste nennen wir es wiederum eine erwiesene Unwahrheit, daß Tausende von österreichischen Kriegsgefangenen auf der Route von Augsburg nach Kehl befreit worden seyn sollen. Daß es zuweilen einzelnen österreichischen Kriegsgefangenen gelungen seyn mag, ihrer Eskorte zu entwischen und nach Vorarlberg zu entkommen, wollen wir nicht leugnen, allein dazu bedurfte es wahrlich keiner geheimen Einverständnisse in Schwaben. Ueberall finden sich mitleidige Seelen genug, die das wirklich traurige Schicksal der armen Kriegsgefangenen ohne Rücksicht der Nation, zu der sie gehören, beklagen, und es für Menschenpflicht halten, diese Unglücklichen mit Geld und Kleidung zu unterstützen, so wie ihnen zur Flucht Vorschub zu leisten.

Solche Erscheinungen waren in Oesterreich, Ungarn und selbst in Tyrol nichts seltenes; und das Entkommen französischer und alliirter Kriegsgefangener aus diesen Ländern gründete sich auf die nehmliche hier angegebene Ursache, so wie die Flucht Oesterreichischer Gefangener auf ihrem Transporte durch Schwaben.

Allein jetzt stehen wir im Begriffe, zu einer Stelle im Werke unseres mit Recht angegriffenen Oesterreichischen Autors einen Kommentar zu liefern, welchen wir bitten mit vorzüglicher Aufmerksamkeit zu berücksichtigen und zu prüfen.

Der schändliche Verrath des Grafen Reisach, (eines gebornen Altbaiern) an seinem König und Herrn wird gleichsam als ein Muster ächt deutscher Redlichkeit und Biedersinnes aufgestellt.

Ist es möglich, daß man es in einem im J. 1817 in Deutschland gedruckten deutschen Buche wagen darf, auf eine heillose Art deutscher Treue und

Redlichkeit zu spotten? Werden nicht dadurch öffentlich und ungescheut die Begriffe, die jeder ächte Deutsche sich von diesen hehren, seinem Volke angestammten Tugenden zu machen pflegt, auf die schändlichste und frecheste Weise gebrandmarkt und entheiliget? —

Schon oben haben wir unsere Meinung über den niederträchtigen Grundsatz ausgesprochen, der damals hier und da geäußert wurde: daß guter Zweck schlechte Mittel heiligen solle, und mit unserm diesfalsigen Urtheile haben wir dem Grafen von Reisach von selbst den Stab gebrochen; allein nicht einmal ein guter Zweck unterlag der schändlichen Handlungsweise dieses Mannes, wie überhaupt der Zweck des Einzelnen nicht mehr gut seyn kann, wenn er einem Verrathe das Daseyn gab.

Ein gemeiner Egoismus, ein falscher niedriger Ehrgeiz, der jedes Mittel, sich zu heben, für erlaubt hält, und eine verabscheuungswürdige Rache für vermeintliche Zurücksetzungen, ein unbegrenzter Eigendünkel endlich — diese alles wagenden Triebfedern setzten die Maschine in eine ihren Meister entehrende Regsamkeit.

Einige Jahre später demaskirte Reisach seine ganze Nichtswürdigkeit, als er, als Generalkommissär des Illerkreises, nachdem er nicht nur etwa blos den Staat, sondern auch eine große Menge Privatpersonen um bedeutende Summen geprellt hatte, *) heimlich Kempten verließ, und mit seinem ungerechten Raube ins Ausland flüchtete. Es ist allbekannt, daß Reisach dazumal von den K. Baierischen Behörden als treuloser Staatsdiener, als Verbrecher und Falsarius durch öffentliche Blätter verfolgt und vor die Schran-

*) Die Eintreibung der Beiträge zu einer Staatslotterie als ein erzwungenes Anlehen gaben ihm die vorzügliche Gelegenheit, fremde Gelder zu unterschlagen.

ken der kompetenten Behörde citirt wurde, vor welchen zu erscheinen er sich indeß wohl hütete.

Wenn diese Fakta auch ganz ignorirt werden sollten, so bleibt doch das Einverständniß Reisachs 1809 mit Hormayr ein nicht abzuleugnendes Majestätsverbrechen. Derjenige Staatsdiener, der das Zutrauen seines Fürsten mißbraucht, den demselben geschworenen Eid durch Einverständnisse mit dem Feinde bricht, ist nach alten und neuen Gesetzen gebildeter und ungebildeter Völker zum Strange reif, und dessenungeachtet schämte sich der bezogene Autor nicht im J. 1817 den wahrhaft deutschen und äußerst anti-bonapartischen Gesinnungen des Reisach, der den Titel und die Würde eines deutschen Reichsgrafen schändete, unbegrenzte Lobsprüche zu ertheilen; beinahe scheint es, als ob nach des Herrn Verfassers Intention anti-bonapartische Gesinnungen ein Freibrief zur Begehung eines jeden beliebigen Bubenstücks wären.

Wir wissen es, daß Feldherren und Diplomatiker leider zu Kriegszeiten dem hippokratischen: Si medicamenta non sanant — ferrum sanat, dadurch fröhnen, daß sie das Wort ferrum mit List übersetzen, und wir wollen es daher dem Herrn v. Hormayr nicht sehr übel nehmen, daß er aus der Verrätherei des Reisachs den größtmöglichsten Nutzen für die Sache seines Herrn zu ziehen suchte; allein dieses kann in der Sache nichts ändern. Wir wollen einmal den entgegengesetzten Fall annehmen; wenn Hormayr mit einem Einflußreichen baierischen Beamten in einem geheimen Einverständnisse gestanden, — und demselben alle Geheimnisse seines Kaisers verrathen hätte, wie würde die Welt, wenn die Sache ruchbar geworden wäre, wohl über die Person des Herrn v. Hormayr geurtheilt haben — und war Reisachs Verbrechen um ein Haar besser, als die Beyspiels wegen angenommne Schuld des H. v. H. gewesen wäre?? — Doch genug — ja schon mehr

als genug über eine Behauptung, die nicht einmal der nähern Beleuchtung bedarf, um den Widerwillen eines jeden redlichen ächt deutsch gesinnten Mannes aufzuregen.

Wenn der Verfasser verstärkt durch drei Batterien, durch 800 Pferde und 1 Jägerbataillon mit Chastelers Armeekorps Augsburg nehmen, Buonapartes Hauptmacht schwächen, und die angeblich unter der Asche glimmende Gährung von ganz Deutschland, zu hell lodernden Flammen anblasen wollte, mußten wir ihn seiner Kurzsichtigkeit halber wieder herzlich bedauern; denn man hätte von der angegebenen Verstärkung dem Chastelerschen Armeekorps allenfalls das Dreifache verstatten dürfen, so würde es diese allerdings hochklingende Tendenzen so wenig realisirt haben, als es denen Schills und Dörnbergs anderwärts gelang, ähnlichen Planen Wirklichkeit zu geben.

Der Zeitpunkt, in dem Augsburgs Besatzung nur allein aus einem einzigen Regiment Portugiesen bestanden haben soll, die der Verfasser mit Hülfe der Kapuziner schlagen wollte, war ja nie vorhanden. Gerade um jene Zeit wurden die dritten Bataillone zu den baierischen Linieninfanterie-Regimentern errichtet, deren Stamm durch gediente Mannschaft gebildet wurde, ein solches Bataillon hatte in Augsburg beständig seinen Stand, das Depot des 6ten leichten Infanterie-Bataillons kantonirte in einem drei Stunden von Augsburg entfernten Dorfe und konnte nöthigenfalls jeden Augenblick in die Stadt gezogen werden, welche stark befestiget war; wenige Tage vergingen, an denen nicht Ersatzmannschaft aus Frankreich eingetroffen wäre, und endlich gewährte die Nationalgarde dritter Klasse der Stadt hinlängliche Sicherheit. Diese Nationalgarde 3ter Klasse besteht in ganz Baiern seit mehreren Jahren, und ist keineswegs das, was man in andern Ländern unter dem zuweilen in Kriegszeiten errichteten Landsturm versteht, der

nicht selten aus ungleich bewaffneten und gänzlich undisciplinirten Leuten zusammengesetzt ist.

Die bairische Nationalgarde 3ter Klasse ist gleich den Truppen eines ordentlichen stehenden Heeres in Bataillone eingetheilt, montirt, armirt und einexerzirt. Daß diese Nationalgarde etwas mehr ist als etwa eine Bürgergarde, die blos zum Ceremoniel bei festlicher Gelegenheit verwendet werden kann, hat sie bewiesen; denn diese respektable Truppe beschränkte sich nicht darauf, nöthigen Falls ihren eigenen Heerd zu vertheidigen, sondern freiwillige Abtheilungen derselben marschirten selbst mit Detaschements der Linientruppen gegen den Feind; dieses geschah nicht blos an der feindlichen Grenze, sondern selbst das Nationalgardenkorps zu München und jenes zu Augsburg schickte unter dem Polizeidirektor Feihr. v. Andrian Detaschements aus seiner Mitte nach Tyrol.

Wollte das Chastelersche Korps seine beabsichtigten Streifzüge in Baierns und Schwabens Ebenen mit einiger Wahrscheinlichkeit des guten Erfolges beginnen, so konnte doch immer nicht die ganze Streitkraft desselben aus den Alpen herausbrechen, und auf jeden Fall mußte eine starke Reserve, aus Linientruppen bestehend, in Tyrol zurückbleiben, denn Bauern durfte man, nach des Verfassers eigenem Geständnisse nicht wagen, zum Kampf in die Ebene zu führen. Eine Zusammenziehung der zum Streit tauglichsten Leute aus der baierischen Nationalgarde 3ter Klasse würde im ersten Augenblicke einer neuen schlagfertigen Armee von wenigstens 10000 Mann das Daseyn gegeben haben, und bei dem allen wollte unser österreichischer Autor mit 800 Pferden und 1 Infanteriebataillon verstärkt, in Baiern und Schwaben Alles unterwerfen, und ganz Deutschland insurgiren? Kaum wird es nöthig seyn, auf die Unüberlegtheit und auf die wenige Kenntniß der Lage der Dinge, welche diese lächerliche Behauptungen karakterisiren, aufmerksam zu

machen. Daß Revolutionsauftritte in sämmtl. Ländern von Stockach bis Nürnberg ausgebrochen seyn sollen, ist wieder eine unwahre Uebertreibung, denn ich kann mich auf den Ausspruch der kompetenten Ortsobrigkeiten beziehen, wenn ich hier behaupte: daß in dem ganzen Umfange des Königreichs Baiern (und also auch in Nürnberg und seiner Umgegend) ausgenommen die Provinz Tyrol im Jahre 1809 keine die öffentliche Sicherheit und Ruhe beunruhigenden Auftritte vorgefallen sind; man müßte denn vielleicht einzelne Excesse besoffener Handwerksbursche an Sonntagen in Kneipen verübt, in die Kategorie der Revolutionsscenen zu setzen belieben.

Nach pag. 272 soll die Insufficienz des K. K. F. M. L. Jellachich, und dessen kleinliche Eifersucht gegen Chasteler im Monate Mai einzig und allein die Ueberrumpelung Kufsteins, die Befreiung Salzburgs und eine imposante Offensive (versteht sich von Seiten Chastelers) verhindert haben.

Viel gesagt! — Sonst pflegt man solche wichtige Behauptungen gewöhnlich mit Beweisen zu unterstützen, und das wie und wann gehörig auseinanderzusetzen, allein dieses Alles hielt der Herr Verfasser diesmal für überflüßig, sich damit begnügend, Worte, die wohl einer Prüfung würdig waren, leicht hinzuwerfen, wie eine Nebenbemerkung auf deren Richtig= oder Nichtrichtigkeit gerade nicht viel ankömmt. Doch es fällt uns gerade noch zu rechter Zeit ein — daß Jellachich bereits todt ist.

Wir hatten übrigens Gelegenheit die Anstalten, welche zur Behauptung Salzburgs getroffen worden waren, im Mai 1809 an Ort und Stelle zu sehen, und müssen dabey gestehen, daß es uns durchaus nicht einleuchten will, daß blos die Insufficienz und Eifersucht des Jellachich den Ch. Chasteler an der Wegnahme dieses Platzes verhindert haben soll.

Pag. 277 beruft sich der Verfasser auf die Rezensionen über des Obersten Valentini Krieg v. 1809, und auf F. Försters Beiträge zur neuen Kriegsgeschichte, in welchen man sich mit Recht darüber verwundert, daß der Herzog v. Danzig, als er zwei Mal nach einander in das insurgirte Tyrol eindrang, um sich dasselbe zu unterwerfen, immer gerade die längste und schwierigste Linie wählte, von Salzburg über Lofer, Unken, den Paß Strub, Ellmau, Wörgel und Schwatz.

Wir sind keinesweges gewillt, dieser auffallenden Strategie des Herzogs v. Danzig eine Lobrede zu halten, doch meynten wir, sie ließe sich durch die Voraussetzung Lefebres erklären, daß er gerade auf dieser Route nicht erwartet worden, und also weniger Widerstand als auf andern Punkten finden werde.

Der Operationsplan, welchen der Verfasser angiebt, und von dem er glaubt, daß er die französisch-baierische Armee eher hätte an das vorgesetzte Ziel führen können, ist in der That nicht übel entworfen, nur erlauben wir uns die Bemerkung, daß es nicht sehr schwer ist, einen zweckmäßigen Operationsplan für einen Krieg zu entwerfen, der längst geendiget und dessen Gang und Endresultate hinlänglich bekannt sind. Wenn ein Schachspieler das Spiel eines Andern beobachtet, so tadelt er denselben unaufhörlich, allein es bleibt doch immer die Frage, ob dieser an jener Stelle ein besseres Spiel gespielt hätte.

Bey Gelegenheit der Erzählung des Treffens bey Hohenems (pag. 332) wird der baierischen und würtembergischen Generale Schöler und Koseritz gedacht. Dem Hohenemser Gefechte wohnte gar kein baierischer General bei, Koseritz war ein würtembergischer General, wahrscheinlich auch Schöler, indem sich gar kein General dieses Namens in baierischen Diensten befindet.

Was soll man aber von einer sogenannten Kriegsge-

schichte halten, in welcher Verwechselungen und Irrthümer dieser Art anzutreffen sind? —

Wirklich merkwürdig in seiner Art ist es, was uns (pag. 341) der österreichische Autor von einer möglich gewesenen Vereinigung der Heeresabtheilung in Tyrol mit Schill und seinen Leuten berichtet. Nachdem nemlich Schills Plan im nördlichen Deutschland bereits gänzlich gescheitert war, sollte er sich südwärts gegen den Thüringer Wald wenden, und in Tag und Nacht unter verdoppelter Abfütterung fortgesetzten Eilmärschen auf der kürzesten Linie durch Franken ins Herz v. Schwaben marschiren, die Tyroler aber sollten ihm von Memmingen aus die Hand bieten (der Tyroler, dessen Hand dazu lang genug gewesen wäre, möchte schwer zu finden gewesen seyn!)

Wir ersuchen Jeden, der das Wort Strategie auch nur dem Namen nach kennt, einen Blick auf die Charte zu werfen, um die Länge der Linie zu bemessen, welche Schill hätte zurücklegen müssen, wenn er in diesen Plan eingegangen wäre. Ferner bitten wir zu beachten, daß Schill, nachdem sein Plan in Norddeutschland bereits gänzlich gescheitert, schon von einer Macht umstellt war, die seine 300 Reiter, die ihm nach den gelieferten Gefechten noch übrig geblieben waren, ungefähr zwanzigmal an Stärke übertrafen, — man vergesse nicht, daß wenn Schill das Wunder vollbracht und sich mit seiner Handvoll Leute durch diese Masse durchgeschlagen hätte, er bis zu seiner Vereinigung mit den Tyrolern über 100 Meilen hätte zurücklegen müssen, und zwar durch lauter Länder, deren Herren mit Frankreich alliirt waren, und wo allenthalben Reserven kantonirten oder garnisonirten: und nun fodern wir die ganze Welt auf uns zu widersprechen, wenn wir geradezu behaupten, daß der Plan Schillen unter diesen Verhältnissen und auf die angegebene Art mit den Tyrolern vereinigen zu wollen, der Strategie des ehrsamen Don Quixotte, Ritters von der traurigen Gestalt abgeborgt war. Unmöglich kön-

nen wir es glauben, daß dieser Plan je im Ernste von den österreichischen Machthabern in Tyrol für ausführbar gehalten worden seyn könnte, und wir halten das Ganze für nichts weitres, als für eine geistreiche Erfindung unsers Autors, der sich freilich durch diese wundervolle Invention ein etwas starkes démenti gegeben hat.

Hätte sich Schill mit seinen Leuten retten wollen, so wäre dieses vielleicht möglich gewesen, wenn er gleich im ersten Augenblicke Wittenberg überrumpelt, sich in den Besitz der dortigen Kriegsvorräthe, Kassen ꝛc. gesetzt, und nun ohne allen Zeitverlust gesucht hätte, auf dem geraden Wege durch Sachsen nach Böhmen zu entkommen.

Dieser Operationsplan wäre um so mehr der vernünftigste und in Schills Lage der einzig ausführbare gewesen, da er bereits bei Wittenberg durch einen Eilboten die Nachricht aus Cassel erhalten haben soll, daß Dörenbergs Komplott bereits entdeckt sey.

Wir schließen hier diesen kleinen Aufsatz mit der nochmaligen Bemerkung, daß wir zu dem in Frage stehenden Werke nur Randglossen und keineswegs eine kritische systematische Würdigung desselben liefern wollten, weil es der Zweck und der Raum dieser Blätter nicht verstatten, eine weitläuftige, viele Bogen füllende Abhandlung dieser Art aufzunehmen; aus diesem Grunde mußten wir viele rügenswürdige Stellen und strategische Irrthümer ganz unberührt lassen, indeß glauben wir doch auch durch Publicmachung dieser wenigen Marginalien unsern oben ausgesprochenen Zweck einigermaßen erreicht zu haben.

Wenn der Verfasser des Werkes: „das Heer von Innerösterreich ꝛc.“ glaubt, unsere Bemerkungen widerlegen zu können, so fordern wir ihn hiermit auf, dieses öffentlich zu thun, und aus seinem düstern Inkognito mit Nennung seines werthen Namens hervorzutreten.

III.

Auszug und Würdigung der C. A. Schefferschen Abhandlung über

Englands Volk und Regierung,

frei aus dem Französischen nach dem Censeur européen bearbeitet

von

Adolph von Schaden.

Ganz Europa ist unzufrieden. Allenthalben hören wir nach Rettung rufen, und jeder einzelne behauptet seinen Untergang vor Augen zu sehen. Man geräth bey diesem allgemeinen Lärmen in Versuchung zu glauben: daß ein unvorgesehener tödtlicher Schlag das menschliche Geschlecht getroffen habe, oder in der Natur selbst eine zerstörende Hauptveränderung vorgegangen sey, — und wenn man die Sache beym Lichte betrachtet, wenn wir den wahren Ursachen des Geräusches nachspüren, so finden wir weiter

nichts, als einen Haufen Menschen, welcher sonst blindlings glaubte und nun anfängt zu denken.

Allerdings eine auffallende Erscheinung! aber es scheint einmal ein nicht zu umgehendes Uebel zu seyn, daß jede neue Fähigkeit, die sich in einem Theile des menschlichen Geschlechtes entwickelt, die Grundlage zum Unglück und Verderben des andern werden soll, da es immer Menschen geben wird, deren Daseyn auf die Verbrechen ihrer Mitbrüder gegründet ist, und die da leben und genießen von der Nichtswürdigkeit, Unwissenheit und Dummheit Anderer.

Seit langer Zeit fühlt sich das europäische Volk fähig und geschickt genug zu arbeiten, und auf achtungswerthe Erzeugnisse seiner Arbeit zu pochen, übrigens aber war dieses Volk gewohnt sich leiten zu lassen. Der eigenen Kraft mißtrauend, ließen wir uns von einigen auserwählten Köpfen, die bey allen wichtigen Ereignissen für uns handeln und uns auf ihre Art in Thätigkeit setzen wollten, — bey der Nase herumführen. Dafür mußten wir, wie billig, theuer bezahlen, und wir hielten es deßungeachtet noch für Gewinn auf der Liste unsrer despotisirenden Vormünder zu stehen. Nun aber haben denn doch Viele begriffen, daß sie mit geringer Mühe und bedeutender Ersparniß es wagen können, — Volljährigen gleich zu denken und zu handeln. Der Menschenstoff wird seltner; wovon sollen die nun leben, die ihn zuschnitten?

Das Volk glaubte seit geraumer Zeit Europa von Räubern bedroht, allein es war zugleich der Meinung, es fehle den Bedrohten an Geist und Muth zur Selbstvertheidigung; daher man das Vertheidigungsgeschäft nothwendigerweise Leuten anvertrauen müsse, denen nur dieses einzige Geschäft obläge, — und die gerade darum keinen sonderlichen Vortheil dabei würden gehabt haben, wenn sie sich hätten ihres Geschäftes gut und gewissenhaft entledigen wollen.

Wir haben unsere Vertheidigung theuer bezahlt; doch fangen wir nun an, einzusehen, daß so viele Räuber nicht vorhanden sind, wie wir Anfangs glaubten, daß unsere Vertheidiger eigentlich einen schlecht verdienten Lohn erhielten, oder aber wenn sie diesen Lohn in der That verdienen wollten, im blinden Eifer ehrliebende Nachbaren dadurch reizten, weil sie ihnen Gewalt anthun wollten. Die, welche arbeiten, lernen einsehen, daß es gerade am schicklichsten und gerathensten sey, sich selbst zu schützen, und siehe da — ein einträglicher Erwerbszweig hört auf!

Das Volk wähnte, reich zu seyn, damit sey es nicht abgemacht, man müsse es auch scheinen, und es hat daher klugen Herren sein Ohr geliehen, die ihm unaufhörlich vorsagten: „Wollet Ihr, einer wie der andere, Aufsehen vor „der Welt erregen, wollt Ihr Alle Euch beneidet sehen, so „gebt uns die Hälfte Eures Verdienstes und Eurer Renten, „die wollen wir aus väterlicher Theilnahme an Euch in „Paläste, Gold, Edelsteine, Equipagen und kostbare Kleider „verwandeln, auch wollen wir dafür leckere Tafeln halten; „wir werden Euch übrigens, weil sonst des Streites zu viel „unter Euch entstehen würde, von dem Genusse aller dieser „Dinge ausschließen, und denselben uns allein vorbehalten, „bloß Eurer eigenen Ruhe halber, — aber die Ehre von „dem Allen falle auf Euch zurück! Die Welt möge sich „überzeugen, wie großmüthig Ihr Euren Freunden und Be„schützern lohnet!“ —

Das Volk speiste seine Gäste herrlich, und diese warfen ihm dafür aus schuldigster Dankbarkeit die schlechtesten Brocken zu. Nun sieht das Volk — das betrogene, ein, welch' lächerliche Rolle es bis jetzt gespielt hat, und die natürlichste Folge davon ist, daß es folgendermaßen spricht: „Wenn wir erzeugen, so wollen wir auch verzehren, oder vielmehr wir wollen, daß Niemand verzehre, wenn er nicht erzeuge.“ Solche Vernunftschlüsse sind eben so viele

Todesstreiche für die Herren, welche von Jahrgeldern oder ähnlichen Einnahmen herrlich, ohne Mühe und Anstrengung leben.

Solche Vernunftschlüsse des Volkes fallen, eine schmerzende Geißel! auf die stolzen, feisten Nacken der Volksvormünder, der Staatspensionaires ꝛc. und sie sind es, die nun schreien: „Rettung, Rettung, Alles geht zu Grunde!"

Wahr ist es, diese Herren selbst sind ohne Rettung verloren, denn der Boden sinkt unter ihren Füßen, das Kapital der menschlichen Thorheit, welches sie nutzten, verringert sich, einmal angegriffen, immer mehr und mehr. Sie ihrerseits wollen dieses nicht einsehen, denn sie bilden sich ein, nothwendig und unvergänglich zu seyn. „Es ist nicht an „dem, schreien sie, daß die Welt, wie Schwindelköpfe be„haupten, ohne uns fortbestehen kann. Krieg diesen Unsin„nigen! — laßt uns unsere schöne Existenz vertheidigen und „behaupten! eine neue Verordnung, eine neue Auflage — „und wir stehen am Ziele!" —

Die zur Vernunft erwachten, die vom Lichte der Wahrheit erleuchteten, vergessen dagegen, wie geduldig sie sich ehemals von ihren listigen Führern gängeln ließen, vergessen, daß sie diejenigen, welche ihnen diesen Dienst erwiesen, geliebt, aufgemuntert und bezahlt haben, vergessen endlich, mit welcher Freude sie die Herren in dem Wohlstande prunken sahen, zu dem sie selbst, die gutmüthigen, so willig die Mittel lieferten. Jetzt schreien die Undankbaren über Usurpation, und empören sich. Eben so die entgegengesetzte Parthei, — sie halten nur einige Verirrte aus der eignen Mitte für ein wenig straffällig, sich selbst aber für die unschuldige Zielscheibe der undankbaren Welt. Wir haben ja nur uns selbst zu züchtigen, erhalten wir doch nur unsere gesunde Vernunft, vermindern wir doch die Gehalte, und der Hunger wird uns besiegen!

Eine große Spaltung ist eingetreten; doch besteht sie nicht, wie die Einen wollen, in dem Toben einiger unruhigen Köpfe gegen ganz Europa, noch auch, wie andere behaupten, in den Unternehmungen einiger Zwingherren gegen dasselbe. Auf der einen Seite sind es sämmtliche Bewohner dieses Welttheils, diejenigen ausgenommen, welche von der eignen Betriebsamkeit oder von dem Ertrage einer schlau erworbenen Erbschaft leben, die vom Staate nichts weiter als höchstens eine kleine Schadloshaltung für ihre Dienste empfangen, und diese Individuen widmen ihr Daseyn nur der Arbeit und keineswegs bloß dem indolenten Genusse der aus ihren Stellen hervorgehenden Vortheile. Auf der andern Seitr ist es wiederum ganz Europa, mit Ausnahme derer, die nur von einträglichen Aemtern, Jahrgeldern u. s. w. sich nähren, und derer, die sich hierzu erziehen lassen oder darnach trachten.

Diese beiden überall hin ausgebreiteten Faktionen sind keineswegs gleichmäßig vertheilt. In jedem Lande strebt jede Parthei darnach, das Gleichgewicht für sich zu erhalten, und das Gleichgewicht von Europa ist die große Eroberung, die man beabsichtigt.

Dieses Streben erklärt alle politische Bewegungen, die schon vorgehen, oder erst noch bereitet werden, richtig. Die Diplomatik erschöpft alle ihre Mittel, um den Triumph der Bezahlten über die Bezahler zu bewirken. Die Unterhandlungen, die Truppenmärsche, die Länderbesetzungen, die Gesandtschaften, die Spionereien, geschehen lediglich um dieses Gegenstandes willen. Das sind die großen Umtriebe der Parthei. Außerdem giebt es kleinere, die wir immerwährend in allen Ländern bemerken, wie z. B. die Soldatenwerbungen, die Verletzungen der Freiheit, die Urthelssprüche gegen die, welche schreiben, reden, hören und schweigen; die wirklich entdeckten oder nur vorgespiegelten Komplotte, die bezahlten Angebereien, die Bestechungen u. a. m.

Während die eine Faktion auf solche Weise sowohl über Europa überhaupt, als auch über einzelne Gegenden besonders zu wirken bemüht ist, was thut da die andere, der keine so mächtige Triebfeder, keine so gut geschmiedeten Waffen zu Gebott stehen? Knüpft sie Verbindungen an? Kann sie sie nicht anknüpfen? Welches sind ihre Grundbestandtheile, was ist ihr Handeln, ihre Stärke? — Das sind eben jetzt die wichtigen Fragen.

Diese Europa angehenden Fragen haben eine neue politische Secte gegründet, der wir anzugehören uns zum Ruhm rechnen, wir werden sie in unsern besondern Diskussionen nie aus dem Gesicht verlieren, überzeugt, daß das Geschick jedes Einzelnen, für den wir arbeiten, so wie Aller, die der Freiheit bedürfen, in genauer Verbindung mit dem Geschicke derer steht, die dies Bedürfniß mit ihnen gemein haben. Die Gewalt ruft es den Ihrigen sorgfältig ins Gedächtniß, daß sie Mitglieder einer und derselben Verbindung sind; sie schreibt ihnen Eide und Eidesformeln, wodurch sie an einander festgehalten werden, vor; es wäre auch wohl für uns recht gut, wenn wir unsre eignen Lehrschulen, Formeln und Zeichen hätten.

Herr Scheffer gehört unter jene Schriftsteller, die die Nothwendigkeit einer großen Vereinigung der liberalen Parthei am besten begriffen haben. Er hat alle seine Talente aufgeboten, sie von jetzt an zu bilden, er hat die edle Mühwaltung übernommen, vor einem jeden Volke der Anwald aller andern, und vor allen andern der Anwald jedes einzelnen zu seyn. Folgendes ist der Inhalt der drei von von ihm herausgegebenen Schriften. Sein erster Versuch war, die freien Franzosen mit dem deutschen Volke wieder zu versöhnen, als es von der Invasion des Jahres 1815 heimgekehrt war; hierauf hat er dem französischen, von den Regierungen Europa's verschlungenen Volke, Freunde und einen in den freien Menschenherzen dieses Welttheils

gesicherten Beistand gezeigt; jetzt stellt er den Völkern Europa's dar, was sie gethan haben, was die freien Männer Englands, im Widerstreit mit der englischen Regierung, für sie haben thun wollen.

Dies ist augenscheinlich die nämliche Idee, die unaufhörlich verfolgt und in dem Maaße stärker wird, wie sie vorschreitet. Der Autor will „die Politik der Nationen," wie er es nennt, gründlich behandeln; folgendes sind die Prinzipe, die er in seinem „Versuch über vier politische Fragen" aufgestellt hat.

„Die Staatsklugheit der Völker ist das einzige Gegenmittel wider die Uebel, welche Frankreich und den gebildeten Theil der Europäer niederdrücken."

„Aber, wird man fragen, wie können die Nationen mit einander Verträge und Verbindungen schließen? Haben sie Gesandte, diplomatische Körper? .... O nein, aber einen Dollmetscher haben sie, und dieser Dollmetscher ist die öffentliche Meinung."

„Seit der französischen Revolution hat sich eine europäische öffentliche Meinung gebildet."

Den Männern, die auf die öffentliche Meinung der verschiedenen Nationen Einfluß haben, liegt es ob, die europäische öffentliche Meinung zu dem großen Zwecke der Aussöhnung und Verbindung der Völker hinzulenken."

„Was muß man deshalb thun? Man verbanne aus jedem, zu irgend einem nützlichen Zweck geschriebenen Werke jeden Ausdruck, der die Völker beleidigen, ihren Stolz niederdrücken und demzufolge sie erbittern kann."

„Dies ist, nach unserer Meinung, die Sprache, die wir uns aneignen müssen: Allgemeine Regel, daß niemals die Nationen mit den Regierungen zusammengeworfen werden."

Es liegt Kühnheit in diesem Gedanken; doch damit er nicht zu falschen Schlüssen führe, muß man den Wor-

ten ihre genaue Bedeutung geben, unter Regierung muß man nicht bloß den Hof und das Ministerium verstehen, sondern auch zugleich den Haufen der Hofschranzen und Söldlinge, der sich ihnen als Gefolge nachschleppt; die Nation macht das Ganze aus, ohne jene Menschen, ihre Kreaturen und Betrogenen; die Nation wird in eben dem Maaße sich vergrößern, wie jene an ihrem Einfluß verlieren.

„Das Grundprinzip der Politik der englischen Regierung, „so sagt Herr Scheffer, ist, eine National-Feindschaft „zwischen England und den andern zivilisirten Ländern „zu stiften, sie weiß, daß, wenn sie es erreichen kann, das „englische Volk mit in den Haß zu verstricken, der auf sie „selbst geworfen ist, das Volk dann auch gemeinschaftliche „Sache mit ihr zu machen gezwungen seyn wird."

Indeß, sobald es in den Köpfen der Engländer heller werden wird, dann ist auch sogleich eine Parthei entstanden, die sich bemüht, Einspruch gegen die Feindseligkeiten, Beunruhigungen und Ungerechtigkeiten der Regierung zu thun, damit der Haß derer, die jene ertrugen, ganz auf diese zurückfallen soll. Das Alter dieser Parthei setzt der Verfasser vielleicht zu hoch an, doch bleibt es ewig wahr, daß man sie seit der Revolution von 1660 ihre Existenz und ihren Willen kräftig erklären sieht.

„Als Karl II. den Thron wieder bestiegen hatte, wollte er den Despotismus wieder einführen. Er mußte der Feind aller freier Männer seyn, und verband sich mit Frankreich gegen die sieben vereinigten Provinzen."

„Wie benahm sich darauf die Nation, die so gegen ihr eignes Beste handeln sollte? Sie mißbilligte laut den Krieg mit Holland, verweigerte mehrmals die geforderten Hülfsleistungen und ihre Regierung sah sich gar bald genöthigt, einen für sie schimpflichen, für die Nation aber ehrenvollen Frieden zu schließen."

Mit den Einsichten wuchs diese menschenliebende Opposition. Als den amerikanischen Kolonieen der Krieg erklärt war, stand sie glänzend da mitten in der Wuth des Ministeriums, mitten in der Raserei des Pöbels.

„Die Grafschaften, die bedeutendsten Städte des Reichs, die politischen Korporationen hatten Behufs der Einstellung eines unbilligen und verderblichen Krieges und wegen Abschaffung der Mißbräuche Vorstellungen eingereicht. Man hatte, wie aus Gewohnheit, den Wunsch des Volks nicht im Geringsten beachtet; dies, aufs Aeußerste getrieben, hatte sich daher zu einigen Ausschweifungen verleiten lassen. Das eben hatte das Ministerium nur gesucht, die Gelegenheit war günstig, denn nun war offenbar die Konstitution verletzt, und selbst in den Städten, wo die Ruhe noch nicht im Mindesten gestört war, ward zum Nachtheile der Stadt-Obrigkeiten, die bürgerliche Gewalt den militärischen in die Hände gegeben. Eine Verschwörung wurde vorgewendet, und die Freiheiten der Nation wurden aus Beweggründen, deren Falschheit sich einleuchtend bewies, einstweilen aufgehoben."

„Von diesem Zeitabschnitte schreibt sich die Gewohnheit her, Verschwörungen zu erfinden, wenn das Volk auf Abstellung der Misbräuche dringt, und unter diesem Vorwand die individuelle Freiheit der Korporation bis auf Weiteres aufzuheben."

Der Widerstand erneuerte sich, als es im Jahr 1791 das englische Ministerium unternahm, das freie Frankreich und seine Grundgesetze zu vertilgen.

„Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß noch während des durch den Frieden von Amiens beendigten Krieges das englische Ministerium gezwungen war, mehreremal die Habeas Korpus Akte zu suspendiren, um sein System der äußeren Staatsklugheit zu behaupten; daß es sogar Verschwörungen vorgeben mußte, um nur Veranlassung zu ha-

ben, hartnäckig die Konstitution zu verletzen, und vermittelst der Militair-Macht ein Volk niederzudrücken, das sich so kräftig gegen einen Krieg erklärt hatte, den es für ungerecht und seinem Interesse zuwiderlaufend ansah; daß endlich der heiße Wunsch der Nation sich so gewaltsam zu erkennen gab, daß der König genöthigt war, seine Minister zu entlassen, die Opposition ins Kabinet zu rufen und jenen Frieden zu unterzeichnen, durch welchen die Koalition von Pilnitz die französische Republick wieder anerkannte." ....

Wenn auch der Haß der freien Engländer gegen den Feind aller Freiheit, Bonaparte, ihr heftiges Widerstreben gegen den mit der französischen Nation begonnenen Krieg in etwas verminderte, so fühlten sie dennoch, wie dieser Krieg Englands Interesse durchaus entgegen war, weil durch ihn das Ministerium Gelegenheit fand, fortwährend ein zahlreiches Heer zu unterhalten, ungeheuere Auflagen zu machen, und, indem es für Unternehmungen, die auf der Dauer des Krieges beruheten, einen großen Theil der Kapitalien verwendete, der Betriebsamkeit der Nation eine falsche Richtung zu geben. Diese Rücksichten verursachten, daß sich ohne Aufhören in England eine Friedenspartheі erhielt, die der Regierung oft auf eine furchtbare Weise gezeigt hat, wie sie zu Werke geht.

„Im Jahre 1815 erklärte endlich die englische Nation die lebhafteste Widersetzung gegen den Krieg mit Frankreich, das sich recht gut ganz allein von der Regierung Bonaparte's zu befreien vermogte, und dies auch gewiß erreicht haben würde, wenn ihm die verbündeten Fürsten nur Freiheit dazu gelassen hätten."

Jedesmal, wenn die englische Regierung die Freiheit einer Nation zu ersticken versuchte, hat sie in der englischen Nation Hindernisse für ihre Absicht vorgefunden, aber ihre Schuld ist es nicht, wenn die Widersetzlichkeit nicht ermüdete. Jedesmal, wenn man in Europa damit umging, die Men-

schen zu unterdrücken und zu Sklaven zu machen, hat die englische Regierung mit allen Kräften dazu mitgewirkt. Darin besteht ihre Politik.

„Die äußere Staatsklugheit einer freien Nation gebietet ihr, Verbündete nur unter denjenigen Völkern zu suchen, die gleiche politische Grundsätze, wie sie, haben, und allenthalben die Freiheit zu verbreiten."

„Desgleichen, wenn eine Regierung den im Volk herrschenden Freiheitsgeist zähmen will, muß sie sich so eng als möglich mit unumschränkten Regierungen verbinden, die immerwährend die Nation in Beziehung mit Barbaren zu bringen bemühet sind, um sie an die despotischen Formen zu gewöhnen; sie muß das Volk aus einem Kriege in den andern hineinziehen, um es an Disziplin und passiven Gehorsam zu gewöhnen, muß keine Gelegenheit vorbeilassen, die Freiheit, welcher Nation es auch sey, zu zerstören, und durchgängig den Despotismus einzuführen und zu befestigen; vor allem aber muß sie ihm in jedem Volke, das die Freiheit will, einen Feind zeigen.

Wir haben hier mit wenigen Worten das System der äußeren Politik der brittischen Regierung bezeichnet; indeß könnte man es auch so beschreiben.

Die schrecklichsten politischen Verbrechen und Ungerechtigkeiten müssen begangen werden, damit die englische Nation in den Haß und die Verachtung, die seine Regierung erfährt, mit verflochten, damit sie so mit ihrer Regierung gemeinschaftliche Sache zu machen gezwungen, und in einem fortwährend feindlichen Zustande mit den übrigen Völkern erhalten werde, einem Zustande, der zur Errichtung des Despotismus gewiß nicht günstiger seyn kann. ....

Braucht man das Betragen der brittischen Regierung während der französischen Revolution wohl auseinander zu setzen? Bedarf es wohl eines Beweises, daß sie dieselbe unablässig nach ihrem wahren Zwecke zu drehen und zu

lenken gesucht hat. Die Thatsacheu beweisen es zum Ueberfluß und es giebt ihrer zu viele, um sie alle aufzählen zu können. Nur dies wollen wir erwähnen. Die Minister Georgs III., wohl wissend, daß die Partheien nichts so sehr verdrießt, als fremde Einmischung, bildeten seit 1789 die Koalition, welche das französische Volk dafür züchtigen sollte, daß es gewagt hatte, den Feudalismus zu vernichten, seine alten Einrichtungen wieder herzustellen, und die Rechte des Menschen zu proklamiren. Wenn diese Koalition der revolutionairen Parthei neue Kräfte gegeben hat, wenn der unglückliche Ludwig XVI. das Opfer davon zu werden bereit war, so verweigerte es das englische Ministerium, in dem Parlamente, sich für diesen unglücklichen Monarchen zu verwenden und seine Rettung zu versuchen.

Die Art und Weise, wie man darauf dem Konvente den Krieg erklärte, kann füglich als die Ursache jener traurigen Katastrophe, welche die freien Menschen aller Länder für eine durch nichts zu entschuldigende Greuelthat ansehen, betrachtet werden.

Wir wundern uns zwar nicht über diese Politik des englischen Ministeriums. Es lag ja in seinem Vortheile, den Konvent alle Verbrechen und alle nur mögliche Schreckensthaten ausüben zu lassen, damit nur der Krieg gegen das nationale Frankreich geführt, damit die in England und in andern Staaten gebildete Parthei, zu Gunsten der Revolution, zu Boden geschlagen werden konnte.

Der Wiener Kongreß versammelt sich, die Völker seufzen, daß sie keinen ihrer Wünsche erfüllt sehen; Zwietracht entspinnt sich unter den verbündeten Souverains. Eine Allianz gegen Rußland wird beschlossen — aber Bonaparte verläßt Elba, während die englischen Offiziere, die ihn bewachten, sich in Livorno zu ihrem Vergnügen aufhalten. —

Welchen Antheil an diesem jammerbringenden Ereigniß England hatte, ist unmöglich zu entscheiden, doch mit Ge-

wißheit läßt sich behaupten, daß nichts mit seinen Wünschen mehr zusammen paßte, als dieses Ereigniß, und daß ihm nichts angenehmer seyn konnte, als Bonaparte's augenblickliche Wiederbesteigung des franz. Thrones.

„Die englischen Minister suchten unaufhörlich die Verbindung mit den Barbaresken, dann sind die Türken und die Seeräuber des mittelländischen Meeres ihre Alliirten, ihre Freunde."

„Den ersteren leisten sie Beistand gegen Griechenlands unglückliche Bewohner; die letzteren empfangen von ihnen die Erlaubniß, Italiens und Spaniens Küsten zu verwüsten und die Gewässer anzufeinden, in denen die englische Flagge, die über Malta, Gibraltar und Korfu sich ausbreitet, die Herrschaft führt. Zwingt sie der Unwille Europa's, gegen Algier aufzubrechen, so sorgen sie zugleich dafür, daß diese Räuberhöhle ja nicht zerstört werde, und nicht lange, so geben sie selber ihnen neue Mittel in die Hände, ihr edles Gewerbe von neuem beginnen zu können."

Trotz der hellen Einsicht und dem Muth der englischen Vaterlandsfreunde, ist der Regierung ihr Vorhaben gelungen. Sie hat den Kontinent mit Sklaven und Elenden bevölkert. Aber sie hat zu gleicher Zeit auch das englische Volk unglücklich und zum Sklaven gemacht. Nach einer immer gleichen Erfahrung ist die Menschenliebe ein Vortheil. Die Engländer leiden mit uns, sie befinden sich in dem Fall, wie wir; sie leiden mehr als wir, denn wir haben aufgehört die Oberhand zu haben, und sie, sie haben verloren; sie werden an unsrer Spitze seyn.

England hat jetzt eine Armee, aus Regimentern bestehend, die in den Kolonien oder auf dem Kontinente an passiven Gehorsam und Unterdrückung sich gewöhnt und nun diese schlimmen Gewohnheiten in ihr Vaterland zurückgebracht haben. Jetzt sieht England auch zu, wie 30000 seiner Einwohner, die zur Occupationsarmee von Frankreich

gehören, in diesem Lande den Geist der Freiheit und Unabhängigkeit verlieren, und ihn durch einen andern wieder ersetzen, der sich nothwendig eines Menschen bemächtigen muß, welcher gewöhnt ist, abhängig von dem Willen eines Andern in Folge von Gewalt und Grausamkeit zu leben. Ueber 100000 Engländer erlernen dasselbe Handwerk auf den Jonischen Inseln, Malta, Gibraltar und in Indien, und kommen sie einst in ihr Vaterland zurück, so werden sie eine völlige Vergessenheit seiner Konstitution, eine große Sittenverschlimmerung und den unersättlichen Durst nach Reichthümern mit heimbringen. Dann sind diese Soldaten eben so viele Feinde der englischen Nation, gelehrige Werkzeuge der Unterdrückung der andern Völker und eben so bereit zur Unterdrückung ihrer Landsleute.

„Die Repräsentation ist, wie wir oben bemerkten, ein mächtiges Werkzeug in den Händen des Ministeriums geworden, und der englischen Nation würde es weit mehr frommen, gar kein Parlament zu haben, als ein Parlament, das, der Mehrzahl nach, aus erkauften Männern zusammengesetzt ist."

„Die Verantwortlichkeit der Minister besteht, seitdem ihre Kreaturen die Kammer der Gemeine ausfüllen, nur noch dem Namen nach."

„Die individuelle Freiheit ist seit 1790 so oft aufgehoben, daß die Acte, welche ihr lange Zeit hindurch zur Gewährleistung diente, jetzt als gänzliches Blendwerk betrachtet werden kann."

„Das Recht der Einsprache hat keine Wirkung mehr, weil die diesfalsigen schriftlichen Eingaben entweder auf dem Büreau liegen bleiben oder ohne alle Beachtung der Wünsche des Volkes verworfen werden."

„Selbst die Preßfreiheit, in England durch ein vieljähriges Herkommen geheiligt, ist durch eine Ministerialverfügung heftig angetastet worden."

„Man wird demnach, so schließt der Verfasser, ein großherziges, freiheitliebendes Volk von einer Regierung unterscheiden, mit der es im ewigen Widerstreit liegt, und deren System es auszurotten trachtet. Die englische Nation wird eintreten in den Bund der Völker." Man kann die Unabhängigkeit des Geistes nicht genug erheben, womit Herr Scheffer allen Freunden der Freiheit im ganzen Europa laut zuruft, was die Engländer für sie gethan haben, und den Freunden der Freiheit in England, was jetzt ihre Pflicht und Bestimmung ist. Im Herzen ihres Landes ist das Arsenal, wo die Waffen des allgemeinen Despotismus geschmiedet werden: aus dem Herzen ihres Landes müssen die Waffen hervorbrechen, die einst den Despotismus zertrümmern werden; zu London hat die Koalition der Gewalt ihren Mittelpunkt, zu London müsse auch die Koalition der Freiheit sich bilden. Der englische Name ist verdunkelt, indem er an der Spitze steht von allen Pakten der Unterdrückung; Europa, um ihn wieder zu erheben, erwartet, der englische Name werde der erste seyn, der den großen Pakt der Befreiung unterzeichnet.

IV.

Ueber das Verhältniß eines Volkes zu seiner Verfassung.

Renoncer à sa liberté c'est renoncer à sa qualité d'homme, aux droits de l'humanité, même à ses devoirs.

Rousseau contrat social.

Alle äußern und innern Rechte des Menschen gehen von dem Begriffe der Freiheit aus, welche die unerläßliche Bedingung der Existenz eines vernünftigen Wesens ist, und daher nicht als ein dem Menschen positiv inwohnendes, sondern nur, als etwas negatives darzustellen ist, das aber wenn es fehlte, den Begriff Mensch von selbst aufheben würde. Aber indem wir sie als die Basis aller Rechte und Pflichten betrachten, können wir sie selbst ein Recht nennen, und zwar das einzige angebohrene und unveräußerliche, weil sie nothwendigerweise dem menschlichen Seyn vorangehen muß, weil ohne die Freiheit kein Maaßstab für irgend eine Handlunng zu finden wäre, und weder an eine Ethik noch Juridik gedacht werden könnte.

Denn diejenigen Philosophen, die von der Idee einer nothwendigen Bestimmung ausgehend, dennoch ein Moralsystem aufgestellt haben, sind weit davon entfernt gewesen, ein allgemein gültiges Sittengesetz anzunehmen. Der Begriff des Guten und Bösen, des Rechten und Unrechten beruht bey ihnen auf den Folgen in der Erscheinung, und wie der Arzt den Gesundheits- und Krankheitszustand seines Pflegbefohlnen beobachtet, ohne weder den einen noch den andern demselben zuzuschreiben, so betrachten diese Moralisten den Gemüthszustand bloß, in so fern er der Empirie auf eine für das allgemeine Wohl schädliche oder nützliche Weise sich äußert, und erkennen daher nichts an, was an sich positiv gut oder bös sey. Doch wollen wir den Begriff des Rechten überhaupt nicht für etwas aus der Erfahrung entnommenes und erst durch das Landesgesetz festgesetztes gelten lassen, wollen wir die erworbenen Rechte des Menschen, und das Verhältniß derselben zu einander, nicht als willkührlich ansehen, sondern lieber von einem einfachen Grundsatze herleiten, so dürfen wir keinesweges die Idee der Freiheit fahren lassen, als auf welche allein das Gebäude der Institute des menschlichen Lebens rechtlich zu gründen ist. Nur von dem Begriffe der Freiheit allein können wir die des Besitzes und Eigenthums deduciren, da man sonst wohl nicht gut einsehen möchte, worauf diese beiden Facta sich gründen könnten, die nur aus dem auf dem Begriff der Freiheit beruhenden Postulat der practischen Vernunft, daß alles äußere mein seyn könne, möglicherweise herzuleiten sind. Aber wenn auch der Besitz oder die Erwerbung äußerer Rechte überhaupt schon rechtlich, im Naturzustande als existirend betrachtet werden kann, wenn es auch nicht des bürgerlichen Zustandes bedarf, um diese Facta als möglich zu erweisen, so kann doch wiederum nicht geläugnet werden — daß dieselben, wenn sie auch in dem Naturzustande angetroffen werden könnten und müßten,

dennoch in der Wirklichkeit nicht in demselben bestehen würden. Nur der kann verlangen, daß ich keinen Eingriff in seine Freiheit thue, der seinerseits auch mein angebohrnes Recht zu ehren weiß: so lange mein Nebenmensch mich aber nicht davon überzeugt hat, selbst wenn er nicht positiv gegen meine Freiheit gesündigt, ist durchaus keine Ursache vorhanden, die mich irgend verbinden könnte, seine Rechte nicht zu gefährden. Mein erstes und nächstes Recht ist wohl dasjenige, meine eigene Freiheit zu bewahren und zu schützen. Kann ich also nur irgend befürchten, es drohe dieser Freiheit Gefahr, so ist schon Kraft dieses Rechtes die vollkommene Erlaubniß vorhanden, die Freiheit des Nebenmenschen zu kränken, um die meinige sicher zu stellen. Erst also, wenn wir übereingekommen sind, gegenseitig unsre angebohrnen und die daraus entsprungenen, erworbenen Rechte zu ehren, wenn wir uns überzeugt halten dürfen, daß keiner von dem anderen beeinträchtigt werden könne, ist die Ausübung der menschlichen Rechte und Pflichten zu bewerkstelligen, erst dann gehen sie als Thatsache ins Leben über. Aber eben dieser Vertrag, diese Gegenseitigkeit in der Ausübung macht das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft aus. Wenn also auch das Factum des Besitzes und des Eigenthums durchaus keinen Zuwachs oder volleren Werth durch den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft erhält, so ist es doch wiederum dieser Begriff nur allein, der die Realität erworbener Rechte gewährt, und der vermöge der alleinigen Sicherheit, die der Staat leistet, auch nur einzig und allein das Eigenthum zum festen und peremtorischen gestalten kann. Drum, wenn die Begriffe von Freiheit und Recht dem Menschen angebohren sind, so muß es wohl auch der der Gesellschaft seyn, durch welchen allein nur diese Begriffe praktisch werden können. Angebohren, sage ich aber, müsse diese Idee der Gesellschaft dem Menschen seyn, weil sonst, wäre sie aus der Erfahrung genommen,

ein primitiver Zustand gedacht werde, wo weder Sitte noch Recht gehandhabt worden, der also ein vernunftloser ist. Oder sollten diese Worte vielleicht paradox klingen, so werden sie sich leicht anders geben lassen. Nächst der Idee der Freiheit, die dem Menschen von Natur inwohnt, ist auch diejenige eine ursprüngliche, die ihn davon überzeugt, daß diese Freiheit gegenseitig festgestellt seyn müsse. Aber diese feste Ueberzeugung, die der Mensch mitbringt, daß nur in der Gegenseitigkeit der Verpflichtung das Palladium der Freiheit zu bewahren sey, ist nichts weiter, als die in jedem vernünftigen Wesen sich befindende Idee der Nothwendigkeit einer bürgerlichen Gesellschaft. Darum ist dasjenige, was unsere Philosophen und Dichter mit dem Namen des Naturzustandes bezeichnet haben, immer nur ein bloßes Gebilde ihrer Phantasie gewesen. Nie hat es einen solchen Zustand unter Menschen gegeben, nie können vernünftige Wesen in einem solchen sich befinden, denn mit der ersten Familie beginnt ja schon die Epoche der ersten Staatengeschichte. Weder die Wilden in America, noch die Hottentotten am Cap, noch die alten Germanen fand man im Naturzustande lebend. Ja man begegnete bei ihnen nicht selten vielen Einrichtungen, die einer Verfassung ähnlich sahen, ein Beweis, wie chimärisch die Idee eines wirklich vorhanden gewesenen Naturzustandes überhaupt sey, wie sehr der menschliche Geist einem solchen auf jede Art widerstrebe. Nicht also durch ein auf Erfahrung sich gründendes Uebereinkommen, welchem ein früherer unrechtlicher Zustand vorangegangen seyn muß, nicht durch einen Vertrag, der erst die Folge gewesen wäre vieler übeln sich durch die Vereinzelung der Menschen äußernden Erscheinungen ist der Begriff und mit ihm das Factum des Staates entstanden.

Es war dieser Begriff schon a priori in jedem Menschen vorhanden, und wo zwei Menschen neben einander lebten, da bildete sich stillschweigend ein Staat, ohne daß

es einer gegenseitigen Rücksprache bedurft hätte, noch daß dieselbe wirklich erfolgt wäre. Wir würden also denen beistimmen müssen, die von dem göttlichen Ursprunge der Staaten sprechen, wenn sie es so verstanden haben wollten, daß der Begriff des bürgerlichen Zustandes, weil er ein angebohrner und in der Vernunft gegründeter ist, darum auch ein göttlicher sey. Ganz werden wir uns aber von der Theorie derjenigen entfernen müssen, die den Ursprung der Staaten auf eine historische Weise deduciren, und annehmen, daß die Völker, nachdem sie es früher im Naturzustande versucht, denselben aber vollkommen unleidlich gefunden, sich endlich in eine Vereinigung durch Vertrag gefügt hätten, und daß so nach langen vorhergehenden Trübsalen der Staat gefunden worden wäre als ein Bedingniß sine quo non der menschlichen Existenz. Doch meine ich nicht, wenn ich von der dem Menschen angebohrnen Idee des Staates spreche, diejenige einer bestimmten Regierungsform oder der Regierung überhaupt, ein Factum, welches erst nachher entstehen kann, und welches durchaus vor seinem Daseyn die Existenz eines Volkes, das heißt, die Vereinigung mehrerer voraussetzt. Die Lehrer des natürlichen Staatsrechts bezeichnen gewöhnlich das vermeinte gemeinschaftliche Uebereinkommen der Menschen zur gemeinsamen Bewahrung ihrer Freiheit mit dem Namen des Vereinigungsvertrages, wogegen sie das Eingehen in eine bestimmte Regierungsform den Unterwerfungsvertrag genannt haben. Nach dem nun, was wir oben aufgestellt haben, daß die Vereinigung der Menschen und die damit verbundene Gegenseitigkeit der Verbindlichkeit nicht willkührlich, sondern gleichsam nach einem Naturgesetze geschehe, muß der eine dieser Verträge von selbst wegfallen, und nur die Unterwerfung in eine bestimmte Verfassung kann als ein factisches Uebereinkommen angesehen werden. Durch ihre Vernunft von der Unmöglichkeit eines Naturzustandes überzeugt, treten

die Menschen, sich keine Rechenschaft von diesem Schritte gebend, weil ihnen nur dieser eine vorgezeichnet ist, in eine Verbindung mit einander. Doch wenn ihnen auch jetzt die Gegenseitigkeit ihrer Verbindlichkeiten klar wird, wenn es auch jetzt wechselseitige Rechte und Pflichten geben kann, so ist man zwar dahin gelangt, daß dieselben allgemein gültig und in der Ausübung möglich werden können, für die Sicherung einer jeden einzelnen ist durchaus aber mit diesem einen Schritte noch nichts geschehen. Hierzu bedarf es eines positiven Factums eines allgemein ausgesprochenen, für alle gültigen Gesetzes. Es ist zwar durch die bloße Vereinigung ein jeder einzelner verbunden, seinen Nebenmenschen nicht in der Ausübung seiner Freiheit zu stören, so wie er erwarten muß, von niemandem in der seinigen gefährdet zu werden; wenn aber selbst schon bey einer festen Regierungsform so mancher Uebertreter der Gesetze gefunden wird, um wie viel mehr da, wo die Gesetze nur in der Brust und der Vernunft der Mitglieder verzeichnet sind? Wie sollte wohl eine Bürgschaft der unverletzlichen Freiheit vorhanden seyn, wenn das Verhältniß, in dem die Contrahenten zu einander stehen, selbst noch nicht zum positiven und klaren Bewußtseyn gekommen ist? Hier mag allerdings die Erfahrung den Menschen das meiste gelehrt haben. Viele Ungerechtigkeiten von denen erduldend, die mächtiger als sie waren, und sie desto mehr fühlend, als sie sich von der Heiligkeit der menschlichen Freiheit durchdrungen glaubten, mußten sie wohl früh einsehen lernen, wie flüchtig, unbestimmt und unsicher ihr Zustand sey, wenn sie sich auf das bloße Band des Nebeneinanderlebens beschränkten, und wie das Recht jederzeit der offnen Gewalt weichen müsse, wenn nicht ein factischeres Uebereinkommen die Völker verbände. Die Idee des Staates also, welche dem Menschen angebohren und sich in der unwillkührlichen Vereinigung aller bewährt hatte, wurde durch die Erfahrung

zur gänzlichen Reife befördert, und gestaltete sich zum vollkommenen Factum. In der Familie nun fanden die Menschen das Miniaturbild des größeren, aber diesem Bilde ähnlichen Staatengemäldes. In der Familie war von der Natur beides, die Vereinigung, so wie die Unterwerfung gegeben, welches letztere Factum aber nur bey den Völkern durch die Erfahrung vermittelst eines Vertrages geschehen konnte. Mehrere solcher Familien, deren innere Verfassung schon früher und von Natur die eines Staates war, gaben sich zusammen durch einen positiven Vertrag, durch den das erreicht werden sollte, was ohne denselben nicht zu erlangen wäre: Sicherung der Rechte des Einzelnen durch das Zusammenhalten des Ganzen. Jedes Individuum bekömmt eine Verbindlichkeit, die es früher nicht haben konnte, nehmlich im Nothfall die Rechte aller zu schützen, aber diese Verbindlichkeit wird von dem gegenseitigen Rechte aufgewogen, das es hat, auch seinerseits Sicherung seiner Freiheit vom Ganzen zu verlangen. Vor dem bürgerlichen Zustande könnte mich niemand rechtlich zwingen, meinem Nebenmenschen eine hülfreiche Hand in der Gefahr zu leisten, aber ich würde auch rechtlich seines Schutzes entbehren müssen, befände ich mich in einer ähnlichen Lage. Bey meinem Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft erhalte ich daher ein Recht und eine Pflicht mehr als ich früher hatte, ein Recht und eine Pflicht, welche aber durch eben diese Reciprocität einander gegenseitig aufhebt. Nun könnte uns es zwar beym ersten Angenschein vorkommen, als gewönnen wir nichts durch ein solches Verfahren. Die Zahl unserer Rechte wird nicht vermehrt, denn das eine, das uns die bürgerliche Gesellschaft zuerkennt, wird sogleich durch eine ihm correlate Pflicht wieder aufgewogen. Aber der Vortheil, den uns der Staat gewährt, liegt nicht darin, daß wir durch ihn neue, noch nicht besessene Rechte erhalten, sondern lediglich in der Sicherung der uns angebohrnen, der uns

überkommenen und erworbenen Rechte. Die correlaten Pflichten, die wir dagegen übernehmen, können diesem Vortheile keinesweges Abbruch thun, denn eben die Befestigung unserer Freiheit, welche aus dem gegenseitigen Verhältniß entspringt und die sich auf jedes einzelne Individuum der Verbindung erstreckt, macht, daß wir diese Pflicht wohl sehr selten zu üben haben. Auch kann unsre Pflicht, die das Ganze von uns zu fordern hat, quantitativ genommen, in keinem Verhältniß zu dem Rechte stehen, das wir auf das Ganze haben. So sehen wir also größere Familien, daurende und festere Verbindungen unter den Menschen entstehen, deren höchster und alleiniger Zweck es ist, die angebohrne Freiheit zu bewahren und sicherzustellen, und welche Form ein Staat auch irgend annehmen möge, nie kann er sich diesem oberen Zwecke entfremden, indem er zugleich aufhören würde zu seyn, da die Bedingung wegfiele, unter der er gebildet worden: Statt des Willens der einzelnen, der leicht zur Verletzung angebohrner Rechte sich hinneigen kann, und an sich nicht hinreichend ist, überhaupt eine Sicherung derselben zu gewähren, bildet sich jetzt eine moralische Person, nehmlich der Gesammtwille des Volkes, der zwar aus dem Willen der einzelnen besteht, aber darin von ihm verschieden ist, daß er nicht schwankend, sondern dauerhaft, nicht veränderlich, sondern zu allen Zeiten ein und derselbe bleiben muß. Jedes Individuum des zusammengetretenen Volkes hat seine bestimmte und unwiderrufliche Willensäußerung kund gethan, es hat sich unter der Bedingung in den bürgerlichen Zustand gegeben, daß dieser Wille, der mit dem aller übrigen übereinstimmt, stets nur als das einzige Bedingniß der Vereinigung angesehen werde. Was auch die Form des Staates seyn möge, er ist unter keiner andern Bedingung geschlossen worden: mag die Verfassung republicanisch oder monarchisch seyn, der Gesammtwille des Volkes wird unwiderruflich, der alleinige und oberste Herr-

scher, so wie die Sicherung der Freiheit und der Rechte eines jeden einzelnen, der einzige Zweck des Staates bleiben. Das Wesen desselben muß unveräußerlich und unwandelbar seyn, mag es auch der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse zufolge sich bald in dieser, bald in jener Gestalt kund thun. Doch ehe wir nun weiter in unserer Untersuchung fortfahren, scheint es mir meinem Zweck nicht fremd zu seyn, mit wenigen Worten die möglichen Formen zu berühren, in denen die bürgerliche Gesellschaft der Menschen sich gestalten kann. Viehzucht und Ackerbau sind von jeher unter den Menschen die edelsten, aber auch zugleich die frühesten Beschäftigungen gewesen. Aber die Bekanntschaft mit dem Ackerbau setzt schon einen weit bedeutenderen Grad von Cultur als die rohere Viehzucht voraus. So nah auch beide in einer Hinsicht mit einander verwandt seyn mögen, so himmelweit sind sie jedoch rücksichtlich der Stufe von Verfeinerung verschieden, die sie beide erheischen: ein fester und ruhiger Aufenthalt, ein an den Ort gebundenes Leben ist die Folge der Beschäftigung mit dem Ackerbau. Aber unstät und frey, wie seine Heerde, darf sich der Hirt keines festen Wohnsitzes erfreuen, und an keinen bestimmten Platz gebunden, hat er so viel verschiedene Vaterlande, als er verschiedene Orte antrifft, die ihn und sein Vieh ernähren können. Nie wären jedoch die Völker civilisirt geworden, hätten nicht eben durch den Ackerbau bestimmte Bezirke sie gefesselt. Die Produkte der Viehzucht sind nur einfach und geringe, sie reichen nur hin, die unmittelbarsten Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, aber vielfach und verschieden sind die Hervorbringungen des Ackerbaues. Die Geschäfte der Viehzucht bedürfen nur einer einfachen Behandlung, ein raffinirteres Treiben, das sich sehr bald zur Wissenschaft erheben kann, und daher ein ewiges Streben nach größerer Vollkommenheit, ist anwendbar bei der Besorgung des Ackerbaues. Wenn aber der Ackerbau nur

allein den Menschen Ueberfluß und verschiedenartigere Erzeugnisse, als die thierischen Bedürfnisse erfordern, gewähren kann, so ist er auch nur der einzige mögliche Weg zur Cultur. An seinen Boden gefesselt, empfindet der Landbebauer zuerst Liebe für die heimischen Gegenden, in denen er geboren wurde, und es bildet sich jener mächtige Trieb der Vaterlandsliebe, der jedem cultivirten Zustand vorangehen muß. Leichter, je mehr sein Ueberfluß es ihm gestattet, wendet er sich alsdann zu den Künsten des Friedens, und so sproßten Wissenschaft und alle geistigen Beschäftigungen des Menschen endlich aus jener bescheidenen und einfachen Getraideähre hervor, die als die Mutter der kultivirten Welt zu betrachten ist, und ohne welche wir wohl schwerlich zu der Höhe der Verfeinerung gediehen wären. Nach den verschiedenartigen Beschäftigungen der Menschen aber, werden auch die Verhältnisse ihrer bürgerlichen Gesellschaft verschieden seyn müssen, und es wird eine wesentliche Aenderung machen, ob die Lebensart der Völker unstät und nomadisch, oder fest und von den Erzeugnissen des Bodens abhängig ist. Lockerer und weniger in einander verschlungen, gleich seiner Lebensart, wird die Verfassung des viehzuchttreibenden Volkes seyn, dagegen der Vertrag zwischen den ackerbauenden Nationen fester, positiver und in sich begründeter erscheinen muß. Mit der ersten Kindheit der Menschen verschwinden auch die nomadischen Völkerstämme, weswegen man, wo von Staaten überhaupt die Rede ist, die inneren Einrichtungen dieser nicht berücksichtigt, und sich gleich zu denjenigen positiven Vereinigungen wendet, deren Existenz überhaupt mit der des menschlichen Geschlechts so innig verwebt ist, indem man nur derjenigen bürgerlichen Gesellschaft den Namen Staat ausschließend beygelegt hat, die in ein bestimmtes Bezirk sich begränzte. Wir haben oben gesehen, wie die Völker mit einander in engere Verbindungen treten, wie aus dieser Verbindung eine mo-

ralische Person, der Gesammtwille des Volkes, hervorging; zugleich aber auch; daß es der einzige Zweck desselben war, die Freiheit eines jeden Individuums ungetrübt und unverletzt zu erhalten. Es war also nicht das alleinige Ziel des Gesammtwillens, die Verhältnisse zwischen den einzelnen Mitgliedern des Staates in möglichster Reinheit darzustellen, sondern auch die Rechte derselben zu bewahren gegen äußere und fremdartige Staatenkörper, im Gegensatz mit welchen der Staat selbst sich zum Individuum gestaltete. Aber nicht nur der Beruf, die Freiheit im Nothfall zu schützen, sondern auch der, sie so zu verschanzen, daß sie auf immer geschützt sey, lag in dem Zwecke des Gemeinwillens. Welche Anordnungen auch hierin getroffen werden möchten, ein jeder einzelne mußte ihnen willig Folge leisten, da sie wirklich zum Besten des Staates waren, und er die Pflicht übernommen hatte, was er vermochte, zur Erhaltung des Ganzen beyzutragen. So sehen wir also, wie der Gesammtwille eine positive und legislative Gewalt erhält, der der Wille des einzelnen weichen muß, denn wo der unverrückte und stets einige Zweck gebietet, da ist es nöthig, daß das individuelle und schwankende sich füge. Aber mit dieser legislativen Gewalt des Gesammtwillens ist auch nothwendigerweise eine ausübende verbunden, denn was wäre wohl das Gesetz, wenn der Gesetzgeber nicht zugleich die Gewalt hätte, es auf die bestimmten Fälle anzuwenden? Mögen auch fast in allen Staaten diese beiden Gewalten getrennt erscheinen, mag es überhaupt nöthig seyn, daß dieselben sich nicht in einer Person vereinigen, es bleibt diese Trennung doch immer nur eine physische und in dem Gesammtwillen des Volkes fällt sowohl die legislative, wie die executive Macht vollkommen zusammen. Doch so wie an keine geistige Gestalt im Leben gedacht werden kann, die nicht einen Vorwurf aus der Körperwelt hätte, so wird auch keine moralische Person äußerlich bestehen können, der

nicht ein physischer Repräsentant gegeben würde. Klar lag die Idee des Gesammtwillens in jedem Individuum des Volkes, aber eben so klar war es jedem, daß eine physische Form gefunden werden müsse, die diesen Gesammtwillen vorstelle. Drum fielen alle Völker unmittelbar nach ihrer Vereinigung darauf, ihrem geistigen Herrscher eine entsprechende Form in der Sinnlichkeit, das heißt, sich eine bestimmte Verfassung zu geben. Aber wenn auch das Wesen des Staates immer nur ein und dasselbe bleiben kann, nicht so die Form: So wie viele verschiedene Mittel zu einem einzigen Zwecke gefunden werden können, und so wie es möglich ist, daß alle gleich gut sind in Hinsicht auf die verschiedenen Lagen, in denen dieser selbe Zweck erreicht werden soll, so werden auch alle Formen, in denen der Gesammtwille sich darstellt, gleich tauglich seyn können, wenn sie auf die individuellen Verhältnisse der Völker bezogen werden. Es wird daher der lange geführte Streit, welche Regierungsform die beste sey, uns unnütz erscheinen müssen, da es rein auf die Subjectivität des Volkes ankömmt, das sich eine Verfassung gewählt hat. Doch sind nur 3 mögliche Formen zu denken, in denen der Gesammtwille der Völker sich darstellen kann, entweder er wird durch den größten Theil der Bürger vorgestellt und dies ist der natürlichste Fall, wo die moralische Person des Gesammtwillens am wenigsten zur physischen wird, oder er wird dem geringsten Theil des Volkes oder einem einzigen Individuum übertragen. Der ersten Art hat man den Namen der demokratischen, der zweiten den der aristokratischen, der dritten den der monarchischen gegeben. Montesquieu hat in seinem berühmten Werke über den Geist der Gesetze eine vierte Art, den Despotismus, aufgestellt, und dieser Regierungsform selbst ein bestimmtes Princip ertheilt. Obwohl es nun nicht zu läugnen ist, daß in der Geschichte der Staaten leider das despotische zu oft als vorherrschend gefunden

wird, so bedarf es doch nur wiederum eines flüchtigen Blickes in das Wesen des Despotismus, um zu finden, daß derselbe nicht als eine eigene Art der Verfassung aufzustellen sey. Denn um eine neue Art zu bilden, ist es nicht hinreichend, daß sie sich verschiedenartig in der Erscheinung erweise, noch hört eine Sache auf dieselbe zu seyn, wird sie zu einem verkehrten Zwecke angewandt. Die despotische Verfassung ist nur eine Abart der monarchischen, oder besser gesagt, es ist keine Verfassung mehr, da sie dem Zwecke des Gesammtwillens des Volkes zuwider läuft, welcher Sicherung der Freiheit des einzelnen ist. Wo aber dieser, der die Existenz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt bedingt, nicht allein verfehlt, sondern gänzlich außer Augen gelassen wird, wo nicht mehr der Herrscher Repräsentant des Volkswillens ist, sondern das Volk zu Mitteln der individuellen Zwecke des Herrn ward, da sind wohl alle Bande aufgelöst, die eine rechtliche Verbindung der Völker möglich machten, und das herrliche Institut des Staates ist zu einer Sklavenheerde herabgesunken, deren zerfleischter Rücken täglich die Geißelhiebe des Gewalthabers zeigt. Doch sollten mir einige hier vielleicht die Einwendung machen, es habe despotische Regierungen gegeben, wo dessenungeachtet der Staat gut und gerecht verwaltet worden wäre, und aus diesem Factum vielleicht die Existenz einer despotischen Verfassung erweisen wollen, so ist diese Einwendung leicht zu widerlegen. Nicht das ungestrafte Ausübenkönnen des Despotismus gegen die unterworfenen Völker, sondern die wirkliche Ausübung desselben bildet den despotischen Herrscher. Ist er gut und gerecht, handelt er nach der allgemeinen wesentlichen, ihm vorgeschriebenen Regel, so kann ihm wohl der Name eines Despoten nur mit Unrecht beigelegt werden, es sey denn in der ursprünglich rein griechischen Bedeutung des Wortes, wo es nichts weiter als Herrscher bezeichnet. Was aber rein in der sub-

jectiven Gemüthsart des Fürsten liegt, kann schwerlich so gestellt werden, als bildete es eine neue Art der objectiven Verfassungsformen, und höchstens können wir den Despotismus als den abnormen Zustand eines Staates betrachten, oder als eine aus der Monarchie entkeimte Monstruosität. Von den 3 Regierungsformen nun, die wir aber als die einzig möglichen aufgestellt haben, ist wohl die monarchische die früheste gewesen, deren sich die Völker bedienten. Denn wenn es auch beim ersten Anblicke scheinen möchte, als hätte sich die demokratische Verfassung gleichsam die natürlichste von allen ihnen zuerst aufdringen müssen, so ist es doch auch wiederum zu berücksichtigen, daß ihnen, die den Schaden und den Vortheil, der aus einer bestimmten Verfassung für sie entsprießen könne, noch nicht kannten, die demokratische Form zugleich als die beschwerlichste vorkommen mußte, und die doch, da sie nie in ihrer Reinheit bestehen kann, und immer einen Vorsteher oder Demagogen erfordert, am Ende nicht gar sehr verschieden von der monarchischen sey, oder nach dem Sinne des Volkes ganz mit derselben zusammen falle. Das Streben nach möglichst großer Einheit ist dem Menschen eigen, drum mag es nicht so sehr wunderbar seyn, daß die Völker in ihren frühesten Verfassungen ein einziges Individuum so gern mit der Gewalt des Gesammtwillens bekleideten und die monarchische Regierungsform, allen übrigen vorgezogen haben. Doch die Kräfte des Monarchen reichten wohl selten allein hin, alle Functionen des Gesammtwillens zu übernehmen, und wenn er sich auch die legislatife Aeußerung desselben immer vorbehielt, so mußte doch die executive Gewalt den bessern und einsichtsvollern Mitgliedern des Staates überlassen werden, diese nun, nebst den durch größeren Reichthum ausgezeichneten Bürgern, bildeten bald einen Mittelstand zwischen der bedeutendern Anzahl und dem Fürsten einen Adel, den wir schon in der ersten Kindheit der

Völker sich bilden sehen. So lange nun immer, sobald ein Monarch verstorben war, sein Nachfolger aus den Besseren und Edlen des Volkes gewählt wurde, das heißt so lange überhaupt die Verfassung electif war, konnte es wohl keine passendere und allen genügendere Form des Gesammtwillens geben. Aber mit dieser Wahl waren bald die größten Schwierigkeiten verbunden. Der allen Menschen eigenthümliche Wetteifer und der zu oft daraus entspringende Neid, konnte unmöglich der Natur der Sache gemäß lange bey diesen Wahlen ausbleiben. Die Unpartheylichkeit aber, welche das erste Bedingniß derselben war, mußte wohl gleich gestört oder vielmehr aufgehoben werden, sobald eine andere Rücksicht als die auf das allgemeine Wohl dabey im Spiele war. Jeder der Edlen wünschte mit den ehrenvollen Functionen des Gesammtwillens bekleidet zu werden, und das Interesse für das beste der Gemeinheit wurde erstickt, wo seine individuelle Persönlichkeit im Kampfe dagegen erschien, und den schwächeren Gegner bald überwältigte. Häufig dabey vorgefallene Streitigkeiten, und daraus hervorgegangene unruhige Interregna mochte die Völker früh auf den Gedanken bringen, diesen Zankapfel aus dem Wege zu räumen. Sie machten den besten des ganzen Volkes zum Monarchen, mit der Erlaubniß, daß nach seinem Tode die königliche Würde ohne irgend eine weitere Wahl auf seine Söhne übergehen solle, welche sie dann wieder den ihrigen überliefern möchten, indem sie falsch voraussetzten, daß so wie die königliche Gewalt, sich auch die Tugenden des ersten Stammvaters auf die Nachkommen übertragen würden. Doch dem kräftigen mann und tugendhaften Stammherrn folgten, wenn auch ihm ähnliche Kinder, doch nur gar zu oft Enkel, die den Vorzügen des Großvaters entgegengesetzte Laster gegenüberstellen konnten. Sie waren für die Throne gebohren worden, hatten ihre einstige Erhöhung täglich vor Augen, und glaubten daher der Tugend entbeh-

ren zu können, die eine Wahlverfassung von ihnen gefordert haben würde. Den Zweck ihrer königlichen Gewalt übersehend vergaßen sie zugleich, wer ihnen ursprünglich diese Gewalt ertheilt habe, und nur ihren individuellen Leidenschaften fröhnend, der allgemeinen Tendenz des Staates überhaupt, die gemeinen und niedrigen Zwecke ihrer Sinnlichkeit unterschiebend, überzeugten sie die Völker bald von den ungeheuren Nachtheilen, die aus einer erblichen Verfassung erwuchsen. Die Edlen des Volkes nun, die am meisten durch den Druck des zum Despoten gewordenen Monarchen zu verlieren hatten, waren wohl immer die ersten, die sich ihm widersetzten und die königliche Würde abzuschaffen suchten, der größere Theil des Volkes, ebenfalls den Krieg verabscheuend, und ganz mit den Vornehmen in diesem Punkte übereinstimmend, übertrug alsdann bald nach Absetzung des Monarchen diesen Edlen die Function des Gesammtwillens theils aus Dankbarkeit wegen der eben erfolgten Befreiung von einem drückenden Joche, theils aus dem Glauben, daß die Vertheilung der Gewalt unter mehrere den eben erfahrnen Nachtheilen abhelfen würde. Aber da die aristokratische Verfassung vom Anfang an erblich und nicht electif war, so trat auch bei ihr dasselbe Verhältniß ein, das bei der erblichen Monarchie statt gefunden hatte. Wenn die erste Generation auch die Beförderung des allgemeinen Wohls zur Richtschnur ihres Verhaltens machte, so hatte doch das zweite oder dritte Geschlecht ganz andere Zwecke und das Volk sah ein, daß die Herrschaft einer bedeutenden Menge von Despoten vielleicht noch um vieles schlimmer sey, als die eines einzigen. So blieb also den Völkern nichts weiter übrig, als zu der natürlichsten und ursprünglichsten Verfassungsart der demokratischen zurückzugehn, zu derjenigen Verfassung, wo jedes Mitglied des Staats oder wenigstens doch jeder Freye einen gleichen Antheil am Regimente hat, und wo dem ersten An-

schein zufolge wenigstens keine Ausartung der Gewalt zu befürchten war. So sehen wir diejenige Regierungsform als die letzte von allen erscheinen, die doch eigentlich vermöge ihrer Natürlichkeit die früheste von allen hätte seyn müssen. Aber eben diejenigen Bewegungsgründe, welche die Völker gleich im ersten Augenblicke ihrer Vereinigung bewogen hatten, sich von der demokratischen Form zu entfernen, bewährten ihre Realität in der nachfolgenden Existenz dieser Verfassung. Die moralische Person des Gesammtwillens wurde fast durch keine physische mehr vorgestellt, da jedes Individuum den Theil, den es ursprünglich am Gesammtwillen gehabt, wieder zurückgenommen und ihn selbst in Ausübung zu bringen angefangen hatte. Wo aber eine große Menge stimmfähiger Bürger sich über einen Gegenstand berathet, da sind unruhige Auftritte unvermeidlich und früh oder spät sieht man ein, daß es nöthig sey einen Vorsteher zu wählen, der den Versammlungen präsidire, und die allgemeinen Beschlüsse des Volkes in Ausführung bringe. Hat nun irgend ein Demagog erst den Platz als Vorsteher in den Versammlungen zu behaupten gewußt, oder überhaupt das Volk sich zu einem solchen Repräsentanten bequemt, so ist der Uebergang von der Demokratie zur Monarchie auch wiederum vorbereitet, und die demokratische Verfassung wird sich nach und nach in eine rein monarchische umwandeln. So sehen wir daß diejenigen Regierungsformen, die am weitesten von einander entfernt sind, sich wie alle Extreme am nächsten berühren, und bemerken wie eine Verfassung sich der anderen gleichsam kreisförmig anschließt und aus ihr hervorgehet. Eben dieses Uebergehen von einer Verfassung in die andre würden wir nun bey allen Völkern der Zeitengeschichte finden, wenn alle Völker kräftig genug wären, diesen Wechsel ungeschwächt zu erdulden, und nicht früher durch den mächtigen Stoß eben dieser Verändrungen zum Wanken gebracht,

oder durch andere Erschütterungen aus der Reihe der selbstständigen Nationen gestrichen würden. Nur ein Volk bietet sich in der ganzen Zeitengeschichte unserem Blicke dar, das lange genug in solcher Kraft bestand, um diesen Wechsel sichtbar zu machen. Von der Monarchie ging Rom zur Aristocratie, von dieser zur Demokratie und von der democratischen Verfassung wiederum zur Monarchie über, als ein kräftiger Beweis, wie es mit allen Nationen gehen würde, hätten sie sich eines so starken Staatsprinzips, wie die Römer, zu rühmen. Doch, nachdem wir nun, wie die Staaten überhaupt entstanden und welche Formen sie anzunehmen vermöchten, auseinandergesetzt haben, gehen wir zu dem letzten Punkte unsrer heutigen Abhandlung über, zu der Frage nämlich, welche Rechte ein Volk gegen seine Verfassung haben könne, einer Frage, deren Beantwortung zwar unmittelbar aus dem früher aufgestellten hervorgehen muß, die aber, weil sie in den neuesten Zeiten so oft zur Sprache gebracht, und so verschiedenartig beantwortet worden, einer genauen Erörterung bedarf. Nie ist über diesen Punkt häufiger gestritten worden, wie seit dem gewaltsamen Tode des fränkischen Dynasten, und die Schriftsteller, die diesen Gegenstand behandelten, ließen sich so vom Gefühle des Mitleids gegen den unglücklichen Herrscher hinreißen, daß sie ihre Vernunft gleichsam verabschiedeten, um Sätze aufzustellen, an die ihr unbestochener Verstand schwerlich würde gedacht haben, fast alle haben den Völkern jegliches Recht um ihre Verfassung bestritten, fast alle haben Ergebung in Despotismus und feige Knechtschaft gepredigt, aber zu consequent, um Lehren aufzustellen, die nicht aus gehörigen Grundsätzen hervorgingen, haben sie sich bemüht, solche Prämissen voranzuschicken, auf deren starke und feste Grundlagen sicher das kolossale Gebäude ihrer Behauptungen aufzuführen sey. Sie mußten, um ihren Theorien einen Werth zu geben, bis zur Entstehung der Staaten, wie

wir es gethan haben, zurückgehen, und die ersten Begriffe der Völkervereinigung so darstellen, daß sich ihre ferneren Doctrinen nicht von selbst als absurde und ungegründete erwiesen. Statt also den Unterwerfungsvertrag so zu erklären, als sey er durch die freie Vereinigung der Völker zur Sicherung der gemeinsamen Freiheit entstanden, als sey aus eben diesem Vertrage ein unveränderlicher Gesammtwille, der nur nach einem Zwecke streben könne, hervorgegangen, abstrahiren sie gänzlich von dem, was ein Staat eigentlich bedeute, und ohne sich in die Auseinandersetzung dieses Begriffes einzulassen, nehmen sie die Unterwerfung in der sklavischen Bedeutung des Wortes an, und behaupten die Völker hätten, indem sie die Herrschaft über sich einem oder mehreren übergeben, sich zugleich gänzlich auf Discretion diesen Individuen überliefert und vollkommen darauf Verzicht geleistet, je wieder eine Stimme in den Beschließungen über ihren Zustand zu haben. Kant selbst, dieser große und scharfsinnige Denker, hat sich zu jenen Behauptungen hinreißen lassen, doch, wie man deutlich aus seinem Werke sieht, war es das vielfache Unheil von der kurz vorhergehenden französischen Revolution herbeigeführt, das ihn zu diesen Lehrsätzen verleitete. In seinen metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre stellt er den Grundsatz auf, daß, da der Ursprung der Staaten unerforschlich sey, es schon an sich eine bestrafenswerthe Sünde wäre, über diesen Ursprung zu vernünfteln, und den gewöhnlichen Ausspruch zu bezweifeln, daß alle Obrigkeit von Gott komme. Hieraus folgert er den Satz, daß der Herrscher im Staat gegen den Unterthan lauter Rechte und durchaus keine Zwangspflichten habe, und sollte der Regent auch widerrechtlich und gegen die Gesetze verfahren, so dürfe der Unterthan zwar Beschwerden, aber keinen Widerstand entgegensetzen, denn, sagt Kant, der Herrscher ist ja der höchste Gesetzgeber im Staate. Vermöchte also etwas ihm Wider-

stand oder seinen Anordnungen nicht Genüge zu leisten, so stände wiederum ein Gesetzgeber über dem höchsten Gesetzgeber, welches sich widerspricht. Daß dieses sich nicht widerspreche, wird nun wohl keiner behaupten wollen, der überhaupt eingeräumt hat, daß der Herrscher der höchste Gesetzgeber im Lande sey, und als solcher dem Gesetze selbst, dem unveränderlichen Abdruck des Gesammtwillens, nicht allein nicht unterworfen wäre, sondern daß dieses in jeder Hinsicht von dem Regenten abhängig sey. Kant erkennt also durch diesen Satz den Herrscher, nicht als eine aus dem Gesammtwillen hervorgegangene und eben diese Gesammtheit vorstellende Person an, sondern als eine solche, die durch den einmal ausgesprochenen und von jetzt an aufhörenden Willen des Volkes in ein Verhältniß des absolut Befehlenden zu dem bedingungslos Unterwürfigen oder des Despoten zum Sklaven gesetzt worden sey. Was könnte nun aber wohl ein Volk bewegen, einen solchen Vertrag mit dem Machthaber einzugehen. Hat Gewalt, List, oder sonst irgend ein widerrechtliches Mittel obiges Verhältniß zwischen dem Herrscher und den Beherrschten herbeigeführt, so wird wohl keiner seine Gültigkeit und Unauflößlichkeit behaupten wollen. Ist durch die freie Zustimmung des Volkes aber ein Vertrag mit dem Regenten eingegangen worden, so setzt der Begriff des Vertrages schon voraus, daß, indem das Volk die bis jetzt gehabte Gewalt den Händen des Regenten überlieferte, es auch seinerseits demselben eine Verbindlichkeit, hier die des Schutzes, auferlegt habe. Ist aber die Verbindlichkeit des Schützens der Rechte der Unterthanen die conditio sine qua non des Vertrages überhaupt, so ist die Gewalt, welche man dem Fürsten ertheilt hat, nicht total bedingungslos. Das ihm übertragene Recht der Machthabung steht in directer Verbindung mit der correlaten Schützungspflicht, und wie jeder Vertrag null und nichtig erklärt wird, hört die Erfüllung der Verbindlichkeit von der einen Seite auf, so sind stillschweigend alle Rechte

des Fürsten vernichtet, wagt er es im geringsten, die Freiheit des Volkes zu gefährden. Sollte man mir dagegen die Einwendung machen, daß das Volk dem Regenten juridische Rechte ertheile, dagegen nur ethische Pflichten von ihm verlange, so würde diese Einwendung der vollkommenste Unsinn seyn. Nicht ethische Rechte und Pflichten bilden die Verhältnisse des äußeren Lebens, wie könnte also von Ethik die Rede seyn, wo von dem juridischen Institute des Staates gesprochen wird. Die Verträge des äußeren Menschen sind von denen des inneren verschieden, und ein Uebereinkommen, wo ethische Pflicht einem juridischen Recht correspondirte, würde ebenfalls weder mehr noch weniger als ein einseitiger Vertrag seyn, welchen alle positive Gesetze für null und nichtig erklären und den das Naturrecht nicht anerkennen kann. Doch gesetzt, es hätten die Völker, wie Kant annimmt, in einen so einseitigen Contract gewilligt, und ihrem Regenten lauter Rechte ertheilt, ohne ihm eine einzige Pflicht aufzuerlegen, so frägt es sich, konnten die Völker ein Recht haben, auf diese oder eine andere Weise ihre Freiheit preiszugeben. Kein Mensch hat das Recht, sich zum Sklaven zu machen, noch auf irgend eine andere Art seine angebornen Rechte zu veräußeren, daher kann der Vertrag kein gültiger seyn, der etwas dergleichen stipulirte, und existirt ein solches Verhältniß wirklich, so könnte es augenblicklich gelöst werden, weil es rechtswidrig war, ja es bedürfte dieser Lösung nicht, weil es von Anfang an nicht rechtlich existirte. Noch weniger kann eine Generation aber die andere noch ungeborne zu Sklaven verdingen, noch weniger kann ein Vater bestimmen, daß sein Sohn Demjenigen diene, dem er sich selbst widerrechtlich hingegeben hat. Wenn es aber schon schwierig zu bestimmen ist, ob eine Generation der andern eine Verfassung, gesetzt auch, diese passe ganz für den Zweck des Staates, vorschreiben könne, so ist es klar und in die Augen fallend, daß, wird dieser Zweck vom Regenten nicht beachtet, der Vertrag aufhört,

durch welchen er sich ebenfalls dem Volke verbindlich gemacht hatte, und der Gesammtwille, der sich physisch vom Regenten vorstellen ließ, alsdann wieder als Machthaber eintrete, welches er im eigentlichsten Sinne nie aufgehört hatte zu seyn. Wenn also Kant dem Regenten die höchste Gewalt im Staate beylegt, und aus diesem Grundsatze alles andere folgert, so werden wir eben diesen Grundsatz verdammen müssen, denn immer bleibt der Regent dem Gesammtwillen des Volkes untergeordnet, und er kann nur so lange Gesetzgeber genannt werden, als der Gesammtwille sich von ihm repräsentiren läßt. Nie kann ein Vertrag statt finden, der Sklaverey begründete, nie kann ein Volk das Recht verlieren, seine Verfassung festzusetzen. Doch wird man hier fragen können: wie läßt es sich in der Empirie bestimmen, ob der Regent den Zweck des Staates vor Augen gehabt habe oder nicht, wer kann Schiedesrichter seyn in dem Streite zwischen Volk und Fürst? Ob es nun in der Wirklichkeit unmöglich sey, dies gehörig zu schlichten, ist eine Frage, die nicht hierher gehört. Sie könnte selbst, wäre es nie möglich, zu ergründen, ob Volk oder König Recht habe, nie etwas gegen die Wahrheit meiner Behauptung beweisen. Denn es ist hier ja nicht die Rede davon, daß diese oder jene Aenderung der Verfassung recht oder gut gewesen sey, sondern ob überhaupt ein Volk ein Recht gegen seine Verfassung haben könne, ob, hat die Majorität des Volkes sich für das Factum der Regierungsveränderung entschieden und dasselbe ins Werk gesetzt, dieser Schritt überhaupt rechtlich zu verdammen oder zu billigen sey. Hat aber eine Nation kein Recht, die monarchische Verfassung zu verdrängen, so hat sie wohl eben so wenig eines, die demokratische oder aristokratische aufzuheben, was so viel heißen würde, wie jedes Volk müsse in dem politischen Zustand bleiben, in dem es vom Anfange an gewesen ist, oder es habe durchaus keinen Willen mehr, weil es diesen Willen einmal geäußert hat. In den neuern und neuesten

Zeiten sind die Vertheidiger des Despotismus über die gewöhnliche Zahl herangewachsen und viele der elendesten Scribenten haben sich nicht gescheut, in ihren phrasen- aber nicht begriffreichen Auseinandersetzungen, die allerhöchste göttliche Majestät der Fürsten darzuthun, und zu erklären daß die Völker nur geschaffen seyen, um durch ihre Niedrigkeit und ihre demüthige Unterwerfung diesen hell scheinenden Gottheiten einen desto größeren Relief zu ertheilen. Diese Scribenten nun, die die Monarchen zu einem Ausflusse des Allmächtigen erheben, die Völker aber zu einer hohlen Haselnuß erniedrigen wollen, was werden sie wohl sagen können, blicken sie in die Geschichte der vergangenen Zeiten zurück. Wie wird ihnen Harmodion, Dion, Timoleon und Brutus erscheinen müssen, und die Namen aller derer, welche die Nachwelt verehrt, weil sie sich als Befreier der Menschheit erwiesen. In ihren Augen werden es verbrecherische Namen seyn, denn es haben ja diese Männer gegen ihre angebeteten Tyrannen gesündigt und es sich einfallen lassen, Freiheit mehr zu lieben, als ihre aufgeblasenen Dynasten. Doch so wenig diese Heroen der Vorzeit in der Bewunderung aller Generationen verlieren werden, weil sie gegen die Grund- oder vielmehr Scheinsätze der Speichellecker der Tyrannen gehandelt haben, eben so wenig wird der freie Mann abgehen von der Bahn des Wahren, noch seine Freiheit verläugnen, weil diese Parasiten sie vernichten möchten, und so wie die Sonne ewig fest steht am Firmamente, so wird auch er nicht weichen vom Gebiete der Vernunft und sollte er der Wuth der Könige trotzen: die angebornen Rechte der Menschen sind sein heiligstes Palladium, Freiheit die Bedingung seiner Existenz, wer sie vertheidigt und bewahrt, der hat sich ein Monument für alle Zeiten gebaut.

Eduard Gans.

V.

Merkwürdiger Prozeß
des
D. Carlos von Oestreich, Prinz von Asturien.

Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente.

(Fortsetzung.)

Zweyter Abschnitt.

Verbrechen des D. Carlos.

I. Im Jahre 1565 unternahm dieser Prinz eine Reise nach Flandern insgeheim und gegen den Willen seines Vaters. Er wurde bei diesem Vorhaben durch den Grafen v. Gelbes und den Marquis v. Tabara seinen Cammerherrn unterstützt. Er hatte den Vorsatz den Prinzen v. Evoli, seinen Hofmeister mit sich zu nehmen, ohne zu überlegen, daß dieser der innigste Vertraute des Königs war; er wünschte aber seine Begleitung um den Schein zu gewinnen, daß er mit Genehmigung des Königs reise. Seine Schmeichler verschafften ihm eine Summe von 50,000 Thlr. und eine vollständige Verkleidung um aus Madrit zu entkommen; sie hielten sich überzeugt, daß wenn der Prinz von Evoli einmal die Reise angefangen hätte, er sie auch würde fortsetzen müssen, oder vielmehr, daß man sich seiner würde entledigen können, aber dieser gewandte Staatsmann vereitelte diesen Plan durch die passendsten Maasregeln, von welchen Cabrera in dem Leben Philipps II. redet.

II. Der Bischof von Osma, sein Lehrer, welcher von seiner schlechten Aufführung und von seinem lüderlichen Leben unterrichtet war, und welcher außerdem vom Könige geheime Befehle erhalten hatte, wollte den Einfluß, welchen er auf das Herz des Prinzen hatte, dazu benutzen, ihn von seinen Verirrungen zurückzubringen und schrieb unterm 10ten May 1566 einen langen Brief an ihn, welcher durch den Kircher aus Flandern gedruckt worden ist *). Er gab ihm darin Anweisungen über die Art, wie er sich gegen die Minister des Königs, seines Vaters, benehmen müßte, und stellte ihm die unberechbaren Uebel vor, welche aus einer solchen entgegengesetzten Lebensart folgen müßten, er hütete sich aber sehr, sich auch nur aufs entfernteste merken zu lassen, als wenn der Prinz in solcher Lage gewesen wäre, dergleichen Anweisungen zu bedürfen. Dieser aber empfing diesen Brief mit aller Achtung gegen den ihm achtungswerth scheinenden Prälaten, befolgte indes auch nicht einen der ihm ertheilten Rathschläge.

III. Die Ermahnungen seines alten Lehrers wirkten so wenig auf den D. Carlos, daß er sich nachher eines weit gröbern Vergehens schuldig machte, als er 1567 erfuhr, daß sein Vater den Herzog von Alba zum Gouverneur von Flandern ernannt hatte. Als dieser Fürst zum Prinzen gekommen war, um von ihm Abschied zu nehmen, sagte dieser zu ihm, sein Vater habe unrecht gethan, ihn für dies Gouvernement, welches weit eher dem Thronerben zukomme, zu bestimmen. Der Herzog antwortete, der König habe ihn ohne Zweifel nicht mit dieser Sorge belästigen wollen, um ihn nicht den Gefahren auszusetzen, die ihn in den Niederlanden verfolgen würden, bei den Streitigkeiten, die unter den vornehmsten Herrschaften entstanden wären. Diese Antwort, welche den D. Carlos hätte besänftigen sollen,

*) Kircher am angef. Orte, 2 B. Kap. II.

reizte ihn nur noch mehr; er zog seinen Dolch und wollte den Herzog damit stechen: „ich will's Euch wohl verbieten, nach Flandern zu gehen, sagte er, denn ich werde Euch das Herz durchbohren, bevor Ihr abreist." Dieser wich dem ersten Stoße dadurch aus, daß er einige Schritte zurücktrat; der Prinz, immer wüthender, setzte seine Angriffe fort und der Herzog fand kein anderes Mittel, der Gefahr zu entkommen, als daß er den D. Carlos um den Leib faßte und ihn mit seinen Armen umschlossen hielt; hierdurch gelang es ihm wenigstens, daß er, ungeachtet der Unverhältnißmäßigkeit der Stärke, alle die Stiche dieses wüthenden auffing, indem er ihn so fest hielt, daß er sich kaum bewegen konnte; indes da D. Carlos dennoch nicht nachließ, so machte der Herzog Lärmen im Zimmer, worauf die Kammerherren herbei liefen. Der Prinz entfloh den Händen dieses Herrn und schloß sich in sein Cabinet ein, um den Ausgang dieses Auftritts abzuwarten, der nicht angenehm seyn konnte, wenn sein Vater von dem, was vorgefallen war, Nachricht erhielt *).

IV. Die Laster des D. Carlos konnten in dem Herzen Maximilian II. Kaisers von Deutschland, seines Onkels, noch in dem, der Kaiserin Maria, seiner Tante, die Gefühle der Zuneigung nicht ersticken, die ihm diese von seiner zarten Jugend an bewiesen hatten, zu welcher Zeit sie ihn als unfähig, etwas Böses zu thun, gekannt hatten. Diese Souverains gedachten ihn mit ihrer Tochter, Anna von Oestreich, zu verheirathen. Diese Prinzessin hatte den D. Carlos von seiner ersten Kindheit an gekannt, denn sie wurde zu Cigales, in Spanien, am 1sten November 1549 geboren. Philipp II. willigte in diese Heirath und gab der Kaiserin, seiner Schwester, Nachricht davon. Da er aber ohne Zweifel fürchtete, seine Niece dadurch unglücklich zu

*) Estrada: Guerres de Flandre, decade I. liv. 7.

machen, wenn die Zeit nicht den Charakter und Sitten des D. Carlos änderte, so wandte der spanische Monarch alle seine gewöhnliche Langsamkeit bey der Ausführung dieses Planes an; glaublich ist es auch, daß er die Besorgnisse, denen man, wegen des Unvermögens seines Sohnes zum Heirathen, Platz gegeben hatte, theilte. Nicht so verhielt es sich mit dem jungen Prinzen; sobald dieser von dem, was vorging, Nachricht erhalten hatte, faßte er ein heftiges Verlangen, je eher, je lieber seine Cousine zu heirathen; um dazu zu gelangen, entwarf er den verbrecherischen Plan, sich ohne Zustimmung seines Vaters nach Deutschland zu begeben, indem er hoffte, daß seine Gegenwart in Wien den Kaiser vermögen würde, die etwanigen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Erfüllt von dieser Idee beschäftigte er sich mit der Ausführung seines Vorhabens und wurde dazu durch den Prinz von Oranien, den Marquis von Berg, den Grafen von Horn und Egmont, und durch den Baron von Montigny, Anführer der Conspiration in Flandern, unterstützt; auch den D. Carlos muß ich unter die Zahl der Opfer dieser Conspirationen mit hinzurechnen *).

V. Dieses Benehmen des D. Carlos und andere Züge, die ich erzählt habe, gaben dem Erzbischof von Rosano, Nuntius des Pabstes, Veranlassung, dem Cardinal Alexander zu schreiben: „der Prinz von Asturien besitze eine unerträgliche Frechheit und sey zügellos in seinen Sitten: am Geiste sey er schwach, aber eigensinnig und hartnäckig; daß man mit Grunde sagen könne, er sey nicht im vollständigen Besitz des Gebrauchs seiner moralischen Kräfte und habe bisweilen Anfälle von Wahnsinn" **). Man muß alle diese

*) Cabrera: Histoire de Philippe II. liv. 7. ch. 28.

**) Estrada: Guerres de Flandre Decad. I. liv. 7.

Thatsachen nicht wissen, um den Erzählungen des Saint-Real und anderer Schriftsteller über die vermeinte Liebschaft der Königin und des Prinzen, Raum zu geben.

VI. Der Marquis von Berg und der Baron von Montigny begaben sich, in der Eigenschaft als Deputirte der Provinz Flandern, nach Madrid; sie waren gesandt, um einige Punkte, in Betreff der Einführung der Inquisition in diesem Lande, und andere Gegenstände, welche zu dem Aufruhr unter den Einwohnern Veranlassung gegeben hatten, ins Reine zu bringen. Margaretha von Oestreich, Prinzessin von Parma, natürliche Schwester des Königs, war damals Befehlshaberin der Niederlande und hatte in diese Reise eingewilliget. Die Abgesandten bemerkten bald, daß D. Carlos ganz mit dem Plane, wovon eben geredet ist, beschäftigt war, und arbeiteten dahin, in seiner Seele den Entschluß, die Sache auszuführen, zu befestigen. Sie boten ihm an, ihn bey dem Plane, welchen er vorhatte, nach Deutschland zu reisen, zu unterstützen; um diese Anerbietungen anzubringen, hatte man eines Unterhändlers nöthig. Es war M. von Vendome, Cammerherr des Königs, an welchen sie sich deshalb wandten Er versprach dem Prinzen, ihn zum unumschränkten Befehlshaber der Niederlande zu ernennen, sobald er der Prinzessin Margarethe das Civil- und dem Herzog von Alba das Militair-Gouvernement abgenommen haben würde, wenn er verspräche, die Freiheit der Religionsmeinungen zu gewähren. Gregorio Leti redet von einem Briefe des D. Carlos an den Grafen von Egmont, welcher in den Papieren des Herzogs von Alba gefunden worden und welcher der Grund gewesen ist, weshalb der Gouverneur diesen Grafen, so wie den, von Horn, enthaupten ließ; den Prinz von Oranien konnte er demselben Schicksale nicht unterwerfen, da dieser schon die Flucht ergriffen hatte. Indem dies vorfiel, ging man damit um, in Spanien (obgleich durch heimliche Mit-

tel,) den Marquis von Berg und den Baron von Montigny, welche man in zwei abgesonderten Schlössern eingeschlossen hatte, zu bestrafen.

VII. Obgleich diese beiden letztern Herren dem jungen Prinzen Unterstützung an Geld zu seiner Reise angeboten hatten, so nahm er dies doch nicht an; so viel glaubte er sich allein schaffen zu können, aber die Mittel, die er dazu anwandte, entdeckten die ganze Verschwörung. Er schrieb fast an alle Grands von Spanien und forderte sie zur Unterstützung einer Entreprise, die er entworfen habe, auf. Er erhielt günstige Antworten; die meisten setzten jedoch die Bedingung hinzu: daß diese Entreprise nicht gegen den König, seinen Vater, gerichtet seyn dürfe. Der Admiral von Castilien, (ein Abkömmling der Königl. Familie, in gerader männlicher Linie,) begnügte sich nicht mit dieser Vorsichtsmaaßregel. Das geheimnißvolle Stillschweigen, worin diese angebliche Entreprise eingehüllt war, und seine Kenntniß, die er von dem geringen Verstande des Prinzen haben mußte, ließen ihn ein Verbrechen ahnden. Um der Gefahr zu begegnen, schickte er den Brief des Prinzen an den Monarchen, als bereits D. Carlos alles dem D. Johann von Oestreich, seinem Onkel, entdeckt hatte, welcher dies auch sogleich Philipp II. mittheilte. Einige Personen muthmaßten, daß er sich auf die Conspiration, welche dem Könige das Leben nehmen wollte, eingelassen habe; aber die Briefe bewiesen nichts, als die eingeschlagenen Wege, um Unterstützung an Gelde zu erhalten. D. Carlos hatte sein ganzes Vertrauen in dieser Angelegenheit seinem Kammerdiener, Garcie Alrarey Osorio, geschenkt, welcher mit in sein Verbrechen verwickelt war. Er hatte ihm aufgetragen, alle nöthige Erklärungen, welche in den Briefen, die er austrug, nicht enthalten waren, mündlich hinzuzufügen. Dieser Vertraute machte mehrere Reisen nach Valadolid, Burgos und andern Städten Kastiliens, um den Absichten

seines Herrn zu entsprechen; da der Prinz nicht alles Geld, was er verlangte, erhalten hatte, so schrieb er am 1sten December 1567 von Madrid aus einen Brief an Osorio, welcher von Martin de Gaztelu, seinem Secretair, unterschrieben war; darin sagte er, daß er nur erst 6000 Dukaten auf alle die Versprechungen und Wechsel, welche man in Castilien zusammengebracht, erhalten und daß er 600,000 zu der beabsichteten Entreprise nöthig habe; um diese anzuschaffen, sende er zwölf von ihm an einem Tage unterschriebene Brief-Blanquets, um darin die Namen und Vornamen derjenigen Personen, an welche sie gesandt werden würden, zu ergänzen; er befahl ihm zugleich, sich nach Sevilla zu begeben, wo er seine angefangenen Geschäfte fortsetzen und von diesen Briefen Gebrauch machen könne *).

*) Wander-Hamen: Vie de D. Jean d'Autriche liv. I., wo man eine Kopie dieser Briefe lieset.

(Die Fortsetzung folgt.)

I.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Paris ch. Gide fils 1817. Recherches politiques et historiques, qui prouvent l'existence d'une secte révolutionaire, son antique origine, son organisation, ses moyens, ainsi que son but et dévoilent entièrement l'unique cause de la révolution francaise, par le Chevalier de Malet, ancien officier au corps royal de l'artillerie 278 S. 8. (6 Fr.)

(Fortsetzung.)

Mit welchen Mitteln hat eine Faction, die zu allen Zeiten nur aus einigen wenigen Privatpersonen bestand, einen, so kühnen, Plan so lange verfolgen und zu einem so glänzenden Erfolge durchsetzen können? ist die Frage, welche Hr. v. Malet bei der obgedachten historischen Ausführung fortgesetzt vor Augen hat und auf eine, nach Rec. Urtheile, sehr sachkundige und befriedigende Art beantwortet. Ist der historische Theil dieses Werks scharfsinnig und sehr gelungen, so ist es diese Ausführung nicht minder. Rec. hat mit besonderem Interesse die Entwickelung der mannichfaltigen Mittel, durch welche diese Secte ihre Pläne verfolgt und betreibt, und die Uebereinstimmung derselben zu allen Zeiten gelesen, besonders interessant ist es, wie der Verf. diese revolutionaire Taktik fast in jedem Zeitraum durch gleichzeitige Beispiele belegt. Rec. kann indessen den Wunsch nicht unterdrücken, daß Hr. v. M. hierbei mehr systematisch, als historisch verfahren seyn möchte, d. h. daß er die Maaßregeln der, von den Revolutionairs aller Zeitalter beobachteten, Strategie nicht bloß in der Geschichte dieser menschen-

feindlichen Secte, sondern in einer allgemeinen Uebersicht systematisch geordnet und durch Rückweisung auf die geschichtliche Deduktion belegt, dargestellt haben möchte. Rec. will daher diese Mittel hier systematisch darstellen. Sie sind folgende: I. beharrliche Festigkeit des Plans; sehr richtig bemerkt Hr. v. M.: „le but des révolutionaires était toujours le même; „ils voulaient absolument changer la forme du Gouvernement „pour pouvoir s'en emparer; ni le temps, ni lo mort des sectaires „n'apportait de changement à ces projets.“ Dieß ist, wie wir aus neuern Schriften mit Evidenz ersehen, noch jetzt der Plan der Anhänger dieser Secte, die jetzt freilich, aber auch nur für den Augenblick, bescheidener geworden ist, allein anders nie ganz aufhören wird, als wenn sie Gegenstand der strengsten und genauesten Aufmerksamkeit des Staats ist. Nur Thoren und Schwachsinnige können glauben, diese Secte habe aufgehört, habe die Thorheit und Schändlichkeit ihres Zwecks eingesehen und denselben aufgegeben; II. innigste Einigkeit ihrer Häupter und Mitglieder. Wenn Hr. v. M. S. 180 sagt: „tel „est l'empire d'une secte: elle établit parmi ses membres un liaison plus forte, que celle du sang;“ so bestätigt dies die Geschichte aller Zeiten. III. Unsichtbare Leitung der Verbindung durch geheime Obern. Fast zu allen Zeiten war es System dieser Verbindungen, daß die eigentlichen Häupter und Lenker derselben im Hintergrunde blieben und aus demselben das Ganze leiteten, ohne selbst vorzutreten und bekannt zu werden. Dieß gewährte den Vortheil, daß der Verdacht und, im Fall des Mißglückens, die Strafe nicht auf sie, sondern auf diejenigen fielen, die sie vorgeschoben hatten, daß die Häupter daher nicht bloß in salvo, sondern auch im Stande blieben, ihre Operationen fortzusetzen. Diejenigen, welche sie vorgeschoben hatten, die eigentlichen Mannekins, die Katzen, welche die Kastanien aus dem Feuer holen mußten, waren gewöhnlich leidenschaftliche, erhitzte oder unternehmende Köpfe, die Häupter dagegen besonnenere Männer, nur denjenigen bekannt, welche unter ihnen die Pläne der Verbindung in einzelnen Gegenden oder in den verschiedenen Graden derselben leiteten. „Telle a „toujours été la politique de la secte révolutionaire à toutes les „époques, sagt Hr. v. M. S. 71, elle a attaqué les obstacles, „qui s'opposaient à son ambition, en restant derrière la toile et „faisant jouer les marionettes, quil lui convenait de mettre en „scène, (S. 134.) nous avons vu les auteurs apparens des hor„reurs commises pendant le temps malheureux de la revolution „être victimes à leur tour et condamnés par les mêmes hommes, „qui avaient précédemment approuvé leur conduite; c'est ainsi „que la secte révolutionaire a toujours eu l'adresse de faire aplanir „le chemin, qu'elle vouloit suivre, par des hommes, qui pouvaient „être seduits aussi facilement qu'anéantis, (S. 265.) on recon„noit encore de nos jours l'astuce accoutumée des sectaires, qui „dans tous les temps ont toujours mis en avant des Mannequins „qu'ils faisaent servir à l' éxecution de leurs projets.“ Der Verf.

rechnet zu denselben Robespierre und Bonaparte. „Quant à l'autre „mannequin, plus célèbre que le premier, parcequ'il a servi plus „long temps, (S. 267) c'est Bonaparte. Cet homme, qui „d'après les personnes impartiales, dont il a été connu particu„lièrement, étoit d'une capacité intellectuelle très mediocre ou „tant au plus une espèce de fou, parut tout à coup sur la scène — „ce qui prouve encore davantage, que Buonaparte n'étoit qu'un „mannequin, c'est le parfait assoupissement des sectaires et leur „contentement pendant tout le temps de sa puissance, il etait „fort extraordinaire de voir des hommes, qui avaient fait tous „leurs efforts pour renverser le gouvernement le plus juste, le „plus doux et le plus libre, non seulement approuver, mais „même vanter les actions les plus despotiques et y coopérer. „D'après cela, comment pourrait on ne pas voir dans la conduite „de Buonaparte celle de la secte revolutionaire? comment „pourrait on s'imaginer, que cette secte si ambitieuse pendant „tant de siecles, eut consenti à n'avoir travaillé que pour l'élé„vation de Buonaparte? Il est donc impossible d'admettre que „B. ait été autre chose, qu'une machine mise en mouvement par „les chefs de la secte. Si la campagne du Nord eût réussi, ce „qui aurait certainement entrainé le renversement de tous les „trônes de l'Europe, alors ils s'en seraient defaits d'une manière „quelconque et auraiet attribué tous les malheurs à sa seul „ambition. Mais ils n'en auraient pas moins profité des resultats „de ce bouleversement, en partageant entre eux la souveraineté de „tous les empires. Voila ce que l'on est forcé de conclure „d'après la marche constante de revolutionaires pendant plusieurs „siécles, et surtout d'après leur conduite moderne, car avant „la chute de Buonaparte, c'est à dire de leur autorité, on en voyoit „déja plusieurs parvenus à la souveraineté avec le titre de „Duc, de Prince etc., tout annoncait prochainement le gouverne„ment féodal.“ Rec. fügt diesen merkwürdigen Worten des Hr. v. M. nur noch die Bemerkung hinzu, daß gegen das Ende der Regierung Napoleons die öffentliche Stimme die, hierauf wirkende, Richtung erhielt und daß daher der Fall, besonders aber der so unerwartet schleunige Fall desselben, und die, nach demselben begonnene, Lage der Dinge der Gegenstand der bittern Reue und des bittern Tadels der Anhänger der revolutionairen Secte, die sich jetzt Liberalen nennen, geworden ist. IV. Geheime Zusammenkünfte sind von jeher ein vorzügliches Mittel der Wirksamkeit der Revolutionisten gewesen; sie sind doppelter Natur; theils eigentliche Zusammenkünfte der Häupter und Anhänger der Secte zur Berathschlagung über ihre Angelegenheiten, theils andre Versammlungen, welche die Sectirer zu ihren Zwecken benutzten. Hierin haben diese Sectirer zu allen Zeiten eine besondere Stärke gehabt; keine Gattung von Volksversammlungen haben sie unbenutzt gelassen, um darin sich einzuführen, ihre Grundsätze zu verbreiten, die Regierung anzufeinden und selbst die Person des Regenten geradezu oder durch hämische Seitenblicke beim Volke verächtlich zu machen und so

Digitized by Google

auch in der Volksmeinung die Achtung für Regierung, Verfassung und Regenten nach und nach aufzulösen. Dieser Revolutionshebel ist besonders wirksam geworden, seitdem die sogenannten Philosophen und Liberalen sich der Erziehung und der Erziehungs- und Bildungsanstalten mehr wie sonst bemächtigten und dadurch in den Stand gesetzt wurden, die Grundsätze und Gesinnungen der beginnenden Generation schon frühe zu vergiften und zu ihren Plänen vorzubereiten; ihre Industrie in dieser Beziehung ging so weit, daß Revolutionaire selbst als Seiltänzer und Histrionen herum zogen und Unterricht gaben, um nur Gelegenheit zu erhalten, der Jugend, die sie unterrichteten, Verachtung und Haß der bestehenden Verfassung und der ihnen so verhaßten höhern Stände und die sogenannten liberalen Freiheitsgrundsätze einzuflößen; sogar eigene Springübungen in Wäldern und Karavanen wurden angestellt, um die Jugend desto unbemerkter und unmerklicher in revolutionairen Grundsätzen bearbeiten zu können. Wohl wahr ist es daher, daß die Sorglosigkeit und Kurzsichtigkeit der Regierung in diesem wichtigen Zweige der öffentlichen und Privaterziehung dem Gelingen der revolutionairen Pläne und besonders der Ausbreitung dieser Secte ganz vorzüglich Vorschub geleistet hat und daß dagegen fortgesetzte öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und Entfernung aller hierin zweideutigen Individuen von der Bildung der Jugend unerläßliche Bedingung der Vertilgung dieser staatsgefährlichen Secte ist. Sehr lesenswerth ist auch hierüber Hr. v. M. V. Vorschützung guter Grundsätze und edler Gesinnungen war zu allen Zeiten ein ganz vorzüglicher Kunstgriff dieser Secte. „On remarque „aussi, heißt es im vorliegenden Werke S. 34, dans la conduite „des sectaires leur astuce accoutumée; ils commencent toujours „par mettre en avant des principes louables pour pouvoir „seduire et entrainer plus facilement le peuple, qui, une fois „mis en mouvement, adopte aveuglement les opinions repandues „successivement par les differens grades de la secte.“ Besonders mußte das öffentliche Wohl und die Berücksichtigung und Beförderung desselben dieser Secte bei allen, selbst den grausamsten und empörendsten Handlungen, als einziger Zweck und Vorwand dienen. „On reconnait ici, bemerkt sehr wahr Hr. v. M. S. 182, comme dans tous les temps, la fourberie ordinaire des „révolutionaires, qui cherchent toujours à faire croire, que toutes „leurs demarches ne tendent qu'au bien public; c'est ainsi qu'ils „parviennent à se faire soutenir par une grande partie du peuple, „facile à tromper et qui malheureusement ne s'aperçoit que trop „tard de leurs jongleries“ und so bemerkt er S. 218 bei dem Betragen des Pariser Parlaments bei der Fronde: „la plupart des „membres du Parlément étaient ou sectaires ou au moins du „parti de la secte et sous le prétexte ordinaire du bien public „ne cherchaient visiblement qu'un interêt particulier.“ Dieser Kunstgriff ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen von den Revolutionairen angewandt; unter der Masque liberaler Gesinnungen ist, wenn nicht allezeit, doch gewöhnlich kraßer Eigennutz

verborgen und diejenigen Pamphletsschreiber, welche soviel Aufhebens von der Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit machen, bezwecken dadurch nur die Freiheit desto ungestörter und ungestrafter, die Regierung zu verleumden, ihr das Vertrauen und die Achtung des Volkes zu entziehen, und dadurch eine der wichtigsten Grundlagen der öffentlichen Ruhe zu erschüttern und dadurch ihre revolutionssüchtigen Pläne zu befördern. Denn VI. Herabwürdigung des Regenten und der Regierung und ihrer Handlungen gehört zu den vorzüglichsten Kunstgriffen dieser Secte. Schon in der frühesten Zeit ihrer Wirksamkeit findet man sie darin thätig; Hr. v. M. erzählt (S. 80), daß selbst während der Krönungs-Feierlichkeiten und Freuden über den Einzug eines der besten Könige Frankreichs, „la canaille „était employée et ne cessait de declamer dans des assemblées „nocturnes contre les abus du gouvernement, ja selbst während „der Gefangenschaft des Königs Franz I., les prédicateurs, au „lieu de recommender la soumission et l'obeissance, declamaient „avec une licence dangereuse contre les abus du Gouvernement. „Ayant discontinué d'après les conseils du Président de Selves, „au defaut des prédicateurs on afficha dans tous les quartiers de „Paris des billets séditieux adressés au peuple français; on les sema „artificieusement dans les églises et dans les places publiques; dans „ces écrits on imputa tous les desordres de l'Etat à l'ambition „de la réquete et à la méchanceté du chancelier, on exhortait „ceux, qui n'avaient point encore perdu le souvenir de la liberté „à briser un joug odieux et insupportable" (S. 150). Auch die Person des Regenten ward, so oft es nur einigermaaßen ungestraft geschehen konnte, zur Zielscheibe der Verleumdungen, oft der ungereimtesten Verleumdungen der Secte gemacht und Hr. v. M. bemerkt (S. 144) sehr richtig, daß hiernach das Urtheil der Geschichtschreiber über Regenten und deren Leben und Handlungen geprüft werden müsse. Ein auffallendes Beispiel liefert Ludwig XI., dessen gerechteste Handlungen als Grausamkeiten ohne Gleichen von den Anhängern der, von ihm im Zaum gehaltenen, verschrien wurden, während der rechtliche Theil des Volks ihn den Vater des Vaterlandes nannte. „Il est bien „naturel, bemerkt sehr richtig der Verf. S. 144, que les „ennemis de la monarchie cherchassent à „noircir aux yeux du peuple les actions du Mo„narque." Wie weit hierin die Bosheit der revolutionairen Secte ging, beweiset unter andern der S. 166 angeführte Fall. Als nehmlich König Franz II in Blois 1560 aromatische Bäder gebrauchen mußte, verbreitete die antikönigliche Parthei, der König leide an einer schrecklichen Krankheit und könne von derselben nur durch fleißiges Baden im Kinderblut hergestellt werden; geheime Emissarien verbreiteten sich in allen Dörfern im Umkreise von Blois, einige nahmen geheimnißvoll genaue Verzeichnisse der gesundesten und schönsten Kinder auf, während andere, ihnen folgende Emissarien das Geheimniß im Vertrauen den Eltern mittheilten und versprachen, gegen eine geringfügige Be-

lohnung die Ausstreichung der Kinder auf jenen Verzeichnissen zu bewirken. Es ist auffallend, daß die gegenkönigliche Parthei, nach S. 244, unter mehreren, über Ludwig XV. im Jahre 1748 verbreiteten Verleumdungen auch anführte, er habe sich nach dem Parc-aux Cerfs begeben, um dort in Menschenblut sich zu baden. Auch VII. die Anschwärzung und Verleumdung der Anhänger der Regenten und der Regierung gehört zu den Kunstgriffen der Secte, welche ihr unter schwachen Regenten oft nützlich, unter weisen und starken Fürsten aber im Gegentheil schädlich gewesen ist, indem diese, die eigentliche Quelle dieser Verleumdungen wohl kennend, die Gegenstände derselben nur noch mehr ihres Vertrauens würdigten. Nichts natürlicher als der Wunsch, dem Regenten das wichtigste und kräftigste Bollwerk seines Ansehens und seiner Sicherheit, treue Diener und Anhänger zu entziehen; die Anwendung dieses Mittels beschleunigte Ludwigs XVIten Gang zum Blutgerüste. Dieser Kunstgriff war um so wirksamer, als er gewöhnlich mit einem andern, nämlich VIII. der Lobpreisung der Anhänger der Secte, verbunden ward. „Nous allons voir les sectaires, heißt es S. 94. prendre une autre marche et agir de „manière à se mettre à l'abri de l'autorité royale, en tâchant de „la faire tomber entre les mains de quelqu'un qu'ils puissent „conduire à leur gré; c'est alors qu'ils savent établir la réputa- „tion de tel ou tel individu et détruire celle de tel ou tel „autre" So machten sie denjenigen, welche zu ihnen gehörten, besonders aber denjenigen, welche sie in diesem oder jenem Staatsamte zu sehen wünschten, einen unerwarteten und unverdienten Ruf, einen Ruf, über welchen diejenigen, welche die belobten Individuen näher kannten, oft erstaunten. Hr. v. M. führt hierüber S. 254 aus den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XVIten einen merkwürdigen Fall, nämlich den der Erhebung des Hrn. v. Saint-Germain zum Kriegsminister an, um dadurch die Aufhebung der, dem Könige so treu ergebenen Maison du Roi zu bewirken. Hieraus erklären sich so manche Maaßregeln der Minister, welche das, mit den eigentlichen Triebfedern unbekannte, Publikum als Wirkungen der Schwachheit und Unfähigkeit angesehen hat, die aber planmäßige Handlungen eines Sectirers waren. Hiermit in Verbindung stand IX. das Bestreben das Vertrauen der Machthaber zu erschleichen und das erschlichene zum Besten ihrer Verbindung zu mißbrauchen. „Toujours — heißt es S. „165. la même politique de se joindre à des hommes, dont le „rang et la puissance pouvaient leur être utiles" und S. 195. „telle a été dans tous les temps la conduite des sectaires: ils ne „se sont jamais rapprochés des souverains que pour tâcher de les „entrainer dans des démarches, dont ils pouvaient tirer avan- „tage." Zu den Mitteln der List und des Betrugs gehört ferner X. die Aufstellung illusorischer, die Menge ansprechender und verführender Systeme. Schon früher wurden, nach S. 151, die beliebten Grundsätze der Gleich-

heit der Menschen, der Ungerechtigkeit der Zehnten, Dienste u. d. gl. gepredigt; „la fourberie est l'arme principale, dont les „sectaires ont fait un continuel usage, heißt es sehr treffend S. „264; c'est en s'appuyant sur des principes, auxquels ils étaient „bien éloignés de vouloir se soumettre, qu'ils ont d'abord seduit „et insurgé le peuple et ensuite entrainé dans leur parti des „hommes instruits, mais qui eurent la bonhomie de croire plutôt „à la sincerité, qu'à la perversité. Ceux-ci, persuadés de la „possibilité des changemens proposés par les sectaires, travaillerent „d'abord d'un bon accord avec eux; mais n'ayant pas voulu les „suivre dans leur marche tortueuse, ils finirent par périr sur „des échauffauds ou autrement, victimes de la puissance même „qu'ils avaient concouru à établir." Selbst zur XI. Vorschützung religiöser Gründe und des Interesses der Religion nahm die revolutionäre Secte ihre Zuflucht, wie der Verf. S. 163. 193 und 240 sehr überzeugend aus der Geschichte Frankreichs entwickelt und dabei darthut, daß die sogenannten Religionsstreitigkeiten, wenigstens für die Häupter derselben, nicht die Religion zum Zweck hatten, sondern nur als Mittel gebraucht wurden, Unruhen zu erregen und andre Pläne der Revolutionairs durchzusetzen. Letzte nahmen selbst XII. zu Erdichtungen und Prophezeihungen ihre Zuflucht, um, wie bey S. 159 angeführt wird, den gemeinen Haufen für sich zu gewinnen. XIII. Förderung ungebundener Preßfreiheit gehörte ferner zur Taktik der Secte; sie begnügte sich nicht mit derselben für wissenschaftliche Gegenstände, sondern verlangte sie auch für alle, weiter ausgehende Beleidigungen der öffentlichen Autorität und die, zu dem Ende in Gang gesetzten Pamphlets, Journale und Zeitungen; nicht minder gehört dahin XIV. eine eigene revolutionaire Grammatik „Cest „ainsi, bemerkt Hr. v. M. S. 150 que les ennemis de l'autorité „légitime ont dans tous les temps induit le peuple en erreur, „en employant des mots vides de sens, mais qui peuvent avoir „beaucoup d'empire sur des hommes, qui ne raisonnent pas;" dahin gehört z. B. die ganz neue Bedeutung der Worte Freiheit, Regent, Volk, Liberalität u. s. w. Zu den gewaltsamen Kunstgriffen der Revolutionairen ist zu rechnen XV. das fortgesetzte Bestreben, dem Volke eine sogenannte kräftige Bildung und Waffen zu geben. Kaum hatte einer der Sectirer Gewalt in der Hand, als schon zu dieser Maaßregel geschritten ward, wohl wissend daß man der Staatsgewalt nicht mehr schaden kann, „qu'en — wie Hr. v. M. S. 178 bemerkt, — qu'en donnant une constitution trop vigoureuse „à une multitude difficile à gouverner. Car il est certain — führt er über die allgemeine Bewaffnung der Pariser unter Franz II. ebendaselbst an — que depuis cet établissement, les „Parisiens, à portée de calculer leurs forces, se montrèrent moins „respectueux et moins dociles qu'auparavant et qu'on peut dater „de cette époque le principe d'une effervescence qui a duré avec „plus ou moins d'éclat pendant près de deux cents ans." Wie

mächtig dieß Mittel allenthalben gewirkt hat, hat die neuere Geschichte unwiderlegbar bewiesen; es ist den Revolutionssüchtigen um so wichtiger, als die, dadurch unter das Volk verbreitete, Stimmung den übrigen listigen oder gewaltsamen Mitteln den Eingang und den Umfang desto mehr erleichtert und sichert. Mit diesem Revolutionshebel ward gemeinhin XVI. die Darstellung der Nothwendigkeit einer Zusammenberufung der Reichsstände verbunden; diese Nothwendigkeit ward gewöhnlich dann am lautesten geprediget, wenn die Faction vorbereitend sich der Mehrheit der Stimmen in der Versammlung der Reichs- oder Provinzial-Versammlung vergewissert hatte oder sonst Aussicht hatte, in derselben ein großes Gewicht zu besitzen. Die Folgen der Nachgiebigkeit der Regierung stellt die französische Revolution zu unzweideutig dar, als daß sie noch eines Komentars bedürften. XVII. Die Beschränkung der Gewalt der Regierung durch Abschneidung ihrer Finanz- und übrigen Mittel gehört ebenfalls zu den zuweilen versuchten revolutionären Kunstgriffen, so wie auch XVIII. Ausübung des Despotismus, um durch allmählige Angewöhnung des Pöbels an Druck und Härte denselben selbst zur Grausamkeit und zur Ausübung aller revolutionären Greuel zu gewöhnen. Rec. übergeht diejenigen Mittel, welche die Revolutionärs mit gewöhnlichen Aufrührern gemein haben und größtentheils in Anwendung offener Gewalt bestehen.

Sehr interessant sind die Bemerkungen des Hrn. v. M. über die innere Organisation dieser revolutionären Secte. Die Grundlage derselben ist ein geheimer Zusammenhang zwischen den Häuptern dieses Systems, die nicht an einem Orte zusammen, sondern auf mehrern Punkten und in verschiedenen Gegenden gestellt, ohne daß ihre Verbindung sichtbar und bemerkbar ist, dieselbe vielmehr verläugnend, gleiche Grundsätze verbreiten und nach gleichen Grundsätzen zum nämlichen Ziele hinarbeiten. „Un petit nombre d'individus hardis, bemerkt Hr. v. „M. S. 7. sehr richtig, ayant un même but d'intérêt, peuvent former une conjuration et la mettre à fin, parcequ'il n'y a „d'autre difficulté qu'un sécret à garder, pendant que les batteries „se préparent. Il est bien certain que le même but d'ambition „ne peut pas être celui d'un très grand nombre de personnes; „mais cela n'empêche pas qu'elles puissent faire conjointement „les mêmes actions, lorsque cela ne contrarie point les divers „intérêts. Par l'exemple, je suppose que quatre individus aient „formé le projet de renverser un arbre dans la campagne, pour „s'en partager les débris, il est bien clair, qu'ils s'associerent „facilement pour le renversement de cet arbre, quatre autres individus et même un plus grand nombre, s'ils ont l'adresse de „leur persuader, que l'ombrage de cet arbre nuit à leurs „proprietés. Alors les huit personnes travaillerent avec la „même ardeur et tendront au même résultat, quoique unis per „des intérêts differens. L'arbre ne sera pas partagé entre les „huit travailleurs; les quatre auteurs du projet n'ayant point

„parlé de partage à leurs nouveaux associés, ceux-ci ne peuvent „pas en avoir l'idée en même temps; alors celui d'entre eux qui „en fera le prémier la proposition sera mis hors du combat „par les quatre autres, qui ne manquerent pas d'agir ensemble, „étant réunis d'avance pour parvenir au même but, parce-„que chacun des trois associés restans, craignant de ne pas „avoir l'approbation de ses camerades et alors d'être mis aussi „hors de combat, n'osera s' opposer. Je pense que l'on verra „facilement dans ma comparaison le vrai symbole de la révolu-„tion et qu' après l'avoir un peu méditée on aura deja une idee „de l'organisation insurrectionelle.“ Die verschiedenen Grade der Mitglieder vergleicht der Verf. S. 13 mit mehrern concentrischen Cirkeln, die letzte, vom Mittelpunkt entfernteste Linie besteht aus Mitgliedern, welche durch Bewegungsgründe verbunden sind, die fast allen Menschen gemein seyn und daher ohne Gefahr bekannt werden können, die Mitglieder der folgenden Linien sind in das Geheimniß nur theilweise eingeweihet, und das Geheimniß selbst gehet nebst der Leitung des Ganzen im Mittelpunkt. Daher kömmt die bewundernswürdige Schnelligkeit, mit welcher Meinungen, Urtheile und Pläne allgemein werden können, daher aber auch die große Gefahr für den Staat, weil das ewig sich bewegende große Triebrad unbekannt ist und im Geheimen arbeitet.

Die Mittel, welche den Staat gegen die Wirkungen dieser geheimen Verbindungen sichern können, ergeben sich aus der Natur der letztern von selbst; Hr. v. M. hat sie psychologisch und historisch scharfsinnig entwickelt. Er hat an der Hand der Geschichte gezeigt, daß Sanftmuth und Milde der Regierungen gegen solche Vereine und ihre Mitglieder zu allen Zeiten und allenthalben ihren Zweck verfehlt haben, daß der Versuch der Regierungen, diese Sectirer durch sanfte Mittel zu gewinnen und von ihrem Plan zurückzubringen, jederzeit vergeblich war, und daß daher Strenge, Stärke und Kraft gebieterisch nothwendig sind, um den Staat vor ihnen und ihrem Gifte zu sichern. Die Jesuiten haben unendlich viel beygetragen die Wirkungen dieser Secte wenigstens aufzuhalten; allein sie vermogten schon deshalb nicht, sie zu unterdrücken, weil die Gegenwirkung der Jesuiten öffentlich, die Angriffe der Secte aber geheim war, letzte also die Oberhand behalten mußte, weil ihre Gegner unsichtbar waren, und daher nicht angegriffen werden konnten. Nicht unwahrscheinlich ist des Verf. Vermuthung S. 189. daß die Revolution nicht zum Ausbruch gekommen wäre, wenn die Jesuiten nicht unterdrückt worden wären, und daß die Unterdrückung von der Secte veranlaßt worden. Der Verfasser beweißt aus der Geschichte, daß nur Strenge, versteht sich gerechte Strenge, und Einigkeit der Regierungen allein hinreichen, die Ausbrüche dieser revolutionären Systeme zu verhüten, und daß er mit Recht in der Vorrede sagte: „cette puissance revo-„lutionaire, quelque colossale qu'elle paraisse, pourra toujours être „detruite facilement par la volonté seule des souverains.“

Nichts ist aber für den Staat zu hoffen, wenn die Regierungen dem überdachtesten konsequentesten und mit unbiegsamer Festigkeit unterstützten Plan, Unentschlossenheit, Sorglosigkeit und Schwäche entgegensetzen, oder um mit dem Verfasser S. 81 zu reden, wenn „pendant que les chefs du gouvernement flottent dans l'in„certitude, les séditieux se rassemblent et intimident la cour“ oder wenn nach 94 „les Ministres s'endorment au sein de l'orage, qui „se rassemble de tous côtés sur leurs têtes“ Sehr treffend und denkwürdig sagte der Präsident von Selves (S. 153) dem Kaiser Karl dem Vten: „Les peuples, après avoir méconnu leurs „pasteurs légitimes ont secoué le joug des lois et des magistrats; „il n'ya plus que le concert et l'union entre les „grandes puissances, qui puissent maintenir „l'autorité légitime et préserver l'Europe d'un „bouleversement général.“

Rec. schließt hiermit diese Anzeige, mit dem Verfasser dieses merkwürdigen, höchstintressanten, und gelehrten Werks, die Anwendung aller dieser Erfahrungen und Grundsätze auf neuere Zeiten dem Leser überlassend.

Rfs.

Beschreibung des Festes auf der Wartburg. Ein Sendschreiben an Gutgesinnte. Deutschland 1818.

Nichts Neues! Ein 3tes den andern nachgedrucktes Exemplar des Studentenunfugs auf der Wartburg, wo Knaben über Männer und Staaten frech abgesprochen, die höchste Meinungsdespotie geübt und wie S. 11 wieder öffentlich eingestanden wird:

„von begeisterten Jünglingen im Angesicht des Volkes zu einem Tugendbund vereinigt haben für ihr Vaterland und seine Gerechtigkeit.“

Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. 2tes Heft. Berlin in der Realschulbuchhandlung.

Das Interessanteste in diesem Heft sind Nr. 3 die Originalbriefe aus der Brieftasche eines französischen Marschalls vor der Schlacht von Leipzig. Sie beweisen klar und deutlich: daß Napoleon zwischen dem 4ten und 16ten October, unterdeß er eine Armee unter Mürat dem nach Leipzig sich richtenden schwarzenbergschen Corps gegenüber stellte, er selbst mit einer andern Armee, von welcher das Regniersche Corps die Vorhut machte, das blüchersche Heer zwischen Elbe und Mulde zu treffen und zu schlagen hoffte, und er solches mit der Nordarmee an der Saale vereinigt fand, gleich auf das Schlachtfeld bei Leipzig

eilte, um hier absichtlich eine Bataille zu liefern, daß er demnach gar nicht beabsichtigt nach Berlin streifen zu lassen, oder sich auf Magdeburg zurückzuziehen.

Ueberlieferungen Nr. 23. 24.

Enthalten 2 sehr uninteressante Aufsätze, eine nichts sagende Reisebeschreibung eines, republikanisch seynwollenden schweizerischen Malers von der Schweiz nach München, dessen ganzer Republikanismus darin besteht, daß er einen Bdienten für einen General ansieht, und im Theater den Hut aufbehält, wo ihn andere abgenommen; und einen confusen Kriegsbericht der Ereignisse in Tyrol 1809.

Magazin der Biographie denkwürdiger Personen der neuern und neusten Zeiten. 9tes Heft.

Die in diesem Heft enthaltenen Biographien von Massena, Berthier und Mozart enthalten wenig Neues; was aber darin von Berthiers Selbstmorde steht, klingt gerade so, als hätte es ein Anhänger Bonapartes geschrieben. Da steht wörtlich:

„Der russische General Sacken, welcher in Bamberg war, empfing Berthier hönisch, und machte ihm mit spitzen Worten vielleicht den Verrath merklich. Der Mann von Ehre erduldet dergleichen nicht. Es geschah dies bei der Tafel, wo Sacken sagte: „„es freue ihn, in Berthier einen von den wenigen französischen Großen kennen zu lernen, die mit treuer Anhänglichkeit dem Könige, ihrem Herrn, gefolgt wären.““

„Berthiers Verlegenheit war auffallend; er antwortete nicht, aber daß er im höchsten Grade empört zu seyn schien, war offenkundig. Ein Mann so großen Gemüths läßt sich nicht so leicht von Theatermenschen beleidigen. — Ist der Stolz des Lebens hinübergegangen, und hat die Eitelkeit oder das ganze Gemeine über das wahre Leben gesiegt, dann sucht dieses einen Ausgang, und in diesem Stolz des Lebens entwickelte Berthier sein Ende."

„Ueberdrüßig des Lebens, suchte er das Ende. Aufgebracht über die, dem sich seiner bewußten Mann gewordenen Beschimpfungen, ging er, unzufrieden mit einer Welt, wo er in Mißverhältnisse gerathen war, nach aufgehobener Mittagstafel in das dritte Stockwerk, (es war am 1sten Junius,) entfernte seine Kinder und stürzte sich aus dem Fenster. Todt blieb er unten liegen. Sein Sohn, ein junger Knabe, hatte ihn noch halten wollen, aber vergebens! Es fehlte nicht viel, und der Sohn wäre mit dem Vater herab gestürzt. Das Schloß ist sehr hoch gelegen, und Berthier war auf der Stelle todt."

Staatswirthschaftliche Würdigung der Schrift: Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen von dem Grafen Malchus von Marienrode 1814, von Heinrich Keßler, Tübingen 1818.

Eine sehr freimüthige, aber nicht beleidigende Schrift gegen eine andere vom Finanzminister Malchus über das ehemalige westphälische Steuerwesen. Hier tritt kein Schwätzer auf gegen Ministerialwillkühr, sondern ein freimüthiger Sachkenner, die Unzulänglichkeit aller neuen Kataster darthuend, allen denen nützlich zu lesen, die mit dem Vergrößerungsglase einen wahrhaft reinen Ertrag vom Grund und Boden suchen, um ihn zu besteuern, und niemals finden, auch niemals finden können.

Oestreichische militairische Zeitschrift, 2tes Heft, 1818.

Der Feldzug der Alliirten in den Niederlanden $17\frac{92}{93}$.

Höchst interessant und zur Evidenz darthuend, daß damals die Franzosen siegten, und so viel Unglück über Europa brachten, 1) weil die Alliirten ihre Streitkräfte und kriegskünstliche Intelligenz zu gering schätzten, und zu geringe Gegenkräfte in den Kampf brachten; 2) weil man den Festungsgürtel 1793 zu sehr respektirte, der Frankreich umgiebt; 3) weil die Engländer 1794 aus merkantilischen Gründen schlechterdings nur Dünkirchen im Auge hatten. In der Schlacht von Jemappe, wovon die Franzosen so viel Aufhebens machen, waren die Oestreicher 13300, die Franzosen 50000 Mann stark.

Originalien Suwarow's.

Originale, die ein Original unter den Feldherrn unwidersprechlich bezeichnen. Es blitzt ächtes Genie durch. Wenige Worte um große Zwecke. Verachtung aller Pedanterie und Schulfuchserei, stets nur das Ziel im Auge, den Krieg aus dem richtigen Gesichtspunkt — des Angriffs — beurtheilend, die Mittel auf eingebohrene Russen, also auf Stoßwaffen bauend, und nur in der Taugbarkeit des Bajonnets sich irrend, so stellt sich dieser Mann dar, der 20 Jahre jünger und die nöthigen Streitkräfte stets hinter sich, die Franzosen aus Frankreich verjagt hätte.

Ueber den Einfluß der Schriften des Herrn von Jomini.

Herr von Butterlin schreibt Herrn von Jomini einzig und allein und seinem Werk über große Kriegsoperationen und dem

dadurch gebildeten russischen Generalstab den Sieg über Napoleon zu. Epaminondes, Cäsar, Friedrich und Napoleon sind nur Materialisten gewesen in der Feldherrnkunst, Jomini war es aber beschieden, die einzigen, wahren, ächten, mathematischen Grundlagen derselben in Kunstregeln zu bringen und dadurch Feldherren zu bilden und Siege zu erringen.

Der östreichische Critiker zeigt mit siegenden Gründen die Unhaltbarkeit dieser Raisonnements, indem es nur eine Grundwahrheit für die Feldherrnkunst giebt, die, daß eigentlich gar keine kunstgerechte existirt, indem sie die Umstände, Terrain und gegenüberstehende Feldherrn bedingen, kurz daß sie Produkt des Genies ist.

Ueber Deutschlands National-Bildung. Vom Professor J. Hillebrand. Frankfurth am Main, bei den Gebrüder Willmanns 1818.

Ein sehr lesenswerthes Buch, das, wenn es auch die Vorzüglichkeit des deutschen Nationalcharakters vielleicht zu hoch anschlägt, doch von allen solchen Narrheiten und Aberwitz entfernt hält, worin Phantasten neuester Zeit das deutsche Wesen gesucht haben, wie z. B. in Verleugnung alles Weltbürgersinns und der Verschiedenheit deutscher Volksbildung nach Provinzen. Der Verfasser findet im Gegentheil hierin das ächt deutsche national.

Opinion sur la dette des puissances du continent etc. par M. Papion. Tours 1818.

Der Verfasser fängt damit an, den allgemeinen Nutzen zu zeigen, den alle Continentalstaaten von der Regulirung ihres Schuldenwesens haben würden.

Er glaubt, daß dieß ein Leichtes sey, indem die großen Mächte durch die heilige Allianz einen dauerhaften Frieden und unter ihren Völkern Religion und Sittlichkeit wieder hervorgerufen, die durch die 25jährigen Revolutionskriege vernichtet worden wären. Der Friede sey aber die einzige Quelle zur finanziellen Ordnung, da er der Industrie emporhälfe, welche den Finanzen Nahrung gäbe.

Der Verfasser zeigt dann, daß der während der Revolution in Frankreich aufgekommene, allen göttlichen und bürgerlichen Gesetzen *) entgegenstrebende, Geldwucher die Staatsfinanzen zerstört habe.

---

*) Note d. Red. Keineswegs aber den neuen staatswirthschaftlichen Systemen, die alle andere Staatszwecke dem Eigennutz unterordnen.

Nachdem der Verfasser die alte und neue Gesetzgebung über den Geldwucher vorgetragen, kommt er auf das jetzt allgemein von den Continentalstaaten ergriffene Hülfsmittel der Anleihen, um ihrem Finanzwesen aufzuhelfen, worin ihnen England als Muster diene, welches dadurch blühend geworden sey. Diese hohe Meinung von dem Nutzen des Anleihesystems in allen Ländern sey sehr irrig:

Denn in England wären die Staatsanleihen ein Beweis des wachsenden Nationalreichthums, in den übrigen der steigenden Nationalarmuth.

Der Finanzminister in England erhielte seine Anleihen zu dem niedrigsten Zinsfuß, die der andern Staaten zu dem höchsten.

In England überstiege der Nationalreichthum dennoch die ungeheure Staatsschuldenlast, und diese diene jenem als Stütze, anderwärts sey der Fall umgekehrt. Wenn der Krieg England bereichere, so stürze er die übrigen Staaten in Armuth *).

In England leiht der Finanzminister nur solche Kapitale, welche im Umlauf als überflüssig ausfallen, anderwärts entziehen die Staatsanleihen dem Umlauf die nöthigen Capitale, daß er stockt. Hier werden Handel und Industrie nicht nur durch die Staatsanleihen gefährdet, sondern es wird auch eine große Compagnie aller europäischen Banquiers bewirkt, die sich alles baaren Geldes bemächtigen und es ihrer Agiotage unterwerfen, und dadurch alles vernichten, was Nationalwohlstand befördert.

Die Staaten dürfen sodann weder auf den Nationalgeist oder Nationalindüstrie Rechnung machen. Die großen Capitalisten haben ihr Vaterland in ihrem Geldbeutel. Durch ihre allgemeine Verbindung werden sie in die Möglichkeit versetzt, ihr Vermögen durch einen Federzug in alle Welttheile zu versetzen.

De l'état de la liberté en France, par C. A. Scheffer. Paris 1817.

Dieß ist die Broschüre, welche dem Verfasser einen fiscalischen Prozeß zugezogen hat. Im ersten Capitel führt der Verfasser den richtigen Satz aus: daß eine Nationalrepräsentation viel schlechter ist, als gar keine, wo sie sich gebrauchen läßt, der Tyrannei als Organ zu dienen, und behauptet, daß unter den

---

*) Note d. Red. Die englische Nationalschuld und der englische Nationalreichthum verhalten sich gerade so zu einander, als zwei Geldbörsen in einer Tasche, welche sich als fremde behandeln, oder wie eine doppelte Buchhaltung in einem Comptoir, wie Prinzipal und Casse, die sich gegenseitig borgen.

Digitized by Google

vielen Nationalversammlungen, welche Frankreich in 29 Jahren gehabt, nur 2 unabhängig von Tyrannei, vom wahren Geist der Freiheit belebt gewesen wären: die von 1789 und 1815 während der 100 Tage.

Im 2ten Capitel wird der traurige Einfluß dargethan, den Paris auf Frankreich ausübe, den Deutschland und England gar nicht kenne.

Es ist sehr auffallend, hier zu bemerken, in welchem großen Widerspruch die französischen und deutschen Freiheitsprediger stehen. Diese dringen mit aller Gewalt auf eine Umgestaltung aller deutschen Volksstämme und Staatsformen in eine große Nation und eine Staatsform, wodurch das unglückliche deutsche Wesen vernichtet werden müßte. Jene verwünschen diese in Frankreich statt findende Gleichförmigkeit und wollen die deutsche Vielheit an die Stelle setzen.

Das 6te Capitel ist voll von narrenhaften Vorschlägen: statt aller stehenden Armeen soll eine Landmiliz, statt der Präfekten Munizipalität eingeführt, alle Polizei vernichtet, die Presse freigegeben, die Justiz-Verwaltung so vereinfacht werden, wie in England.

Wäre alles ganz vortrefflich, es fehlt nur eins dabei, die Tugendhaftigkeit der französischen Nation.

Der Obriste Christian von Massenbach. Eine biographische Skizze seiner Schicksale, Anschuldigungen und Vertheidigungsgründe. Nebst einer wichtigen Aufgabe für die Criminalgesetzgebung Deutschlands. Im December 1818.

Eine elende Sammlung von Materialien aus den Schriften des Geschilderten und aus den Zeitschriften über seine Untersuchung, die, ohne Sinn und Verstand geordnet, seine Rechtfertigung ausmachen sollen, ehe die Untersuchung gegen ihn geschlossen worden ist. Der Anhang S. 234 scheint darzuthun, daß ein ehemaliger Camerad des Herrn von Massenbach diese Compilation veranlaßt hat, die, eine bloße Buchhändlerspeculation, ihm mehr schaden als nützen wird.

S. 32, 33 stehen ganz irrige Thatsachen: 1) die Franzosen hätten vor der Capitulation von Prenzlau die Thore der Stadt und die Straße nach Stettin inne gehabt; 2) die preußische Regierung hätte 1810 den 4ten Band der Minerva ohne Zuthun Massenbachs unterdrückt, da es ad instantiam desselben geschehen ist.

Minerva. Februar 1818.

Dieses Heft enthält sehr interessante Aufsätze:

1) Die Revolutionsgeschichte des spanischen Amerika liefert den überzeugenden Beweis, daß bei solchem despotischen Druck und solcher Beschränkung des Eigenthums des Tochterstaats zum Vortheil des Mutterlandes jede Colonie sich unabhängig machen wird, wenn sie Kräfte dazu fühlt. Auffallend ist: daß die spanischen Colonien während der französischen Ueberziehung Spaniens dem Mutterlande treu anhingen, sie 90 Millionen Piaster sandten und daß eine Unabhängigkeitserklärung der spanischen Regierung auf der Insel Leon sie zuerst aufregte, ihre Unabhängigkeit zu erklären.

2) Die französische Occupation des hessischen Kurstaats 1806 scheint authentisch zu seyn, und bestand in einem hinterlistigen Ueberfall unter der Maske eines Neutralitätsvertrags. Der Fehler war, daß der Kurfürst solchen eingegangen war.

3) Ueber die Grenzen zwischen den Befugnissen der Regierungen und Gerichte in dem preußischen Staate.

Der Verfasser scheint die Regierung in aller Hinsicht von der Justiz abhängig machen zu wollen.

Protestation von K. A. Mertens. Halberstadt 1818.

Der Verfasser hat in einer sehr klaren Sprache die Tendenz der 95 Thesen von Harms angegriffen, durch welche aller Vernunft und jeder Prüfung in Sätzen der geoffenbarten Religion die Thür verschlossen wird, bestritten und gezeigt, daß dadurch alles wahre Lutherthum vernichtet und ein neues Pabstthum eingeführt werden würde.

Grundlinien zu einer Steuereinrichtung in Preußen. Von Friedrich Wäcker. Berlin 1818. In der Maurerschen Buchhandlung.

Der Verfasser versucht eigentlich nur, auszuführen: daß die Grundsteuer, Einkommensteuer, Gewerbesteuer, Consumtionssteuer, Zoll, diejenigen Abgaben wären, die bei uns künftig sehr wohl neben einander bestehen könnten. Ueber das Eigenthümliche jeder Steuerart ist allerlei gesagt worden, ohne daß eine neue helle Idee aus dem Gesagten hervorleuchtet.

Nemesis, 11ter Band 1stes, 2tes Stück.

Nachdem diese Zeitschrift wegen Abdruck eines, dem Etatsrath v. Kotzebue gestohlenen Briefs unter Siegel gelegt worden war, der, sey er mit oder ohne Kenntniß der Art der Entwendung, in des Redakteurs Hand gelangt, doch schon ipso facto als gegen den Willen seines Verfassers dahin gekommen zu seyn zu betrachten gewesen, doch wohl nimmermehr in die Nemesis gehört hätte, ist solche jetzt mit 2 Heften erschienen, die wieder nichts Neues, sondern lauter Aufgewärmtes, zum Ekel Wiederkäutes, enthalten.

Das Titelkupfer: Gneisenau's Gemälde ist 20 Jahre zu jung, und durchaus verfehlt.

1) Das Finanzministerium.

Ein Doctor Juris in Halberstadt, der wahrscheinlich viel Muse hat, giebt hier eine Darstellung von den Nachtheilen stehender Heere, der Polizei und der Finanzen, als 3 Plagen moderner Staaten.

Es ist sehr langweilig zu wiederholen, was der Herr Doktor durch einander schwatzt, es ist uns nur eins dabei aufgefallen:

daß er an der Spitze seiner Darstellung den Satz aufstellt, die europäische Welt sey in Egoismus befangen, die Polizei überflüssig und die herrlichste Volksvertretung an ihrer Stelle.

Wo der Egoismus herrscht, scheint aber mehr der Boden für Polizei als Volksvertretung geschickt zu seyn.

2) Ueber die Gewerbesteuer im preußischen Staat.

Ein Arzt in Nordhausen beweist aus allen nur herbeizuziehenden Gründen, die Arzneikunde sey kein Gewerbe, sondern eine Wissenschaft, und daher nicht zu besteuern; der gute Mann hat aber vergessen, daß seine Wissenschaft nicht besteuert werden soll, sondern sein Einkommen. Parturiunt montes.

3) S. 166 werden dem Herrn Redakteur Prügel angeboten.

4) Bemerkungen über den Aufsatz: Die Verhältnisse des Civil- und Militairstandes in Preußen.

Ueberflüssig. Denn alle Preußen wissen es, nur Herr Luden weiß es nicht:

daß die preußischen Cadets Söhne pensionirter und gebliebener Officiere sind und der preußische Officier bis zum wirklichen Capitain gegen die Staatsdienerschaft karg salarirt ist.

Entwurf zur deutschen und Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit. Vom Professor Krug. Leipzig bei F. A. Brockhaus 1818.

Der Vorschlag zu einer neuen deutschen Censurordnung, den der 1ste Theil dieses Buchs enthält, ist schon früher in den Staatsanzeigen von A. Müller gedruckt worden. Dieser Vorschlag hat aber den öffentlichen Beifall nicht erhalten, da man ihn für zu beschränkend gehalten hat. Hauptsächlich geht er auf Verantwortlichkeit der Schriftsteller, Verleger und Drucker hinaus, daß sie sich auf dem Titel nennen, daß Gelehrten und Staatsdienern Zensurfreiheit gegeben, solche nur für andere, die auf diesen Titel kein Recht haben, und für Flugblätter angeordnet werde.

Der 2te Theil dieser Schrift enthält die englische Gesetzgebung wegen der Preßbeschränkung, die eben nicht sehr bestimmt und liberal erscheint.

Mac Benac oder das Positive der Freimaurerei. 1818.

Was der Verfasser durch diese Schrift bezwecke, sagt er auf der letzten Seite, wo er Lessings und Friedrichs Urtheil darüber wiederholt.

Der Erstere erwiederte einem Bruder, der ihn fragte: Nicht wahr, Sie haben nichts gegen Religion und Staat in der Freimaurerei gefunden?

Wollte Gott, ich hätte Etwas gegen Etwas darin gefunden.

Friedrich äußerte über diesen Orden:

c'st un grand Rien.

Aus diesen Gesichtspunkten ist in dem bezeichneten Buche die Geschichte der Freimaurer aus bekannten Quellen dargestellt, im allgemeinen und besondern in England, Frankreich, Deutschland.

In England war sie eins der Mittel zur Revolution im 17ten Jahrhundert, in Frankreich wurde sie zu Geldprellereien benutzt, die zuletzt dem Kaiser Napoleon und dem Großmeister Cambaceres Millionen einbrachte, in Deutschland wurde sie mißbraucht für Jesuiten, Rosenkreuzer und Illuminaten.

Starke in Darmstadt starb als Jesuit in Kutte und Tonsur, Biester, hatte Recht, dessen eigener Sohn (vergl. S. 96) sich den Jesuiten in Rom in die Arme geworfen und seinen Vater 1812 verflucht hat.

Die Zeiten. 2tes. Februar 1818.

Außer der Fortsetzung des früheren Aufsatzes über den Studentenunfug auf der Wartburg, der sehr gründlich ausgeführt

worden ist, enthält die Beleuchtung der Uebergabe der Adresse der Bewohner des Regierungsbezirks Coblenz S. 280, 281 eine gerechte Würdigung, die zwar sehr zum Lobe des Staatskanzlers, aber keineswegs der Deputation und des Sprechers gereicht, an dem wir nichts als die Dreistigkeit bewundern, mit der dieser zweideutige Mensch dem Staatskanzler, als ehemaliger Verfasser des rothen Blatts und Jacobiner, eine solche Adresse übergeben konnte.

Timaleths Pflicht: Befolgung, das Seinige beizutragen: daß vier Schriften von Pestalozzi über das „Eins ist Noth für die Menschheit!" Germanien 1817.

Scheinen verwirrte Redensarten eines Wahnsinnigen zu seyn, der in lichten Momenten hin und wieder ein Körnlein Salz hinzugethan hat.

Erörterung der Fragen: Hat der Kurfürst von Hessen vor so vielen andern, durch Krieg und frühere Traktaten, bald beschädigten, bald gänzlich vernichteten Reichsgliedern, oder deutschen Staatsbürgern, einen bevorzugten Anspruch an eine vollständige Wiedereinsetzung in den vorigen Stand?
Besitzt derselbe dergleichen bevorzugte Ansprüche nicht, welches würden die Folgen seyn, welche daraus entstünden, wenn ihm selbige eingeräumt werden sollten?

Es wird hier die Unbefugniß des Kurfürsten von Hessen aus Rechtsgründen dargethan, daß er von seinen früheren Schuldnern, welche die hessischen Anleihen, welche sie an Napoleon gezahlt, solche nicht noch einmal einfordern können.

Das Wartburgsfest am 18ten October 1817, von Dr. D. G. Kieser. Jena 1818.

Es fehlte noch, daß den jugendlich unpartheiischen Geschichtsschreibern dieses Unfugs ein Altgeselle sich anschloß, der in der vorliegenden Flugschrift nichts neues, als seine befangenen leidenschaftlichen Urtheile hinzuzufügen, und gegen Herrn von Kamptz neue Injurien zu sagen, selbst den, in ihren Schriften gebrandmarkten, Schriftsteller gegebenen Titel „ehrenwerthe Gesellschaft," zu bespötteln und den Leuten weiß zu machen, der

Digitized by Google

Fürst Hardenberg und der Graf Zichy hätten sich in Weimar von der Erhabenheit dieses Festes überzeugt.

Transeat cum caeteris. Der Verfasser ist schon aus seiner Schrift bekannt, wodurch er an der Frau von Chezy zum Ritter werden wollte. Je mehr Beschreibungen des Festes, desto besser, es wird sich die verkehrte Welt und Zeit dadurch immer mehr aufthun und die Schellenkappe, die bei dem Fest den Vorsitz hatte. Von diesem Verfasser kann man wahrlich mit Recht ausrufen:

Si taouisses etc.

Unmündig den Jahren nach ist er nicht. Ob am verständigen unpartheiischen Urtheil? das mögen die Leser daran erkennen, daß er den scandaleusen Schriftenbrand einen unschuldigen Spaß nennt, wo Gassenbuben ihre Lehrer und Väter wegen Schriften pasquilliren, die sie weder gelesen noch verstanden haben. Wie, wenn die Söhne der Geächteten Hrn. Dr. Kieser 50 Stockprügel beibrächten, würde er es auch für Spaß hinnehmen.

Politisches Journal. 2tes Stück. 1818.

1) Die neuen Versuche zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfarth und eines neuen Seeweges nach Indien und China.

Interessant ist die hier niedergelegte Angabe der von König Alfred 901 an gemachten Versuche, durch das Eismeer einen Weg nach Indien zu finden, womit der jüngere Kotzebue in diesem Augenblick noch beschäftigt ist.

2 Merkwürdige Beiträge zur Statistik mehrerer Länder und Städte.

Die Bevölkerung des deutschen Bundesstaats ohne Preußen beträgt 28 Millionen 980,000, inclusive Preußen 36 Millionen Seelen, und zwar in erster Hinsicht:

Oestreich als Bundesstaat	16,000,000	Seelen.
Bayern	3,400,000	—
Hanover	1,300,000	—
Würtemberg	1,390,000	—
Sachsen	1,200,000	—
Baden	1,000,000	—
Kurhessen	540,000	—
Lippe-Detmold	80,000	—
Schaumburg	30,000	—
Waldeck	50,000	—
Weimar	180,000	—
Gotha	180,000	—
Latus	25,260,000	Seelen.

	Transport	25,260,000 Seelen.
Anhaltsche Häuser . .	120,000	—
Schwarzburgsche Häuser . .	116,000	—
Großherzogthum Hessen . .	560,000	—
Hessen-Homburg . .	25,000	—
Sachsen-Meiningen, Coburg, Hildburghausen .	160,000	—
Reußische Häuser . .	84,000	—
Hohenzollernsche Häuser . .	55,000	—
Holstein mit Lauenburg . .	360,000	—
Oldenburg . .	220,000	—
Mecklenburg-Schwerin . .	330,000	—
Braunschweig . .	220,000	—
Mecklenburg-Strelitz . .	70,000	—
Luxemburg . .	240,000	—
Nassau . .	250,000	—
Hamburg . .	126,000	—
Bremen . .	50,000	—
Frankfurth . .	60,000	—
Lübeck . .	44,000	—
Lichtenstein. . .	10,000	—
	Summa	28,350,000 Seelen.

Also umfaßt der deutsche Bund beinahe 29 Millionen Menschen, hierzu kömmt aber noch Preußen als Bundesstaat. Die preußische Monarchie enthält jetzt 9 Millionen 822,000 Menschen, die auf einem Flächenraum von 4980 □ Meilen wohnen. Von dieser Bevölkerung kann man über zwei Drittheile, wenigstens 7 Millionen als zum deutschen Bunde gehörig, rechnen.

3) Spanisches Amerika.

Nirgend ist der richtige Standpunkt klar, auf dem die politischen Angelegenheiten stehen, und der Krieg scheint in Räuberei sich aufgelößt zu haben. Sind Royalisten in Mexico Herren, so sind es in Venezuela und Chili die Insurgenten.

4) Die Züge aus der Charakteristik Ludwig des 17ten sind sehr bemerkenswerth.

5) Rußland.

Wichtig ist die, endlich durch die in Petersburg erschienene Schrift: Moskau's Verbrennung, geschehene Aufklärung, daß weder Russen noch Franzosen dessen Brand veranlaßt, sondern daß er zufällig entstanden sey.

Miszellen. 2tes Heft. 1818.

Sehr interessant wegen der aufgeklärten Halsbandsgeschichte der Königin Marie Antoinette und des Cardinal Rohan. Sie

erklärt sich dadurch, daß der letzte nicht der Anbeter der erstern, sondern von ihr gehaßt war, weil er als Gesandter in Wien ihre Mutter bei Ludwig XV. verspottet hatte; er suchte diese Ungnade von sich abzuwälzen und bediente sich der Unterhändlerin de la Motte, die ihn betrog.

Memoiren der Madame Manson. Nach der französischen Originalausgabe übersetzt. Wien 1818.

Der Prozeß des ermordeten Kaufmann Fualdez in Rhodez in Frankreich macht dort, wie in dem übrigen gebildeten Europa, eine eben so große Sensation, wie der des Calas vor 40 Jahren. Ein reicher Kaufmann in einem bevölkerten Handelsort wird von 2 andern Kaufleuten, die seine Schuldner sind, in das berüchtigte Haus einer Wittwe Bancal am Abend gelockt, in eine Hinterstube geführt, auf einen Tisch gelegt und ihm der Hals abgeschnitten, der Leichnam in einen Sack gesteckt und in der Nacht durch Mordgehülfen in den Fluß Aveyron geworfen, wo er am andern Morgen gefunden wird. So frech sind die Mörder, daß sie am andern Tage in das Büreau des Gemordeten eindringen, seine Schränke vor Zeugen öffnen und die sie betreffenden Papiere entwenden.

Ihre Verhaftung und Prozeß nimmt seinen Anfang. Ganz Rhodez nimmt Parthei und die Gerichte erhalten Notiz, daß eine gebildete Frau Namens Manson Zeugin des Mordes in einem benachbarten Cabinet gewesen sey. Sie wird dadurch in den Prozeß verwickelt, zuletzt als verdächtig gefangen genommen, und zur Untersuchung gezogen, welche noch nicht beendigt ist. Sie hat jene Memoiren drucken lassen.

Ihre Mitwissenschaft oder auch Theilnahme am Morde beruht auf der Thatsache:

Ob sie am 19ten März 1817 Abends im Hause der Bancal gegenwärtig und Zeugin des Mordes gewesen.

Es ist erwiesen: daß sie diese Thatsache ihrem Liebhaber entdeckt, sie hat auch außergerichtlich dasselbe Bekenntniß wiederholt, aber solches vor Gericht niemals ratifizirt, sondern stets behauptet, sie hätte ihren Liebhaber zum Besten gehabt.

Sie sucht nun in diesen Memoiren diese Sache auf ihren Unverstand und Leichtsinn zu schieben, und behauptet darthun zu wollen:

daß sie am 19ten März Abends zur Zeit des Mordes wo anders gewesen sey.

Die Folge der Untersuchung muß dieß näher aufdecken.

Die Memoiren sind übrigens ein Gewebe von Klatschereien, Kleinstädtischkeit, Hin = und Hergerede und französischer Alfanzerei.

Ob es wohl in Deutschland sich denken läßt: daß in einer Provinzial = Gewerbestadt ein Kaufmann von zwei andern um 10 Uhr Abends in einem mitten in der Stadt belegenen Hause förmlich geschlachtet werden könne.

Nur in Frankreich, wo eine Revolution getobt hat, läßt sich dergleichen als möglich denken.

Deutsche Staatsanzeigen von Adam Müller. Märzheft 1818.

Ueber Grundsteuern vom Herrn von Schütz.

Herr W. von Schütz spricht sich hier über die fehlerhafte Beurtheilung dieser und aller andern Steuern aus, die im Preußischen statt finden, dessen sich die preußische Administration und der Staatsrath schuldig gemacht. Er erklärt sich mit Recht gegen die kopflose Kopfsteuer, der er eine geringe Consumtionssteuer vorzieht, und stimmt für eine Quotisation der Provinzen und ihren Ständen zu überlassende Subrepartion.

Bemerkungen über die abseiten der Königl. Preußischen Gesandtschaft am deutschen Bundestage in Betreff der Ausführung des 13ten Artikels der Bundesacte abgegebenen Erklärung.

Adam Müller freut sich über die preußische Erklärung am Bundestage, über die neu zu schaffenden Provinzialstände, Corporationen ꝛc. und zieht wiederholentlich gegen die Gewerbefreiheit, Dienstablösung, methapysische Regierungseintheilung ꝛc. zu Felde. Wir würden dies Raisonnement völlig unterschreiben, wenn der Verfasser nicht die fixe Idee hätte, in unsern großen Gutsbesitzern und ihren Verhältnissen zu ihren Hintersassen einen alten patriarchalischen Familienzustand zu finden, den man man in trugvoller egoistischer Geldwirthschaft nicht finden solle.

Er würde Recht haben, wenn unsere Gutsbesitzer nicht seit 50 Jahren selbst dem Geldgötzen nachgelaufen wären und ihrem Streben das leidige Geld und dessen Gewinn untergelegt hätten.

Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz an Sr. Durchlaucht den Staatskanzler.

Auch darüber freut sich Adam Müller, da er darin ein Rückschreiten zu dem alten Corporationswesen findet, und in dem genialen — oder groben Görres einen neuen Alliirten erblickt.

Journal für Deutschland. 3tes Heft. März.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter (Fortsetzung.)

Diese Critik wird großen Nutzen haben, da sie eine helle Fackel in dem Labyrinth der finstern Gänge dieser Zeiten ist und jeden Jüngling abschrecken wird, sich dahin zurück zu sehnen, wie es einmal wieder Ton geworden ist.

„Die Regierungen waren eine Art militairischer Demokratien, deren Oberhäupter Könige genannt wurden, die Versammlungen bewaffneter freier Krieger entschieden die wichtigsten gesellschaftlichen Angelegenheiten. Von Erblichkeit der Könige war in Rücksicht ihrer Persönlichkeit keine Rede, wenn der Sohn dem Vater im Besitz des Thrones folgte, so geschah es mehr der Bequemlichkeit wegen, die sein Besitzstand darboth. Das königl. Geschäft beschränkte sich in Anführung im Kriege, das Land war in Gaue eingetheilt, an deren Spitze ein Graf (von Greu) stand. Dessen Bestimmung war die Gerechtigkeitspflege unter freiem Himmel. Der Gerichtstag hieß Thing und der Ort Mahlberg, die Gerichtsbeisitzer Schöffen. Geschriebene Gesetze gab es nicht, sondern Herkommen, welches Richter und Schöffen im Gedächtniß behielten. Als Beweismittel galten Zeugen, Eide und Gottesgerichte. Justiz und Krieg begründeten die ganze Regierung. Finanz und Polizei kannte man nicht, Kirch- und Schulwesen eben so wenig.

Diese Staatseinrichtung ist es, welche unsern Deutschthümlern so gut gefällt, und es ist nicht zu leugnen, daß sie für ein Hirten- und Bauernvolk, das nur den Boden anbaut, keine Städte, sondern nur einzelne Höfe kennt, sehr lobenswerth ist. Aber bei uns und einer Bevölkerung von 4000 Menschen auf der Quadratmeile, wodurch die bürgerlichen Verhältnisse so verwickelt werden, ist diese alte Verfassung unanwendbar.

Antwort eines Juristen auf die Anklage des Herrn Jonathan Schuderoff, Doctors der heiligen Schrift, Superintendenten und Oberpfarrers zu Ronneburg.

Der Verfasser weiset den Herrn Schuderoff wegen seiner Aufbauung eines evangelischen Pabstthums recht gründlich zurecht, indem er den Geistlichen vom Priester scheidet, jenen Begriff nur auf Lehre, diesen auf einen politischen Standpunkt begründet und behauptet, daß wir wohl jener, aber nicht dieser bedürftig wären.

Beyträge zur Charakteristik der Frau von Krüdener, von dem Consistorialrath Brescius und dem Professor Dr. Spiker zu Frankfurth a. O. Berlin 1818, bey Dümmler.

Eine sehr interessante Schrift, die sehr viel Licht über diese merkwürdige alte Frau verbreitet und dem Gespräch mit ihr von Prof. Krug in der Hauptsache widerspricht. S. 14. Sie gäbe sich für die Stifterin des heiligen Bundes aus. Sie nennt sich aber sammt ihren Genossen die Mission des heiligen Bundes.

Nach S. 36 hat sie kein eigentliches System und es herrscht kein Zusammenhang in ihren Vorträgen. Neben den geistreichsten Ideen und hoher Andacht liegt bisweilen eine ganze Fülle unbegreiflichen Unsinns. Wenn das tiefbewegte Gemüth sich rührend und ergreifend ausgesprochen hatte, trat nicht selten der Verstand mit dem feinsten Witz hervor.

Von Weimar sagte sie S. 55:

„Weimar und Gotha kann man das deutsche Heidenthum nennen, da hat der Götze unserer Zeit, den sie Göthe nennen, seine Altäre; Preußen hat seine Leiden dem Leichtsinn zu verdanken, mit dem Friedrich das verderbteste Franzosenthum aufgenommen hat.“

S. 60;

„Der unselige dreißigjährige Krieg, welchen die Vernunft mit ihren Hypothesen, Satzungen und Meinungen geführt hat, sollte uns belehren, daß wir auf dem Wege der trüglichen Vernunft nicht zum Ziel gelangen. Ein Götze stürzt den andern, und alle fallen in die Grube. Der großmächtige Kant ist durch Fichte gestürzt und dieser durch Schelling. Wolltet ihr doch einmal eine menschliche Autorität, so solltet ihr zu einem Philosophen des Alterthums gehen, der größer ist denn alle, und dem die übrigen nicht werth sind die Schuhriemen aufzulösen, das ist — Aristoteles Der hat auch schon das große Geheimniß der Trinität in der Natur gefunden. Jetzt häuft man Bücher auf Bücher, erweitert die Wissenschaften und erfindet neue. Da gehts denn dem literarischen Papier, wie dem diplomatischen und Finanzpapier — es hat seinen Credit verloren. Es nahet sich alles einem großen Bankerott. Christum lieb haben, ist besser als alles Wissen.

Der Bauer in Pohlen. Berlin 1818. Vom Geheimen-Justiz-Rath v. Grevenitz.

Ein merkwürdiges, seinen Gegenstand völlig erschöpfendes Büchlein, von dem man mit Recht sagen mag: tot verba tot pondera? Hier findet man kein poetisches Geschwätz von Volk, Freiheit und Constitution, sondern, im ersten Abschnitt, eine ge-

schichtliche Entwickelung der polnischen Gesetzgebung, woraus hervorgeht, daß der polnische Bauer erst seit den letzten 2 Jahrhunderten, seitdem die ständische Verfassung anfing und die erbliche Königl. Gewalt aufhörte, ein rechtloser Sclave des Edelmanns wurde; im 2ten Abschnitt, Andeutungen für eine neue, das Schicksal und das Recht dieser unglücklichen Feldneger milder und zeitgemäßer bestimmende Gesetzgebung. Hier ist also kein Geschwätz, sondern ein auf Geschichte und geschriebene Gesetze gestütztes gründliches Urtheil, das jedermann beherzigen wird und muß, vorzüglich die Regierungen, die Pohlen sich angeeignet haben.

Vom Jahre 1347 fängt der Verfasser seine Geschichte an. Wozu er die ersten Quellen benutzt hat:

„Casimir der Große erläßt ein Statut, worin zwei Classen der Bauern vorkommen:

Solche, die des deutschen magdeburgschen Rechts genießen, oder dem polnischen Juri terrestri unterworfen sind. Diese Eintheilung besteht noch jetzt. Die Rechte der vorhandenen Bauern begründen sich entweder auf alle Verträge, Privilegien, Stiftungs- und Grundbriefen, oder nicht. Jene sind noch heute diejenigen Bauern, welche deutsches Recht genießen, aber auch häufig von den Grundherren darin gekränkt worden sind. Sie bedürfen keiner neuen Gesetzgebung, sondern nur einer strengen Verwaltung der Justiz nach den vorhandenen Gesetzen. An sie schließen sich die Königl. oder Starostey-Bauern an, deren Rechte die Lustrationen enthalten, und für welche sonst das Referendariats-Gericht fundirt war."

Der große Haufe der adlichen Bauern, der keine Rechte hat, sondern hatte, und die ihm unter Siegesmund geraubt wurden, diese sind es, für die der Verfasser hier schreibt. Er beweist:

daß in den ältesten Zeiten der Edelmann nicht einmal die Patrimonialgerichtsbarkeit besaß: daß die Bauern volles Erbrecht ihres un- und beweglichen Vermögens besaßen; daß die Bauern im Wohlstand lebten, so daß Johann Albert 1496 ihnen polizeiliche Luxusgesetze gab; daß sie gesetzlich von 10 Scheffl. Berl. Winteraussaat, oder von der Hufe 52 Spanndienste dem Grundherrn, 2 Gr. Steuer an den Staat und den Naturalzehnten an die Geistlichkeit entrichteten; daß sie persönlich frei, aber glebae adscripti waren; daß aber jährlich 2 Familien aus einem Dorfe abziehen konnten; unter mehreren Söhnen konnte einer für Wissenschaft, Handwerk, oder auswärtigen Dienst bestimmt werden; die Heirathen der Töchter waren unbeschränkt; daß der Umsturz der erblichen Thronfolge 1572 die Rechtlosigkeit des Bauers nach sich zog; daß unter Alexander schon, dann unter Siegesmund Rechtsgesetze erschienen, worin dem adlichen Bauer das Recht versagt wurde, gegen den Grundherrn gerichtliche Klage anstellen zu dürfen; daß die Constitution von 1791 zwar festsetze: Edelmann und Bauer sollten sich jetzt durch Vertrag über ihre Verhältnisse einigen, daß es aber nicht dazu gekommen sey; daß auch die preußische Gesetzgebung $\frac{1793}{1803}$ dem Bauer die Quelle sei-

ner Leiden nicht abgegraben, da sie auf vorhandene Verfassung hinweise; daß endlich Napoleons Decret: Die Sclaverei hört auf, gar nichts gefruchtet, da dem Bauer dadurch seine Scholle nicht eigenthümlich ertheilt sey, und er seitdem auf jährigen Contract sitze. In den Andeutungen für eine neue Gesetzgebung, werden Rücksichten auf 2 verschiedene Culturgrade der Bauern in Pohlen empfohlen, im Großherzogthum Posen aber die erste für einen freien Zustand empfängliche angenommen. Hier soll der Bauer Erbeigenthümer, seine Frohnen auf ein dem Landesgesetz von 1520 entsprechendes Maß gesetzt werden; das preuß. Edikt vom 14ten Sptbr. 1811 und 29ten May 1816 soll Platz finden, wegen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse.

Es wird vorgeschlagen:

daß die Ordnung und Entscheidung zwischen Grundherrn und Bauern einer aus Sachverständigen und Standesgenossen zusammengesetzten Behörde in 2 Instanzen übertragen werde.

Außerdem werden bessere Landschulen, Pfandbriefe, Manufakturen, Armenanstalten, Judenordnung *), landwirthschaftliche Vereine vorgeschlagen.

Es ist ein Codex aller geschriebenen Gesetze über den Bauer in Pohlen angeschlossen, und bemerkenswerth, daß der Verfasser seit 1797 selbst Gutsbesitzer im Großherzogthum Posen ist.

Beglaubte Uebersetzung aus Vincent v. Skrzetuski, Prawo polityczne (politisches Recht) Narodu polskiego (der polnischen Nation.)

Man kann bei dieser Stelle sich nicht entziehen, eines seltenen Beispiels der Menschenliebe für das Landvolk zu erwähnen. Es hinterließ solches ein gewisser Einwohner der Woiwodschaft Sendomir, Namens Johann von Lipnicki, indem er eine gewisse Summe auswarf und bestimmte, daß von den jährlichen Interessen Republic = Abgaben, für arme Landbewohner des Sendomirschen Districts, entrichtet und vertreten werden sollten. Die im Jahr 1647 auf dem Reichstag zu Warschau versammelten Stände des Reichs bestätigten feierlichst diese so schöne und ruhmwürdige Fundation; der Inhalt der diesfälligen Constitution ist folgender:

(Vol. IV. fol. III.) „Die wohlthätige Fundation des Johann von Lipnicki, Einwohner der Woidwodschaft Sendomir, betrachtend, welche derselbe durch seinen eben so frommen als ruhmwürdigen Beitrag gestiftet hat, indem er für die armen

*) Die Juden waren auf dem Lande ein Insekt, das, indem es für sich Honig sucht, unwillkührlich den Blumenstaub forträgt und befruchtet. Das Leben des landwirthschaftlichen Verkehrs, so schwach es ist, hat man meist ihnen zu verdanken.

Dorfbewohner in denen Landgütern der Woiwodschaft und Distrikt von Sendomir die an die Republik von denselben zu entrichtenden Abgaben vertritt, da er ein bestimmtes Capital ausgeworfen, von dessen jährlichen Zinsen die öffentlichen Abgaben für dergleichen arme Unterthanen bestritten werden sollen, wie solches die von ihm dieserhalb ausgestellte Verschreibung weitläuftiger besagt. So haben Wir diese Fundation autoritate des gegenwärtigen Reichstages bestätiget, jedoch aber dabey festgesetzt, daß wenn gedachte Summe hierzu nicht hinlänglich seyn sollte, so sollen diese Unterthanen das Fehlende bei denen zu entrichtenden Abgaben selbst beitragen.

Wie groß diese Summe gewesen, wo selbige locirt und zu welchem Zweck sie jetzt verwendet worden, habe ich aller möglichen angewandten Mühe ohngeachtet nicht erforschen können.

Auch habe ich in denen späteren Constitutionen nicht die geringste Spur gefunden, daß die Republik anderweitig darüber disponirt hätte.

Collationirt

Greyn.

Gespräche über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Deutschland von Dr. N. Schlichtegroll. Tübingen 1818.

Merkwürdig, da diese Schrift eine Verschmelzung der Meinungen Thibauts und Savignis über ein neues deutsches Landrecht versucht.

Archiv für den thierischen Magnetismus. 2ter Band 3tes Stück.

Dieß Heft hat deshalb Werth, da der Vater aller deutschen Magnetiseurs darin auftritt und seine Beobachtungen bekannt macht. Es ist Doctor Heiniken in Bremen, der 1800 schon magnetische Curen unternahm, wo solche verketzert wurden.

So überzeugt er von der großen Bedeutung des Magnetismus ist, so ist er es auch von dem Mißbrauch, und ruft S. 5. aus;

„Aber wehe der armen kranken Menschheit, wenn die bloße Empirie, der Fanatismus, oder wohl gar der Eigennutz dieses Mittel in die Hand nehmen und es in Anwendung bringen, es wird bey ihnen zu Gift und Dolch, und der dadurch gestiftete Schaden greift immer weiter um sich, und hat nur Verderben zum Begleiter.

Leider zeigt es sich täglich, daß in der richtigen, angemessenen und vorsichtigen Anwendung desselben oft schrecklich gefehlet wird. Bald wendet man es bei allen Kranken ohne Unterschied an, ihr Charakter und ihre Beschaffenheiten mögen auch noch so verschieden seyn, bald macht man keinen Unterschied unter den verschiedenen Arten der Anwendung, kümmert sich nicht, wie, und auf welche Theile man einwirkt, wählet die erste die beste Behandlungsweise, und ist froh, wenn man nur Erfolge siehet, sie mögen nun heilsam oder schädlich seyn; bald glaubt man mit der magnetischen Berührung alles geleistet zu haben, und vernachlässiget die dabei noch oft so nöthige ärztliche Behandlung. Auf mannigfache Weise wird in dieser Rücksicht gesündigt, und bei keinem Mittel ist doch so viel Umsicht und Vorsicht in der Anwendung nöthig, als bei diesem. Keines unserer bekannten Mittel, wirkt so unmittelbar ins Nervenleben als in den feinsten und wichtigsten Theil des Organismus, der in alle Funktionen eingreift und das Band zwischen Geist und Körper ausmacht, ein, als dieses; keines hat so wichtige Erscheinungen in seinem Gefolge; über keines sind wir so wenig Herr, als über dieses; denn einmahl in Wirksamkeit gesetzet, können wir ihm keine Grenzen mehr setzen; langwieriges Siechthum, unheilbare Schwäche, Lähmung, Fallsucht und Wahnsinn können eben so gut durch den unweisen und unvorsichtigen Magnetiseur herbeigeführet werden, als er sich durch Kenntniß, Vernunft und Vorsicht zum Wohlthäter der Menschen machen kann. Nicht ohne fromme Scheu sollten wir uns hier dem Heiligthum der sich uns aufschließenden Natur nähern, nicht stürmisch in ihre Pforten eindringen, oder die darin herrschende Ordnung wohl gar stören, und sie nach unserer Phantasie verändern wollen. Sie rächet oft fürchterlich diesen Frevel und läßt uns eine späte Reue als Strafe zurück.

Wer in den magnetischen Erscheinungen keinen höhern Sinn erkennen kann oder will, wem seine große Bedeutung nicht auffällt, wer bei ihm nur den physischen Menschen vor Augen hat, und die Beziehung desselben mit dem Geistigen nicht erräth, wer den Makrokosmus im Mikrokosmus nicht erkennet, der kann sich auch unmöglich zu der Geisteshöhe und Reinheit erheben, worauf der würdige Magnetiseur stehen muß, dem ist es besser, seine Thätigkeit auf andere für ihn mehr geeignete Gegenstände zu verwenden, als sich in diese Sphäre zu wagen.

Abhandlung über Einrichtung und Gebrauch des kleinen Gewehrs von Seydell.

Ein für Artilleristen und Offiziere überhaupt, vorzügliche praktische Darstellung von dem zweckmäßigsten kleinen Gewehr.

Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Seydell. 1818.

Der Verfasser belegt durch sinnige Anführungen aus der alten und neuen Geschichte folgendes Ideal einer deutschen Festung.

Man wähle ein Terrain zur Anlage der Festung, wo der Belagerer, durch Terrainabschnitte getrennt, in Abtheilungen anrücken muß, und wo man außerhalb der Festung eine vortheilhafte Vertheidigungssphäre von Schanzen, Blockhäusern *), Thürmen rc. erhalten und dadurch zugleich dem Belagerer das Einschließen des Platzes möglichst erschweren kann. Ströme und Flüsse entsprechen dieser Bedingung vorzüglich, anderer großen Vortheile nicht zu gedenken.

Der Hauptumfassung des Platzes gebe man entweder eine tüchtige Mauer und kasemattirte Bollwerksthürme; letztere wie kleine Forts mit gedeckten Batterien, nach allen Seiten vertheidigungsfähig und nicht leicht Bresche zu legen (Albrecht Dürrer, ingleichen der, in der Belagerung Magdeburgs von Bruch und Feldsteinen erbaute, und 1500 Kanonenkugeln Widerstand leistende Thurm rc. geben dazu gute Fingerzeige); oder wie Cüstrin mit kasemattirten Wällen und Mauern en Decharge. Die Bollwerksthürme wie vorstehend. In jedem der beiden Fälle nach einem vorliegenden Mantel von Erdwerken. Und weil die Vertheidigung einer Festung bei der Hauptumfassung eben so wenig anfangen, als enden darf, so muß das Innere des Platzes eine solche Einrichtung erhalten, daß, wenn auch der Belagerer die Hauptumfassung irgendwo durchbricht, ihm der Eingang durch die Breschen, so wie das weitere Vorschreiten von den, der Bresche zur Seite liegenden Thürmen und von den innern Gebäuden des Platzes mehr, als bei allen schon eroberten Werken erschwert, nur mit steigendem Verlust an Menschen, Geschützen u. s. w. möglich werde. Wozu dann hinter den Breschen, in den Straßen, und wo es erforderlich ist, schnell Abschnitte von Holz und Erde, nach dem Beispiel der Gallier erbaut, vortreffliche Dienste leisten. In Ermangelung des Holzes werden von den Häusern, Dachsparren, Balken rc. genommen.

Die Mund = und Kriegsprovision wird in bombensichern Behältnissen unter dem Erdmantel, kasemattirten Thürmen, guten Kellern u. s. w. untergebracht.

Antwort auf die Zuschrift des Herrn Dctr. Schleiermacher über die Prüfung der Harmsischen Sätze. Leipzig und Hannover 1818.

Eine Streitschrift gegen Dr. Schleiermacher über Kirchenvereinigung, der Manier jenes nachgebildet, mit der größesten

*) In der Belagerung von Stettin kommen schon Blockhäuser vor.

Heftigkeit dem Gegner die bittersten Dinge zu sagen, eine dem Satyriker wohl, aber christlichen Religionslehrern schlecht anstehende Manier. Wohin man Dr. Schleiermacher zu zählen hat, als Prediger, politischen Redner, oder Landsturmsofficier, weiß man zwar nicht, andere Geistliche sollten aber seinem Vorbilde nicht folgen.

Was sollen wohl die Layen dazu sagen, wenn die Cleriker die Kirchenvereinigung nur darum bewirkt zu haben scheinen, um sich zu veruneinigen, und sich vor dem Publikum gegenseitig anzufeinden?

Mir scheint es, daß die christliche Liebe keinen Antheil an dieser Vereinigung habe, oder gleiche Ueberzeugung in der Lehre, sondern auf der Seite des evangelischen Publikums Gleichgültigkeit, auf der Seite der Geistlichkeit Herrschsucht. Die Vereinigung der Altäre und die Synode sollen eine Kirche, deren reiche Ausstattung und eine Corporation, genannt: Priesterschaft, hervorbringen, als Gegensatz der rechtlichen Macht.

Das ist das Ganze, und freilich konnte aus diesem Gesichtspunkte betrachtet die hiesige Synode keinen qualifizirteren Präsidenten als Herrn Doktor Schleiermacher wählen. Welchen Zweck mag die Regierung haben, wenn sie nach und nach den König von der Souverainität entkleidet?

Die Kirche eine Corporation, die Stände eine Corporation, die Domainen veräußert, die Armee in Landsturm umgeschaffen, ein beschließender Staatsrath; wird da der König nicht bald dem ehemaligen deutschen Kaiser ähnlich werden?

Beiträge zur Kunde Preußens. Erster Band. 4tes Heft.

1) Gedrängte actenmäßige Darstellung des Zustandes der Provinz Ostpreußen in den Jahren 1807 — 1815.

Unglaublich ist es fast, was Altpreußen seit 1804 den Franzosen und dem Vaterlande für Opfer gebracht hat und außerdem durch Epidemien, Mißerndten und Getreidehandelssperren gelitten hat, jedoch muß man davon den Gewinn abrechnen, den die Handelsstädte durch den Handel mit englischen Waaren während der französischen Continentalsperre gewannen.

Im November 1807 hatte die Provinz gegen 1805 weniger: 168,663 Pferde, 31,270 Füllen, 94,077 Ochsen, 145,255 Kühe, 81,597 Stück Jungvieh, 299,873 Schaafe und 233,488 Schweine. Der damalige ganze Verlust wurde auf 65,659,391 Thlr. berechnet. Im Jahre 1813 hat Ostpreußen 2,052,936 Thlr. beigetragen, incl. 195,832 Thlr. freiwillige Beiträge, 34,802 Soldaten und 10300 Mann mehr als verlangt worden sind.

2) Beitrag zur Geschichte des Preuß. Bosniacken-Corps, vorzüglich über dessen Ursprung und seine ersten Offiziere.

Eine höchst merkwürdige Geschichte, worin gezeigt wird, daß unter diesem Corps ursprünglich Türken sich befanden, die einen merkwürdigen Lebenswandel führten.

Europäische Annalen. 2tes Stück.

Enthält bloß die sehr interessante geschichtliche Darstellung über das geheime Ministerium Ludwig des 15ten, alles übrige ist von keinem großen Interesse. Jenes geheime Ministerium unter dem Herzog Broglio war dem öffentlichen des Choiseul entgegengesetzt. Es war gegen die östreichische Allianz, dieses dafür, indem es von dem alten französischen politischen System ausging, Frankreich durch Oestreich stets zu vergrößern. Maria Theresia und Kaunitz zogen die Maitresse Ludwig des 15ten, Madame Pompadour, in ihr Interesse, und stürzten durch dieselbe das geheime Ministerium, bewirkten die innige Allianz mit Oestreich und die Verheirathung Ludwig des 16ten mit Maria Antoinette.

Ueber das Verhältniß der Juden zu den Christen in den deutschen Handelsstädten. Leipzig in der Stillerschen Buchhandlung, 1818.

Unter allen Schriften, welche gegen die Juden gerichtet sind, ist diese die gründlichste, weil sie nicht aus der mosaischen Religion ihre Beweise von der Gefährlichkeit der Juden in christlichen Staaten herleitet, sondern aus den Gewerben, die sie treiben, wozu ihnen die jetzige Gewerbefreiheit so großen Spielraum giebt. Der ursprüngliche Charakter der Juden wird als mehr geeignet für solche Gewerbe geschildert, die eher auf Schein und großen Gewinn, als auf Ausdauer und Fleiß begründet sind.

Das Ganze schließt damit und gewährt das Resultat:

daß der Jude bei der Gewerbefreiheit, dem immer steigenden Luxus und bei der zunehmenden Geldgier, um den Luxus zu befriedigen, Herr des Christen werden muß.

---

3) Werden wir, unter der stehenden Rubrik: **Rückblicke in die nächste Vergangenheit**, eine Uebersicht der neuesten Begebenheiten in den europäischen Staaten, und eine kurze Kritik der interessantesten politischen Journale nud Flugschriften, geben.

Von dem **Neunten** Hefte an, hat die **Maurersche** Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, die Hauptbesorgung dieses Journals übernommen. Der Beifall, welchen das Publikum diesem Journale geschenkt hat, ermuntert uns, statt der bisher erschienen zwanglosen Hefte, das Journal als **Monatsschrift** fortzusetzen, und jährlich 12 Hefte zu liefern. Es erscheint daher vom Januar 1817, und zwar vom 13ten Hefte an, monatlich ein Heft von 8—9 Bogen, im Verlage der Maurerschen Buchhandlung in Berlin. Durch alle löblichen Preußischen Postämter können Bestellungen darauf gemacht, und dasselbe regelmäßig bezogen werden. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften ist 8 Rthl. Courant, der Preis des einzelnen Heftes 20 Gr. Alle Beiträge bitten wir an die **Maurersche** Buchhandlung in Berlin zu senden, an welche auch alle Bestellungen und Zahlungen unmittelbar, oder durch die löblichen Postämter und guten Buchhandlungen, zu machen sind.

Alle Bedingungen, welche für das Jahr 1817 galten, behalten auch für das Jahr 1818 ihren Werth; sowohl in Betreff des zu liefernden als das des zu fordernden.

Berlin im Januar 1818.

Die Redaktion der Freimüthigen Blätter.

Inhalt.

		Seite
I.	Denkschrift über die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Meisterschaften und Zünfte.	477
II.	Marginalien zu dem neulich erschienenen Werk betitelt: das Heer von Inneröstreich im Kriege 1809.	506
III.	Anzug und Würdigung der Schefferschen Schrift: über Englands Volk und Regierung.	528
IV.	Ueber das Verhältniß eines Volkes zu seiner Verfassung.	543
V.	Merkwürdiger Prozeß des D. Carlos von Oestreich Prinz von Asturien (Fortsetzung.)	566
	Rückblicke auf die neueste politische Literatur.	

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: Neueste Behandlung eines Preußischen Staatsbeamten. Eine, mit Aktenstücken belegte Selbstbiographie aus der Epoche von 1811—1817 vom Regierungs-Rath M. J. C. W. Grävell. 2s Heft. Preis 1 Rthl. 12 Gr.

Es enthält außer den Verfolg der Geschichte folgende höchst interessante Aufsätze: I.) die Erscheinung des Hasses guter Menschen, II.) der Haß der Wahrheit, III.) die gerichtliche Verfolgung, IV.) das Forum der öffentlichen Meinung, V.) die Entwickelung der gegenwärtigen Zeit, VI.) der Umfang der Disciplinargewalt, VII.) die Justiz über Amtsführung.

In diesen kräftigen durchdachten Aufsätzen wird jeder den scharfsinnigen Verfasser des mit so allgemeinen Beyfall aufgenommenen Werkes: der Mensch, erkennen.

Vom 1. Heft sind auch noch Exemplare zu 1 Rthlr. 12 Gr. zu erhalten.

Leipzig, den July 1818. Gräffsche Buchhandlung.

Freimüthige Blätter

für

Deutsche,

in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

Herausgegeben

von

Friedrich von Cölln.

Des Jahrg. 1818 Siebentes Heft.

Zusammenhaltet euren Werth,
Und euch ist niemand gleich.
Göthe.

Berlin, 1818.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße No. 29.

Digitized by Google

Plan und Ankündigung.

Die *Freimüthigen Blätter für Deutſche*, in *Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthſchaft*, nahmen i. J. 1815 zu einer Zeit ihren Anfang, wo Napoleon in Cannes gelandet war, und ein neuer Krieg gegen ihn Europa unter die Waffen brachte.

Wir richteten daher dieſe Zeitſchrift vorzüglich auf die Tages-Geſchichte und die Kriegsbegebenheiten, die aber mit dem Pariſer Frieden endigten. Es blieb daher nur der zweite Zweck zu erreichen übrig: Mittheilung europäiſcher neuer, zunächſt deutſcher, organiſcher Geſetze.

Wir haben nun, mit dem Achten Hefte, für jene Zwecke die *Freimüthigen Blätter* geſchloſſen, indem wir dieß Journal künftig, für folgende Zwecke, in drei Abtheilungen, dem Publikum vorlegen wollen:

1) Wollen wir einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutſchlands, beſonders Preußens. Dahin gehören Vorſchläge zu zeitgemäßen Verbeſſerungen der Verfaſſung und Verwaltung. Jeder Aufſatz in dieſer Hinſicht, mag er unſere eigene Ueberzeugung ausſprechen, oder die entgegengeſetzte Meinung, ſey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung.

2) Wollen wir aus der auswärtigen Literatur intereſſante Auszüge und Ueberſetzungen neuer politiſch-militairiſcher Schriften, mittheilen.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter
für
Deutsche.

I.
Merkwürdiger Prozeß
des
Don Carlos von Oesterreich, Prinz von Asturien.

Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente.

(Beschluß.)

VIII. In demselben Maaße, in welchem D. Carlos neue Hoffnungen, Geld zu erhalten und seine Reise auszuführen, schöpfte, überließ er sich noch mehr verbrecherischen Plänen. Noch vor Weihnachten desselben Jahres 1567 hatte er den schrecklichen Vorsatz gefaßt, seinem Vater das Leben zu nehmen; er fing sogleich an ohne alle Vorsicht, ohne irgend einen Plan, ohne alle kluge Beurtheilung, und er zeigt dadurch, daß sein Unternehmen mehr das eines Narren, als eines Verbrechers oder Aufruhrstifters war; denn er war nicht Herr seiner Geheimnisse, und wandte nicht die geringste Vorsichtsmaaßregel gegen die Gefahren, denen er sich bey diesen Versuchen aussetzte, an. Philipp war im Escurial und die ganze königl. Familie in Madrid. Sie mußte

BIBLIOTHECA
REGIA

daselbst Sonntags, am 28sten December, am Innocentiustage, beichten und das Abendmahl nehmen; dies war eine am Hofe hergebrachte Gewohnheit, um eine Jubelfeier zu erhalten, welche den Königen von Spanien von den Päbsten zugestanden war. D. Carlos beichtete Sonnabends, den 27sten desselben Monats, bey dem gewöhnlichen Beichtvater F. Diega de Charés, einem Dominicaner (welcher in der Folge Beichtvater des Königs wurde): der Prinz erzählte bald nachher mehrern Personen, daß sein Beichtvater, nachdem er ihm sein Vorhaben bekannt gemacht, daß er einen Menschen, der eine sehr hohe Würde bekleide, tödten wolle, die Absolution verweigert habe, weil er die Ausführung seines Vorhabens nicht habe aufgeben wollen. D. Carlos ließ andere Geistliche aufsuchen, erhielt aber von ihnen denselben abschläglichen Bescheid. Er griff nun zu einem andern Mittel, indem er von dem F. Johann von Tobar, Prior des Dominicaner-Klosters zu Atocha, verlangte, ihm zu versprechen, daß er ihm am folgenden Tage eine ungeweihte Hostie geben wolle; er hatte dabey die Absicht, denen bey dieser Ceremonie Gegenwärtigen glauben zu machen, daß er eben so vorbereitet, wie Johann von Oesterreich, Alexander Farnese und die übrige königl. Familie, das heil. Abendmahl empfange. Der Prior merkte sehr leicht, daß er es mit einem Unsinnigen zu thun habe, und in dieser Ueberzeugung fragte er ihn, wer die Person sey, die er tödten wolle, und fügte hinzu: daß, wenn er den Rang kenne, in welchem sie stehe, dies vielleicht hinreichend seyn werde, ihn von der weitern Forderung, von seinem Vorhaben abzustehen, zu entbinden. Dieser Vorschlag war zwar von Seiten des Priors äußerst dreist, aber es kam hier darauf an, den Prinzen einmal in den Fall zu setzen, den Namen der Person zu nennen, auf welche es abgesehen war, und der Erfolg konnte nicht erwünschter seyn. D. Carlos zögerte nicht, den, dem er sein Daseyn verdankte,

als den Gegenstand seines Hasses zu nennen, und machte gleich darauf dieselbe Erklärung seinem Onkel, Johann von Oesterreich. Einer der Thürsteher am Zimmer des Prinzen, welcher Augenzeuge und Mithandelnder bey allen diesen Vorfällen war, hat einen treuen Bericht darüber erstattet; da dieser ein sehr wichtiger Belag der Geschichte und noch nicht abgedruckt ist, so werde ich eine Copie davon mittheilen, wenn ich von der Gefangennehmung des Prinzen, bey welcher dieser Thürsteher ebenfalls gegenwärtig war, reden werde.

IX. Die Geschäfte des Garcie Alrarez Osorio zu Sevilla wurden mit solcher Thätigkeit betrieben, daß er in kurzer Zeit sehr viel Geld verschaffte. D. Carlos, unterrichtet von diesem Fortgange, beschloß, sich gegen die Mitte des Monats Januar 1568 auf die Reise zu begeben, und machte seinem Onkel, D. Johann, den Vorschlag, ihn zu begleiten, wie ihm dieser solches vom Anfang an versprochen hatte. D. Carlos hatte ihm sein ganzes Vorhaben, sobald er es beschlossen hatte, mitgetheilt, ohne, aus Mangel an Verstande, zu erwägen, daß der Onkel sein Geheimniß nicht verschweigen konnte, und daß er sich der größten Gefahr aussetzte, indem er ihm dieses Geheimniß anvertraute. Das, was er hätte fürchten sollen, trat wirklich ein. Denn D. Johann nahm nicht Anstand, dem Könige Rechenschaft von seinen Unterhaltungen mit D. Carlos zu geben, sobald diese geendigt waren. D. Carlos machte seinem Onkel große Versprechungen, welcher, seiner Seits, ihm antwortete, daß er bereit sey, alles zu thun, daß er aber fürchte, die Reise werde, wegen der Gefahren, die damit verbunden wären, nicht ausführbar seyn. D. Johann stattete dem Könige auch von diesem letztern Umstande Bericht ab. Der Monarch war noch im Escurial; er zog mehrere Theologen und Rechtsgelehrte darüber zu Rathe: ob er mit gutem Gewissen noch ferner sich verstellen und scheinen dürfe, als wisse

er von der ganzen Sache nichts, um auf diese Art die Ausführung der Reise seines Sohnes statt finden zu lassen. Martin d'Alpizcueta (sehr berühmt unter dem Namen des Doctors Navarra, weil er in diesem Königreiche geboren war) war unter der Zahl derjenigen, welche der König zu Rathe zog; seine Meinung fiel gegen den Vorsatz, den D. Carlos abreisen zu lassen, aus; er stellte vor, daß es Pflicht eines jeden Souverains sey, bürgerlichen Kriegen vorzubeugen; daß man diese aber als Folge von einer ähnlichen Reise befürchten müsse, wodurch man vielleicht die treuen Unterthanen Flanderns den Händen der Aufrührer überliefert sehen würde; daß die Geschichte unzählige Beyspiele davon gäbe, namentlich in der neuern Zeit die Ludwigs XI., Königs von Frankreich, der, als Dauphin und Erbe seines Vaters, Karl VII., den Hof verließ, und sich in die Staaten und zu dem Herzog von Burgund begab. Cabrera setzt noch hinzu, daß auch Melchior Cano, Ex-Bischof der Canarien, in dieser Angelegenheit mit zu Rathe gezogen worden sey; allein dieser Schriftsteller irrt sich, denn Melchior war schon 1560 gestorben *).

X. Der Prinz theilte seinen Entschluß auch dem F. Diego von Charés, seinem Beichtvater, mit. Dieser versuchte, ihn auf andere Meinung zu bringen, konnte aber nichts ausrichten. D. Carlos stattete einen Besuch bey der Frau des D. Louis von Cordova, Oberstallmeister des Königs, ab. Diese Dame merkte aus einigen Ausdrücken, welche ihm entschlüpft waren, daß er Willens sey, abzureisen; sie eilte, diese Nachricht ihrem Manne, welcher sich bey dem Könige im Escurial befand, mitzutheilen und dieser übergab den, von seiner Frau erhaltenen Brief an Sr. Majestät. Endlich, am Sonnabend, den 17ten Januar 1568, schickte D. Carlos an D. Ramon de Tasis, den

*) Cabrera; Histoire de Philippe II., liv. 7. ch. 22.

General-Postdirector, den Befehl: in der nächsten Nacht 8 Pferde für ihn bereit zu halten. Tasis fürchtete, daß dieser Befehl vielleicht ein, dem Dienste des Königs nachtheiliges Geheimniß enthalten möchte, indem er den Charakter des Prinzen kannte und von den Gerüchten erfahren hatte, welche in Madrid sich verbreiteten: diese Gründe bewogen ihn, dem D. Carlos zu antworten, daß alle Postpferde bereits genommen wären, und so gewann er zugleich Zeit, dem Könige von dem, was vorging, Nachricht geben zu lassen. Der Prinz sandte einen ueuen Befehl, welcher weit dringender war, als der erste. Tasis, welcher seinen Jähzorn fürchtete, ließ sogleich alle Postpferde, welche in Madrid waren, aus Madrid gehen und begab sich ins Escurial. Der König kam nach Pardo (einem, 2 Lieues von Madrid entfernten Schlosse); D. Johann von Oesterreich, unterrichtet von seiner Ankunft, begab sich ebenfalls dahin. D. Carlos, der von der Reise seines Vaters nichts wußte, wünschte eine Unterredung mit seinem Onkel zu haben, und reiste deshalb nach Retamar *), wohin er ihn zu sich einladen ließ. Der Prinz theilte ihm seinen ganzen Reiseplan mit; er sagte ihm, daß Garcie Alrarey Osorio, mit 150,000 Rthlr., auf Abschlag der 600,000, die er verlangte, aus Sevilla angekommen sey, und daß er die nöthigen Befehle ertheilt habe, um den Ueberrest in Wechseln, während seiner Reise zu erhalten. D. Johann antwortete ihm, daß er bereit sey, ihn zu begleiten; aber sobald er ihn verlassen hatte, ging er zum Könige zurück, um ihm Rechenschaft von dem zu geben, was er so eben gehört hatte. Der Monarch reiste darauf nach Madrid zurück, woselbst er wenige Augenblicke nach dem D. Carlos ankam **).

*) Retamar war eine Lieue, ungefähr auf dem halben Wege von Madrid nach Pardo belegen.

**) Cabrera lib. 7. cap. 22. — Wander-Hamen: Vie de D. Jean d'Autriche lib. 1.

Dritter Abschnitt.

Die Gefangennehmung D. Carlos.

I. Die Ankunft des Königs veränderte ein wenig die Maaßregeln des D. Carlos und hinderte ihn, darauf zu bestehen, die Pferde noch in dieser Nacht haben zu wollen; er verschob die Sache bis zum folgenden Morgen, um desto besser überlegen zu können, was er zu thun haben würde. An diesem Tage (es war der Sonntag den 18ten Januar) begab sich der König zur Messe und wohnte derselben öffentlich mit D. Carlos und D. Johann bey. Dieser letztere begab sich zum Prinzen, welcher ihm sehr dringende Fragen im Betreff der Ankunft seines Vaters vorlegte. Die Antworten desselben waren wahrscheinlich nicht genügend genug, denn er wurde genöthigt, den Degen zu ziehen, um sich gegen seinen Neveu zu vertheidigen, und um Hülfe zu rufen; dies führte Menschen herbey, welches dann einen Auftritt endigte, welcher sehr tragisch hätte werden können. Der König sah nun wohl ein, daß er es nicht länger verschieben dürfe, strenge Maaßregeln zu ergreifen; er berathschlagte deshalb mit einigen Personen seines geheimen Rathes und es wurde beschlossen, daß der Prinz noch in dieser Nacht eingezogen werden solle, und dieser Beschluß wurde auch wirklich ausgeführt; man bemächtigte sich seiner Papiere, seiner Waffen und seiner Gelder. Louis Cabrera hat wohl einige nähere Umstände bey diesem Ereignisse geschildert, aber ich ziehe es doch vor, mich auf die schriftliche Erzählung, welche der Thürsteher einige Tage nachher aufgeschrieben hat, zu beziehen.

II. „Es waren, sagte er, schon einige Tage verflossen, „wo der Prinz, mein Herr, keinen Augenblick Ruhe genossen hatte; er sagte unaufhörlich, daß er wünsche, einen „Menschen zu tödten, den er hasse. Er theilte diesen Vor=

„saß dem D. Johann von Oesterreich mit, dem er jedoch „den Namen und die Person verschwieg, die er meinte. „Der König ging ins Escurial, wo er den D. Johann ru„fen ließ. Was der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewe„sen, weiß man nicht, man glaubt nur, daß sie die un„glücklichen Pläne des Prinzen betrafen. D. Johann ent„deckte ohne Zweifel alles, was er wußte. Bald ließ der „König eiligst den Doctor Velasco rufen; er unterhielt „sich lange mit ihm über seine Pläne und über die Werke „des Escurials, gab Befehle und setzte hinzu, daß er sobald „nicht wieder hierher kommen würde. Während dies vor„ging, kam der Tag der Jubelfeier heran, welchen der „ganze Hof um Weihnachten zu feiern gewohnt war. Der „Prinz ging am Abend des Sonnabends in das Kloster „des heil. Hieronymus *); ich hatte damals die Wache bey „ihm. Seine königl. Hoheit hatte in diesem Kloster ge„beichtet, konnte aber wegen schlechten Vorhabens die „Absolution nicht erhalten; der Prinz wandte sich daher „an einen andern Beichtvater, welcher sie ihm aber eben„falls verweigerte. Der Prinz sagte zu ihm: entschließt „Euch schneller; der Mönch antwortete: lassen Ew. königl. „Hoheit über diesen Fall mehrere Gelehrte berathschlagen. „Es war acht Uhr Abends; der Prinz ließ sogleich in sei„nem Wagen die Theologen von dem Kloster Atocha **) „holen. Es kamen deren 14, je zwey und zwey; uns „schickte er nach Madrid, um die beyden Mönche Albarado, „der eine ein Augustiner, der andere ein Mathuriner, zu

*) Dies Kloster von der Ordnung der Hieronymiten wurde von Heinrich IV. gestiftet. Dicht neben dem Kloster ist der alte Palast des Königs, genannt Buen Retiro.

**) Atocha ist ein Dominikaner-Kloster neben dem Palais Buen Retiro, an der Morgenseite.

„holen; er stritt mit allen, und bestand hartnäckig darauf, „daß er absolvirt seyn wolle, indem er fortwährend wieder= „holte, daß er einen Menschen bis zum Tode hasse. Da „alle diese Geistlichen erklärten, daß das, was der Prinz „verlange, unmöglich sey, so dachte er ein anderes Mittel „aus und forderte, daß man ihm eine ungeweihte Hostie „gäbe, damit der Hof glauben möchte, daß er dieselben „Pflichten beobachtet habe, wie die übrige königl. Familie. „Dieser Antrag setzte alle Geistliche in die größte Bestür= „zung; man handelte in dieser Conferenz noch viele ande= „re, höchst delikate Punkte ab, welche hier zu wiederholen, „mir nicht erlaubt ist. Alles ging sehr schlecht: der Prior „des Klosters Atocha nahm den Prinzen bey Seite und suchte „von ihm auf sehr feine Weise zu erfahren, welchen Rang „derjenige habe, welchen er tödten wolle; er antwortete „ihm: daß es ein Mann von sehr hohem Range sey, und „dabey blieb er stehen. Endlich betrog ihn der Prior, indem „er zu ihm sagte: Gnädigster Prinz, sagen Sie, wer der „Mensch ist, vielleicht wird es möglich seyn, Ihnen die „Absolution zu geben, nach dem Maaßstabe der Genug= „thuung, die Ew. königl. Hoheit daraus nehmen wollen. „Der Prinz antwortete hierauf, es sey der König, sein „Vater, den er hasse und dem er das Leben nehmen wolle. „Der Prior sagte hierauf mit ganz ruhigem Tone: „Wollen Ew. königl. Hoheit Ihren Vater selbst tödten, „oder lieber sich dazu eines andern bedienen? Der Prinz „blieb fest bey seinem Vorsatze, erhielt die Absolution nicht „und konnte das Jubiläum nicht feiern. Dieser Auftritt „endigte sich zwey Stunden nach Mitternacht; alle Geistli= „chen gingen, tief bewegt von Traurigkeit, sein Beichtvater „vorzüglich vor den übrigen, in ihre Wohnung zurück. „Am andern Morgen begleitete ich den Prinzen auf seiner „Rückreise ins Palais und man schickte ins Escurial, um

„den König von allem zu benachrichtigen, was sich so eben „zugetragen hatte."

III. „Der König begab sich am Sonnabend *) nach „Madrid; am folgenden Morgen ging er, in Begleitung „seines Bruders und der Prinzen **), die öffentliche Messe „zu hören. D. Johann, krank von Kummer, besuchte an „diesem Tage den D. Carlos: dieser ließ die Thüren ver„schließen und fragte ihn: welches der Gegenstand seiner „Unterhaltung mit dem Könige, seinem Vater, gewesen sey? „D. Johann antwortete ihm, daß die Rede von den „Galeeren ***) gewesen sey. Der Prinz that noch sehr „viele Fragen, um doch etwas mehr zu erfahren; als er „aber sahe, daß sein Onkel ihm doch nichts mehr entdeckte, „zog er den Degen; D. Johann zog sich bis an die Thüre „zurück und da er diese verschlossen fand, machte er sich „zur Gegenwehr bereit, indem er sagte: Halten Sie ein, „Ihro Hoheit! Da die, welche draußen waren, dieß ge„hört hatten, öffneten sie die Thüren und D. Johann be„gab sich nach seiner Wohnung zurück. Der Prinz fühlte „sich unwohl und legte sich bis 6 Uhr Abends nieder, dann „stand er auf und zog einen Schlafrock an. Da er von „acht Uhr an noch nüchtern war, so ließ er sich einen ge„kochten Kapaun bringen; um halb zehn Uhr legte er sich „wieder zu Bette: ich hatte an diesem Tage noch den „Dienst und aß zu Abend im Palais."

---

*) Dies war nicht der nächste Sonnabend, welcher auf den 3ten Januar 1568 fiel, auch nicht der nächstfolgende, welches der 10te war, sondern der dritte, nehmlich der 17te Januar, der Tag vor der Gefangennehmung des D. Carlos.

**) Der Prinzen von Ungarn und Böhmen, welche sich damals, so wie D. Johann von Oesterreich und Alexander Farnese, in Madrid befanden.

***) Man ließ damals einige Galeeren ausrüsten, worüber D. Johann von Oesterreich zum Befehlshaber ernannt war.

IV. „Um 11 Uhr Abends sah ich den König die Treppe „herunter kommen, er war begleitet von dem Herzog von „Feria, von dem Ober-Prior *), dem General-Lieutenant „der Garden und zwölf der letztern. Der Monarch war „über den Kleidern bewaffnet und hatte das Haupt mit „einem Helm bedeckt; er nahm seinen Weg durch die „Thüre, wo ich mich befand; mir wurde befohlen, sie zu „verschließen und sie niemanden, wer er auch seyn möge, „zu öffnen. Alle diese Personen waren schon in das Zim„mer des Prinzen eingetreten, als er aufschrie: wer ist da? „Die Offiziere hatten sich seinem Bette von der Kopfseite „genähert und sich seines Degens und seines Dolches be„mächtigt; der Herzog von Feria hatte auch ein, mit zwey „Kugeln geladenes Feuergewehr **). Da der Prinz aufge„schrieen und sich Drohungen erlaubt hatte, antwortete man „ihm: der Staatsrath ist hier. Er wollte seine Waffen „ergreifen und davon Gebrauch machen, und sprang auch „schon aus dem Bette, als der König eintrat. Hierauf „redete der Sohn seinen Vater an: was wollen Ew. „Majestät von mir? Ihr sollt es bald erfahren (antwor„tete der Monarch). Man ließ hierauf sogleich die Thü„ren und Fenstern vernageln; der König befahl dann dem „D. Carlos, in diesem Zimmer sich so lange ruhig zu verhal„ten, bis er ihm die weitern Befehle zusenden würde; er rief „zugleich den Herzog von Feria und sagte zu ihm: ich über„gebe Euch die Person des Prinzen, damit Ihr Sorge da„für traget und sie bewachet: und indem er sich zu dem „Ludwig Quijada, dem Grafen von Lerma, und dem D.

*) Der Ober-Prior des Ordens des heil. Johannes v. Jerusalem, dies war D. Anton v. Toledo, Bruder des Herzogs v. Alba und Staatsrath.

**) Der Herzog von Feria war Generalkapitain der Königl. Garden und Staatsrath.

„Rodrigo von Mendoza *) wandte, sagte er ihnen: ich be„auftrage Euch, den Prinzen zu bedienen und ihn zufrieden „zu sprechen. Thut nichts von dem, was er Euch befehlen „wird, ohne daß ich vorher davon unterrichtet worden bin. „Ich befehle, daß jederman ihn treu bewache, bey Strafe „als Verräther behandelt zu werden. Bey diesen Worten „stieß der Prinz ein lautes Geschrey aus, und sagte: Ew. „Majestät würden besser thun mich zu tödten, als mich ge„fangen nehmen zu lassen; es giebt einen großen Anstoß „im ganzen Königreiche; wenn Ew. Majestät es nicht thun, „so werde ich mich wohl selbst tödten können. Der König ant„wortete: daß er sich wohl hüten werde dies zu thun, denn „dergleichen Handlungen schickten sich nur für Narren; der „Prinz entgegnete: Ew. Maj. behandeln mich so schlecht, „daß sie mich zu diesem Extrem nicht als einen Narren, „sondern als einen Verzweifelten, zwingen werden; es „wurde noch mancherley von dem einen und dem andern „Theile darüber gesprochen, aber nichts entschieden, weil „dies weder die Zeit, noch der Ort erlaubten."

V. „Der König begab sich zurück; der Herzog nahm „alle Thürschlüssel an sich; entfernte alle Kammerdiener „und übrige Bedienten des Prinzen; stellte die Garden vor „das Cabinet, nemlich: vier Monteros d'Epinosas **), vier „spanische Hellebardiers und vier deutsche mit ihrem Lieute„nant. Hierauf ging er nach der Thür, wo ich war; da„selbst stellte er vier andere Monteros und vier Gardisten

*) Ludwig v. Quijada war Herr von Villagarcia, Sohn desjenigen, welcher Major-Domus bey Karl V. als der sich zur Ruhe begab, war. Der Graf Lerma war in der Folge erster Herzog und Liebling Philipp III. D. Rodrigo v. Mendoza erstgebohrner Sohn des Prinzen Eroli.

**) Anm. des Uebers. Monteros; Siehe die Erklärung weiter unten XII. Note 1.

„auf, und mir befahl er wegzugehen. Man bemächtigte „sich nun der Schlüssel zu den Sekretairs und Koffern des „Prinzen und der König ließ sie in seine Appartements „bringen; man ließ die Betten der Bedienten wegnehmen: „der Herzog von Feria, der Graf v. Lerma und D. Rod- „rigo hielten diese Nacht hindurch die Wache bey Sr. Ho- „heit; während der übrigen Nächte wurde die Wache von „zwey Kammerherrn gehalten, welche sich alle 6 Stunden „ablöseten; es waren deren sieben, welche der König zu die- „sem Dienst bestimmt hatte, diese waren: der Herzog v. „Feria, Rui Gomez *), der Prior D. Anton v. Toledo, Louis „Quijada, der Graf v. Lerma, D. Fabrique **), und D. „Juan de Valesco ***); sie waren bey diesem Dienste nicht „bewaffnet. Die Garden erlaubten uns nicht, uns zu „nähern, weder bey Tage noch bey Nacht. Zwey Kammer- „herrn deckten den Tisch; die Major-Domus holten das „Essen aus dem Hofe. Man erlaubte nicht ein Messer „hinein zu bringen, man brachte vielmehr alles Fleisch ganz „zerschnitten. Man las keine Messe in dem Appartement „des Prinzen, auch hat er, während er gefangen ist, keine „gehört" ****).

VI. „Am Montag *****) berief der König alle seine Raths- „Collegia mit ihren Präsidenten in seine Appartements; „jeder einzelnen Versammlung theilte er einen besondern „Bericht über die Gefangennehmung seines Sohnes mit

*) Rui Gomez de Silva, Prinz von Evoli.

**) D. Fadrique Enriquez, Bruder des Admirals.

***) D. Juan de Valesco, Graf v. Siruela, Sohn des D. Gabriel.

****) Man las in der Folge in den Appartements des Prinzen die Messe; dies beweist, daß dieser Bericht vor dem 2ten März, zu welcher Zeit der Befehl dazu gegeben wurde, geschrieben ist.

*****) Montags den 19ten Januar 1568.

„und sagte, daß diese wegen Ereignisse, die für den Dienst „Gottes und für das Königreich wichtig wären, stattgefun„den. Augenzeugen haben mir versichert, daß der Monarch „Thränen vergossen, als er diese Darstellung gemacht habe. „Am Dienstag berief Sr. Majestät auch die Mitglieder „des Staatsrathes in seine Appartements; sie blieben da„selbst von 1 bis 9 Uhr Abends versammlet; man hat „aber nicht erfahren, womit sie sich daselbst beschäftigt ha„ben. Der König stellte eine Untersuchung an, Hoyos „war dabey als Sekretair *). Der Monarch ist bey den „Aussagen eines jeden Zeugen gegenwärtig; sie sind nieder„geschrieben und machen einen Band von sechs Zoll Höhe „aus. Er übersandte dem Staatsrathe die Privilegien der „Majorate **) und die, des Königs und des Prinzen von „Kastilien, um davon Kenntniß zu nehmen."

VII. „Die Königin und die Prinzessin waren in Thrä„nen ***). D. Johann ging alle Abende ins Palais; eines „Abends ging er ganz einfach gekleidet und in Trauerklei„dern; der König machte ihm deshalb Vorwürfe und sagte „ihm, daß er diesen Anzug ablegen und sich, wie vorher „kleiden möchte. Am gedachten Montage gab der König „Befehl, die Kammerdiener anzuweisen, daß jeder in seine „eigne Behausung zurück gehen solle, wobey er ihnen ver„sprechen ließ, für sie zu sorgen. Den D. Johann v. „Valesco und D. Fadrique, Bruder des Admirals, bisher „Major-Domus des D. Carlos, ließ er in den Dienst

*) Hoyos, der eigentliche Name war: Pierre del Hoyo

**) D. h. der erstgebohrnen Söhne, welche das Recht haben, in der Krone zu folgen, welche ein Majorat oder eine beständige Erbfolge, nach dem Rechte der Erstgeburt, oder die Erstgeburt selbst ist.

***) Johanne, Schwester des Königs, welche den Prinzen, bis er andere Lehrer erhielt, erzogen hatte.

„der Königin treten." Hier endigt sich die Geschichte des Thürstehers.

VIII. Philipp sahe wohl ein, daß ein Ereigniß dieser Art kein Geheimniß bleiben konnte und gewiß die Neugierde des Publikums sehr reizen würde; er sah auch wohl voraus, daß sie vielen Stoff zu mancherley Urtheilen, in ganz Spanien sowohl, als an den auswärtigen Höfen, geben würde. Er glaubte daher, daß es am zweckmäßigsten seyn würde, dieses so traurige Ereigniß allen Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten, den Domkapiteln, den Gerichtshöfen, den Civil- und Militair-Gouverneurs der Provinzen, den Städten und ihren Stadtrichtern, dem Pabste, dem Kayser von Deutschland, mehrern Souverains Europas; der Katharine von Oesterreich, Königin von Portugall, Wittwe Johann III. Schwester Carl V. Tante und Stiefmutter Philipps II. Großmutter des unglücklichen Gefangenen, Tante und Großmutter der Anna von Oesterreich, welche er heirathen sollte, mitzutheilen; so viele Titel veranlaßten einen mit eigner Hand des Königs geschriebenen Brief an diese Prinzessin, in welchem er sie die Mutter und Lehrerin der ganzen Familie nannte. Der Monarch schrieb auch an Marie von Oesterreich, seine Schwester, Kayserin von Deutschland, Frau Maximilian II. und Mutter der Anna. Louis Cabrera hat diesen Brief, von welchem er sagt, daß er an die Kayserin gerichtet gewesen sey, in seiner Geschichte Philipp II. mit aufgenommen; er hat sich aber dabey geirrt; die Königin von Portugall war die einzige, die man mit dem vertraulichen Namen einer Mutter und Lehrerin der ganzen Familie belegen konnte. In dem am 20sten Januar, zu Madrid, an den Pabst geschriebenen Briefe sagte der König, daß er ungeachtet alles Kummers, der ihn beugte, doch den Trost habe, alles mögliche angewandt zu haben, um seinem Sohne eine gute Erziehung zu geben, und daß er alles übersehen, was als Folge seiner

physischen Körperbeschaffenheit, entstanden; daß aber jetzt seine Pflichten gegen Gott, so wie seine Verpflichtungen für das Wohl seiner Unterthanen, ihm nicht erlaubten, seine schlechte Aufführung länger zu dulden; er endigte, indem er Sr. Heiligkeit versprach, ihn von dieser Angelegenheit weiter zu benachrichtigen und indem er ihn um Unterstützung durch seine Gebete für einen glücklichen Ausgang dieser Sache bat. Am nemlichen Tage schrieb Philipp einen andern eigenhändigen Brief an die Königin Katharine, seine Tante; er beschrieb ihr den großen Kummer, der sein väterliches Herz zerriß; er erinnerte sie, daß er ihr schon mehrere frühere Vorfälle mitgetheilt habe, welche für die Zukunft Besorgniß hätten erregen können; zugleich benachrichtigte er sie, daß der Gefangennehmung des Prinzen keine andere Strafen folgen sollten, daß diese aber deshalb beschlossen sey, um den Ausschweifungen desselben ein Ziel zu setzen; der Brief an die Kayserin, Schwester des Königs, war ziemlich gleichen Inhalts mit diesem hier.

IX. In den Briefen, welche an die Städte gerichtet waren, sagte der König, daß, wenn er bloß Vater gewesen sey, er sich nie würde entschlossen haben, ähnliche Maaßregeln zu ergreifen; daß aber seine Eigenschaft als König ihm nicht erlaubt habe, anders zu handeln; und daß er auch nur darum so gehandelt, weil er alle die Uebel, welche seine Nachsicht dem Staate würde verursacht haben, habe voraussehen können. Diego von Colmenares hat in seiner Geschichte von Segovien den Brief, welchen diese Stadt von Philipp erhalten hat, mit aufgenommen; alle übrige hatten ähnliche erhalten, eben so wie die Gouverneurs, die Gerichtshöfe, die Bischöfe, und die Kapitel; alle waren in einem andern eingeschlossen, welcher an die Stadtrichter gerichtet war. Ich habe eben einen solchen Brief vor mir, welcher an die Stadt Madrid gerichtet ist und welcher eine Vorstellung von allen übrigen geben kann: Philipp II. be-

fiehlt diesem Magistrat, daß er in dem Falle, daß die Gemeinde Willens seyn sollte, Abgesandte zu ernennen, oder Gegenvorstellungen zu Gunsten seines Sohnes zu machen, versuchen möchte, sie von der Ausführung dieses Vorhabens abzubringen, indem es keiner Fürbitte bey einem Vater bedürfe, wenn es darauf ankomme, dem Sohne eine Gnade zu erweisen; er schrieb ihm auch vor, wenn die Rede von einer Antwort seyn sollte, diese so einzurichten, daß man sich nicht auf die einzelnen Umstände dieser Angelegenheit einließe, sondern sich damit begnügte, zu sagen: daß man überzeugt sey, wenn ein Vater sich entschließe, ein so großes Aufsehen zu erregen, er dazu nur durch höchst wichtige und höchst gerechte Gründe habe bewogen werden können. Alle die, welche Briefe vom Könige erhalten hatten, antworteten darauf, obgleich, wie man sich, bey der so großen und so verschiedenen Anzahl von Autoritäten und einzelnen Individuen, welche schrieben, leicht vorstellen kann, auf sehr verschiedene Weise. Der König las sie alle, schrieb mit eigner Hand auf den, welchen die Stadt Murcia ihm zugesandt hatte, folgende Bemerkung: Dieser Brief ist mit Klugheit und Behutsamkeit geschrieben. Man sieht daraus, daß dieser ihm mehr, als die übrigen gefallen habe. Dieser Grund und der Wunsch, dieses nicht öffentlich bekannt gemachte Actenstück kennen zu lehren, haben mich veranlaßt, hier eine Kopie davon mitzutheilen; man wird daraus sehen, wie der Geschmack Philipps in einem so häßlichen Falle war.

X. Geheiligte katholische und königl. Majestät! Der Magistrat von Murcia hat den Brief, welchen Ew. Majestät an denselben geschrieben haben, erhalten und daraus ersehen, was Sie im Betreff der Gefangenschaft unsers Prinzen beschlossen haben. Der Stadtrath küßt tausendmal die Füße Ew. Majestät für die auszeichnende Gnade, die Sie ihm durch die besondere Mittheilung dieses Ereignisses

erzeigt haben; er ist vollkommen überzeugt, daß die Ursachen und Bewegungsgründe, welche Ew. Majestät geleitet haben, so wichtig und dergestalt für das öffentliche Wohl erforderlich gewesen seyn müssen, daß Dieselben nicht anders haben handeln können. Ew. Majestät haben Ihr Reich so vortrefflich verwaltet; Sie haben Ihre Unterthanen in solchem Friedenszustand erhalten; Sie haben der Religion einen so großen Zuwachs verschafft; daß es natürlich ist, daß man sich überzeugt, daß Sie in einer Angelegenheit, die Sie so nahe angehet, Sich auch zu dieser neuen Maaßregel nur deshalb entschlossen haben, weil Sie es für einen den Dienst Gottes und das allgemeine Wohl des ganzen Volkes angehenden Gegenstand gehalten haben. Diese Stadt kann sich indes nicht enthalten, ihren wahrhaften Schmerz auszudrücken, indem sie die richtigen Gründe betrachtet, welche Ew. Majestät diesen neuen Kummer verursacht haben; sie kann nicht ohne Rührung daran denken, daß sie einen König habe, der so sehr gerecht und für das allgemeine Wohl seines Reiches so sorgsam ist, daß er dieses immer mehr zu erhöhen strebt und dies ihm sogar die zärtliche Anhänglichkeit, die er für seinen eigenen Sohn hegt, vergessen läßt. Ein so auffallender Beweis dieser Liebe, muß die Unterthanen Ew. königl. Maj. verpflichten, Ihnen ihre Dankbarkeit durch treue Unterwürfigkeit an den Tag zu legen; diese Stadt, die sich stets durch ihren Eifer ausgezeichnet hat, muß in diesem Augenblicke den größten Beweis davon ablegen, indem sie sich bemühen wird, allem dem pünktlichste Folge zu leisten, was Ew. königl. Majestät anzuordnen geruhen werden. Gott erhalte die Person Ew. katholischen und königl. Majestät. Im Stadtrathe zu Murcia den 16ten Februar 1568.

XI. Der Pabst, S. Pius V., und alle übrige Personen, an welche Philipp II. geschrieben hatte, antworteten ihm und verwendeten sich für seinen Sohn; sie sagten ihm,

daß er hoffen dürfe, daß ein so außerordentliches Ereigniß ein Zügel seyn werde, welcher den Prinzen von ähnlichen Vergehungen zurückhalten und seine Aufführung ändern würde. Die allerdringendsten Vorstellungen machte Maximilian II.; es ist wahr, daß er wegen der Heirath, die er zwischen seiner Tochter und dem Prinzen stiften wollte, ein besonderes Interesse dabey hatte. Er begnügte sich nicht damit, bloß zu schreiben, sondern er sandte auch den Erzherzog Carl dieses Gegenstandes wegen nach Madrid; er gab als Ursache dieser Reise an, daß der Erzherzog die Ruhe in Flandern wieder herstellen, und in Frankreich wegen der Verheirathung seiner andern Tochter mit Carl IX. unterhandeln sollte. Philipp aber blieb unbeweglich bey seinem Entschluß; er begnügte sich nicht damit, den Prinzen im Gefängniß zu lassen, sondern er erklärte sogar, daß es sein Vorsatz sey, die Gefangenschaft desselben zu verlängern; es ist leicht, dies zu bemerken, wenn man ihn den 2ten März ein Dekret unterzeichnen sieht, welches sich auf die Art und Weise beziehet, wie D. Carlos im Gefängnisse behandelt werden soll. Er ließ es durch den Sekretair Peter del Hoyo gerichtlich bekräftigen und vertraute dessen Ausführung dem Rui Gomez de Silva, Prinz von Evoli; er ernannte diesen Prinzen zum Generallieutenant über alles, was Bezug auf den Dienst des Prinzen hatte, und seinen Befehlen waren alle untergeordnete Officiere untergeben. Die Hauptpunkte dieses Befehles enthielten in der Hauptsache etwa Folgendes.

XII. „Der Prinz-Evoli ist Ober-Befehlshaber aller „derjenigen Personen, welche im Dienste des Prinzen ange„stellt sind, um für seine Bewachung, seine Beköstigung, „seine Gesundheit und andere Bedürfnisse zu sorgen. Er „wird darauf halten, daß die Thüre zum Zimmer des „Prinzen, sowohl bey Tage als bey Nacht, nur mit der „Klinke, nicht aber mit dem Schlüssel verschlossen werde,

„und nicht erlauben, daß Sr. Hoheit aus derselben her-„ausgehe. Sr. Majestät ernennen zur Bewachung und „Bedienung des Prinzen auch, um ihm Gesellschaft zu lei-„sten, den Grafen Lerma, D. Franz Manrique, D. Ro-„drigo de Benarides, D. Johann de Borgia, D. Johann „von Mendoza und D. Gonzale Chacon. Niemand, außer „den hier genannten Individuen, (ausgenommen der Arzt, „der Barbier und der Montero *), welcher mit der beson-„dern Sorge für den Prinzen beauftragt war,) darf „in das Zimmer des Prinzen, ohne besondere Erlaubniß des „Königs, hineingehen. Der Graf Lerma wird in dem Zim-„mer des D. Carlos selbst schlafen. Wenn er dies nicht „kann, wird es einer seiner Herren Collegen thun; einer „von ihnen wird die Nacht hindurch wachen; sie werden „sich überhaupt so einrichten, daß sie nach einer Liste, der „Reihe nach, diese Schuldigkeiten beobachten: am Tage „werden sie alle suchen, in den Zimmern gegenwärtig zu „seyn, damit D. Carlos durch ihre Gesellschaft zerstreuet „und aufgeheitert werde; diesem Geschäfte dürfen sie sich „nicht, außer unter gewissen Umständen, entziehen. Die „Herren werden von gleichgültigen Dingen mit dem Prin-„zen sprechen; sie werden sich sorgfältig in Acht nehmen, „in ihre Unterhaltungen mit ihm je etwas über seine An-„gelegenheiten einzumischen, und eben so wenig als möglich „von Regierungs-Angelegenheiten. Sie werden genau „die Befehle befolgen, die er ihnen in Absicht seiner Bedie-

*) Montero ist eine Art Leibgarde des Königs für die Nacht. Alle die einzelnen Mitglieder dieser Garde nannten sich Monteros d'Epinosa, weil sie alle in dem Flecken Epinosa de los Monteros geboren seyn mußten. Dies war ein Privilegium, welches durch den souverainen Grafen von Kastilien, Ferdinand Gonzales, zur Belohnung eines ausgezeichneten Beweises von Treue, ihnen ertheilt war.

„nung und seiner Bedürfnisse ertheilen wird; sich aber „durchaus hüten, irgend einen Auftrag von ihm an Leute „außerhalb oder von Personen außerhalb an ihn zu über„nehmen. Wenn es sich treffen sollte, daß D. Carlos in „seine Unterredungen etwas, was auf seine Gefangenneh„mung Bezug hat, einmischte, so sollen sie darauf nicht „antworten, sondern dem Prinzen von Evoli von dem, was „in dieser Rücksicht vorgekommen ist, Bericht erstatten. „Der König empfiehlt ihnen ausdrücklich, (wenn sie nicht „gegen die Treue und den Gehorsam, den sie ihm geschworen „haben, fehlen wollen,) nichts von dem, was innerhalb vor„gehet oder gesprochen wird, außerhalb mitzutheilen, ohne „vorher seine Einwilligung dazu erhalten zu haben: wenn „jemand von ihnen erfährt, was man darüber spricht, sey es „in der Stadt oder in Privathäusern, so soll er gehalten „seyn, dem Könige davon Bericht zu erstatten. Man soll „in der Kapelle die Messe lesen und der Prinz wird sie, „von seinem Zimmer aus, in Gegenwart zweyer wachtha„benden Herren, hören. Man soll ihm ein Brevier (geist„liche Unterhaltungen), einen Rosenkranz und andere Bü„cher, die er verlangen wird, geben, vorausgesetzt, daß sie „von der Andacht und nicht von andern Gegenständen han„deln. Die sechs Monteros, welche zur Wache und zur „Aufwartung bey dem Prinzen bestimmt sind, sollen die „Gerichte, welche für die Tafel bestimmt sind, bis in den „ersten Saal tragen, damit diese dann weiter für Sr. „Hoheit durch die, zu seiner Bewachung bestimmten Herren „servirt werden: ein Montero soll die Schüsseln in das „zweyte Zimmer tragen. Die Monteros werden gebraucht „zur Aufwartung bey Tage und Nacht, je nachdem es Rui „Gomez de Silva einrichten wird. Man soll zwey Helle„bardisten in die Halle des Saales, welche nach dem Hofe „führt, aufstellen; sie dürfen niemanden ohne Erlaubniß „des Prinzen Evoli einlassen; in seiner Abwesenheit erhal-

„ten sie diese vom Grafen von Lerma und in dessen Ab„wesenheit wenden sie sich an denjenigen der Herren, welcher „das Amt des Obersten versiehet. Rui Gomez de Silva „ist verpflichtet, im Namen des Königs den Lieutenants „der spanischen und deutschen Garden bekannt zu machen, „daß sie 8 oder 10 Hellebardisten außerhalb der Halle „aufstellen sollen; diese Leute müssen ebenfalls vor die „Thüre des Infanten auf die Wache ziehen; zwey sollen „in den Zimmern des Rui Gomez von dem Augenblicke an, „wo man die große Thüre des Palais öffnet, bis Mitter„nacht um die Stunde, wo das Zimmer des Prinzen ver„schlossen wird, und wo die Monteros ihren Dienst anfan„gen, aufgestellt werden. Es ist jedem der Herren, welche „den Dienst in den Zimmern des D. Carlos haben, er„laubt, daselbst einen Bedienten zu ihrer eignen Aufwartung „zu halten, und sich dazu aus ihren Leuten denjenigen zu „wählen, welcher am meisten ihr Vertrauen verdient. Alle „diese einzelnen Personen sollen in die Hände des Prinzen „von Evoli einen Eid darüber schwören, daß sie den Fest„setzungen dieses Befehls, in so weit es jeden angehet, treu „nachkommen wollen. Rui de Gomez, und in seiner Abwe„senheit die Herren, welche er an seine Stelle bestimmt „hat, werden dem Könige von allen Vernachläßigungen, „die sie in dieser Rücksicht bemerken werden, Rechen„schaft ablegen. Gedachter Rui de Gomez ist beauftragt: „alles, was er zum Dienst nöthig finden wird und was „nicht in diesem Befehle enthalten seyn sollte, zu ergänzen. „So wie auf ihn alle Verantwortlichkeit fallen wird, so „sollen seine Anweisungen von allen, die seinen Befehlen „untergeordnet sind, befolgt werden."

XIII. Der Sekretair Hoyo las die so eben vorgelegten Befehle allen diesen Angestellten zusammen, dann aber jedem Einzelnen von ihnen vor; sie schwuren, alles zu erfüllen, was darin enthalten sey, so wie auch die acht Mon-

teros, welche in den Artikeln dieses Reglements erwähnt sind.

Vierter Abschnitt.

Der dem D. Carlos gemachte Prozeß.

I. Wir haben im vorhergehenden Abschnitt aus der Erzählung des Thürstehers im Gemache des D. Carlos erfahren, daß Philipp II. den Befehl gab, seinem Sohne den Prozeß zu machen. Nachdem der König die Vernehmung der Zeugen durch das Amt des Sekretairs Peter del Hoyo hatte bewirken lassen, errichtete er eine besondere Commission, die sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen sollte; sie bestand aus dem Kardinal D. Diego Epinosa, Bischof v. Siguenza, Staatsrath, Groß-Inquisitor und Präsident des Raths von Kastilien; dem Rui Gomez de Silva, Prinz v. Evoli, Herzog von Francavilla und Pastrano, Graf von Melito, Staatsrath und Oberkammerherr des Königs; und dem Diego Bribiesca von Mugnatones, Rath von Kastilien und Mitglied des, der Kammer des Königs. Der König führte den Vorsitz. Dem Mugnatones wurde die Instruction des Prozesses übertragen. Da der König dieser Angelegenheit das Ansehen des Verfahrens gegen das Verbrechen der beleidigten Majestät geben wollte, so ließ er aus den königl. Archiven zu Barcelona die Akten des, von Johann II., seinem Ur-Großvater, König von Arragonien und Navarra, gegen seinen erstgebornen Sohn, Karl, Prinz von Viana und Girone, den seine Unterthanen schon als seinen Nachfolger anerkannt hatten, eingeleiteten Prozesses nehmen und nach Madrid bringen. Der Monarch befahl, sie aus dem Katalonischen ins Spanische zu übersetzen, um sie desto leichter verstehen zu können.

II. Die, in Absicht der Gefangenhaltung des D. Carlos ergangenen Befehle wurden mit solcher Strenge

beobachtet, daß der König der Königin und der Prinzessin Donna Johanne, da diese demselben einen Besuch abstatten wollten, um ihn zu trösten, dies nicht einmal erlauben wollte. Der Monarch war so mistrauisch gegen die ganze Welt, daß er selbst in einer Art von Gefangenschaft lebte und sogar die gewohnten Reisen nach seinen Lustschlössern Aranjuez, Pardo und dem Escurial aussetzte; er hielt sich in seinem Zimmer eingeschlossen; er konnte nicht den geringsten Lärm hören, ohne sogleich ans Fenster zu laufen, um die Ursachen und Folgen davon zu erfahren, so groß war seine Furcht vor etwanigem Aufruhr; er hatte beständig gefürchtet, daß die Flammländer oder andere Personen Parthei mit dem Prinzen machten, oder wenigstens das Ansehen davon annehmen würden.

III. Unterdessen wußte der unglückliche D. Carlos, der nicht gewöhnt war, seine Leidenschaften zu beherrschen, von keinen zweckmäßigen Mitteln, die Ungnade zu besänftigen, Gebrauch zu machen. Er überließ sich fortwährend einer immer größern Ungeduld. Er weigerte sich, zu beichten, um sich dadurch in den Stand zu setzen, seinen Religionspflichten, deren sich die königl. spanische Familie jeden Palm-Sonntag entledigte, ein Genüge zu leisten. Sein alter Lehrer, der Bischof Osmar, war am 30sten Juli 1566 gestorben. Der König gab daher dem Doctor Suarez von Toledo, seinem ersten Almosenpfleger, den Befehl, zu ihm zu gehen, um einen Versuch zu machen, ihn dazu zu überreden; obgleich er diesen Geistlichen stets mit der größten Auszeichnung behandelt hatte, so waren doch alle dessen angewandte Bemühungen fruchtlos. Suarez schrieb ihm endlich am Ostertage (welches der 18te April war,) einen langen und rührenden Brief, worin er ihm mit den überzeugendsten Gründen und Beweisen darstellte, daß Se. Hoheit nicht die gehörigen Mittel, ihren Angelegenheiten eine günstige Wendung zu geben, gebrauchten, sie im Gegen-

theil noch immer verwickelter machten; er stellte ihm vor, daß er weder Freunde noch Anhänger habe; er rief ihm verschiedene ärgerliche Auftritte, welche die Zahl seiner Feinde vermehrt hatten, ins Gedächtniß zurück, sein Brief endigte sich mit folgenden Ausdrücken: „Ew. Hoheit können „sich leicht vorstellen, was die ganze Welt thun und sagen „wird, wenn sie erfährt, daß Sie nicht gebeichtet haben, „und wenn man noch andere schreckliche Dinge auf Ihren „Namen entdecken wird; einige derselben sind so wichtig, „daß, wenn solche jeden andern als Ew. Hoheit beträfen, „das Inquisitionsamt genöthigt seyn würde, zu untersuchen, „ob Sie ein Christ wären oder nicht. Endlich muß ich „Ew. Hoheit noch mit Wahrheit und Treue erklären, daß „Sie sich der Gefahr aussetzen, Ihr Land und (was noch „weit schlimmer ist) Ihre Seele zu verlieren; ich bin „verpflichtet, Ihnen mit dem bittersten Schmerze meines „Herzens zu sagen, daß es kein anderes Mittel giebt und „daß es der einzige Rath ist, den ich Ihnen geben kann: „zurückzukehren zu Gott und zu Ihrem Vater, der diesen „auf Erden repräsentirt. Wollen Sie meinem Rathe fol„gen, so wenden Sie sich an den Präsidenten oder an an„dere tugendhafte Männer, die nicht Anstand nehmen wer„den, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und Sie den besten „Weg führen werden." Dieser Brief hatte keinen bessern Erfolg, als andere bey dem Prinzen gemachte Versuche, er blieb bey der Weigerung, zu beichten.

IV. Die Verzweiflung, in welche D. Carlos verfiel, war die Ursach, daß er weder bey seinen Mahlzeiten noch bey seinem Schlafe die mindeste Diät beobachtete. Da die Hitze, welche ihn beherrschte, sein ganzes Blut entzündet hatte, so erhitzten sich alle seine Organe in so hohem Grade, daß selbst Eis, wovon er beständigen Gebrauch machte, sie nicht beruhigen konnten. Er ließ eine große Menge Eis in sein Bette legen, um dadurch die Trockenheit seiner Haut,

die ihm unerträglich geworden war, zu mäßigen. Er ging nackt und ohne Fußbekleidung auf dem getäfelten Fußboden umher und blieb ganze Nächte in diesem Zustande. Im Monat Juni verweigerte er jede Art von Nahrungsmitteln und genoß binnen eilf Tagen nichts, als eiskaltes Wasser; er wurde dadurch so geschwächt, daß man glaubte, er werde nicht lange mehr leben können. Als der König von seinem Zustande Nachricht erhalten hatte, besuchte er ihn und sprach ihm einigen Trost zu; dies hatte den Erfolg, daß der Prinz anfing mehr zu essen, als ihm in seinem Zustande dienlich war. Seinem Magen war die zum Verdauungsgeschäfte nöthige Wärme entzogen, und diese Ausschweifung verursachte ihm ein bösartiges Fieber, welches mit Verdoppelungen, Ausleerungen der Galle und mit einer gefahrvollen rothen Ruhr begleitet wurde. Der Prinz wurde der Sorgfalt des ersten königl. Arztes, Olivares übergeben; dieser besuchte den Kranken allein, und so wie er dessen Zimmer verließ, trat er in Berathung mit den übrigen königl. Aerzten, in Gegenwart des Rui Gomez de Silva.

V. Die Untersuchung, welche D. Diego Bribiesca von Mugnatones geführt hatte, war im Monat Juli schon weit genug vorgerückt, um ein summarisches Urtheil begründen zu können, ohne den Schuldigen zu hören, oder einen Procurator des Königs zu ernennen, welcher in der Eigenschaft eines Fiskals den Prinzen der durch die vorbereitende Instruktion ausgemittelten Verbrechen angeklagt hätte. Man machte dem Prinzen keine gerichtliche Insinuation; man hatte nichts als die Aussagen der Zeugen, die Briefe und andere Papiere. Aus den Akten ergab sich, daß man nach den Gesetzen des Reichs, es nicht umgehen konnte, den D. Carlos zur Todesstrafe zu verurtheilen. Er war des Verbrechens der beleidigten Majestät überführt in erster und zweyter Anklage, zunächst weil er den Vorsatz gehabt und den Versuch gemacht habe, einen Vatermord zu

begehen, und dann, weil er die unabhängige Oberherrschaft Flanderns mit Hülfe eines bürgerlichen Krieges habe an sich reißen wollen. Mugnatones erstattete einen Bericht an den König über die Strafen, welche die Gesetze gegen andere Unterthanen, welche sich ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht, festgestellt; er fügte indeß hinzu, daß sowohl einzelne Umstände, als der Rang des Verbrechers, Sr. Majestät Veranlaßung geben könnten, von ihrer unumschränkten Gewalt Gebrauch zu machen, wenn sie erklärten, daß die allgemeinen Gesetze nicht von den erstgebornen Söhnen des Königs redeten, indem diese andern Gesetzen weit höherer Natur, welche die Politik, die Staatsgrundsätze, oder das allgemeine Wohl angingen, unterworfen wären; endlich noch, daß Sr. Majestät, zum Besten seiner Unterthanen, die Strafen, welche die Gesetze vorschrieben, verwandeln könnten.

VI. Der Cardinal Epinosa und der Prinz von Evoli erklärten, daß sie die Ansicht des Raths Mugnatones theilten: Philipp II. antwortete hierauf: daß die Neigung seines Herzens zwar dahin gehe, dem Gutachten der Räthe zu folgen, daß sein Gewissen ihm dies aber nicht gestatte; daß er sich nicht überzeugen könne, daß irgend ein Vortheil daraus für Spanien entstehen würde; daß er vielmehr glaube, daß das größte Unglück, welches seinem Reiche erwachsen könne, das seyn würde: von einem Monarchen, ohne Kenntnisse, Anlage, Beurtheilungskraft und Tugend, der vielmehr voller Fehler, Leidenschaften, besonders zornig, wild und blutdürstig sey, regiert zu werden; daß alle diese Rücksichten ihn nöthigten, der Liebe, die ihn an seinen Sohn fesselte, und der Wunden, die ihm das schreckliche Opfer verursachten, ungeachtet, den Prozeß, nach den vorgeschriebenen Formen des Gesetzes fortsetzen zu lassen; nichts desto weniger glaube er, indem er erwäge, daß die Gesundheit seines Sohnes durch eine fortgesetzte unordentliche Diät in-

einen so traurigen Zustand gerathen sey, daß keine Hoffnung da sey, ihn zu retten, es werde ihm seine letzten Schmerzen erleichtern, wenn man ein wenig die Sorgfalt mindere, welche man für ihn trage, um seinen Wünschen im Essen und Trinken zu genügen; denn bey der Unordnung seiner Ideen könne es nicht fehlen, daß er Ausschweifungen begehen werde, die ihn bald ins Grab stürzen würden; der einzige Gedanke, der ihn beschäftige, sey die Nothwendigkeit, seinen Sohn zu überzeugen, daß sein Tod unvermeidlich, und es daher durchaus nothwendig sey, daß er beichte, um seine ewige Wohlfahrt zu sichern; dies sey der größte Beweis der Liebe, den er seinem Sohne und der spanischen Nation geben könne.

VII. Die Akten des Prozesses sprechen nichts von diesem Beschluße; es findet sich daselbst gar kein Urtheil weder unterzeichnet, noch bloß niedergeschrieben, und man siehet bloß eine kleine Note des Sekretairs Peter del Hoyo, in welcher er sagt, daß der Prozeß grade so weit gediehen, als der Prinz an seiner Krankheit gestorben sey, woher es denn gekommen, daß man gar kein Urtheil abgefaßt habe. Der Beweis für die Thatsachen befindet sich in andern Schriften, worin man seltene Charakterzüge und Erzählungen aus diesem Zeitpunkte aufgezeichnet hat. Obgleich diese Nachrichten keinen öffentlichen Glauben haben, so verdienen sie doch in so fern einigen Glauben, als sie von Personen herrühren, die im Schlosse des Königs angestellt waren, und in so fern sie mit demjenigen übereinstimmen, was andere Schriftsteller darüber gesagt haben. Es ist nicht zu läugnen, daß diese eine so zarte Angelegenheit nicht ganz klar haben darstellen wollen; sie haben indeß doch genug gesagt, um uns die Wahrheit entdecken zu lassen. Ich werde in der Folge noch einige dieser Schriftsteller anführen, für jetzt

aber beschränke ich mich darauf, dem Faden meiner Erzählung zu folgen.

VIII. Der Cardinal Espinosa und der Prinz von Evoli, welchen der mündliche Ausspruch Philipps II. bekannt war, glaubten seiner wahren Willensmeinung zu entsprechen, wenn sie den Augenblick des Todes des D. Carlos beschleunigten; sie kamen deshalb dahin überein, daß der Arzt es übernehmen mußte, dem Prinzen seinen Zustand zu entdecken, ohne ihm etwas von dem Zorne des Königs merken zu lassen, oder von dem Prozeß, welchen seine Gefangennehmung verursacht habe; und daß er ihn vorbereiten sollte, die Ermahnungen zu hören, die man ihm für sein ewiges Wohl geben wollte. Man hoffte, ihn dadurch dahin zu bringen, daß er mit Unterwürfigkeit den Rath, den man ihm geben wollte, um ihn zur Ablegung der Beichte zu bewegen, anhören, und sich zu dem Tode, den ihm Gott zur Endigung seines Elends senden würde, vorbereiten sollte. Der Prinz v. Evoli hatte eine Unterredung mit dem Doctor Olivarez; er redete mit ihm in einem wichtigen und geheimnißvollen Tone, wie Leute, die in der Hofpolitik erfahren sind, wohl anzuwenden wissen, wenn es den Wünschen ihres Souverains oder ihren eigenen Plänen angemessen ist. Rui Gomez de Silva war vollendet in dieser Kunst nach dem Urtheil seines Freundes Anton Perez, des ersten Staats-Sekretairs, welcher vollständig von allem, was vorging, unterrichtet war. Er gab ihm dies in einem seiner Briefe zu erkennen, worin er sagte: nach dem Tode des Prinzen Evoli würde niemand seyn, außer ihm, welcher in diesen Geheimnissen eingeweiht sey.

IX. Der Doctor Olivarez sah wohl ein, daß man von ihm die Vollziehung eines vom Könige ausgesprochenen Todesurtheils verlange, und daß man dies auf eine, die Ehre des Prinzen nicht verletzende Art, ausgeführt wissen wollte, und welche einem natürlichen, durch die letztere

Krankheits-Periode herbeigeführten Tode, gleiche. Er versuchte sich darüber zu erklären, um von dem Prinzen Evoli zu erfahren, ob er seine Meinung richtig verstanden habe, und daß er sie für einen Befehl des Königs, dessen Ausführung ihm übertragen sey, ansehen könne.

Fünfter Abschnitt.

Tod des D. Carlos.

I. Am 20sten Juli verordnete der Doctor Olivarez eine Arzney, welche D. Carlos einnahm. Louis Cabrera, welcher grade in diesem Augenblick im Palais angestellt war und den Prinzen Rui Gomez häufig sahe, sagt in seiner Geschichte Philipp II. „Daß, da diese Medicin von „keinem guten Erfolge gewesen sey und die „Krankheit tödtlich zu werden geschienen, er dem Kranken bekannt gemacht habe, daß er wohlthun würde, wenn er sich als guter Christ zum Tode vorbereite und die heil. Sacramente empfinge."

II. D. Laurent Wander-Hamen erzählt, indem er von der, vom Olivarez verordneten Arzney redet, daß der Arzt ein Reinigungsmittel eingegeben, ohne daß es etwas Gutes bewirkt hätte, aber nicht ohne Vorschrift und Berathschlagung, und daß die Krankheit sehr bald Anzeigen des Todes habe blicken lassen. Als dieser Verfasser von dem Plane, welchen D. Carlos entworfen hatte, nach Flandern zu reisen, und welcher dem D. Johann von Oesterreich, und von diesem seinem Vater mitgetheilt worden war, redet, sagt er: „Seit diesem Augenblick dachte „Philipp auf die Mittel, die Pläne des Prinzen zu vereiteln und sein Reich zu retten, obgleich diese Mittel „nicht bis zu dem Punkt getrieben worden „wären, den wir alle kennen, wenn der König die „ungezügelten Neigungen des Prinzen hätte mäßigen kön-

„nen, oder dieser Prinz seine eingebildeten Pläne hätte widerrufen wollen *).“ Was bedeuten die Worte: obgleich diese Mittel nicht bis zu dem Punkt getrieben worden wären, den wir alle kennen? welches war der Punkt, bis zu welchem die Dinge getrieben wurden und welcher allen Zeitgenossen des Verfassers bekannt war? betrift dies die Verhaftung des Prinzen oder dessen Gefangenschaft? Diese letztere war kein Geheimniß; er konnte daher ganz unumwunden schreiben; dies war aber nicht der Fall, wenn vom Tode des Kranken die Rede war. Man stelle neben diesem Satz die Worte desselben Verfassers aus einem andern Werke: Der Arzt gab ihm ein Reinigungsmittel, ohne daß es etwas Gutes bewirkt hätte, aber doch nicht ohne Vorschrift und Berathschlagung, und die Krankheit ließ sehr bald Anzeigen des Todes blicken. Wir werden bald den wahren Sinn der einen und der andern Stelle finden.

III. Fabian Estrada sagt in seiner Geschichte der Kriege von Flandern. „Nach sechs so unglücklich verflossenen Monaten, und, ohne daß sein unerbittlicher Vater „durch die Gesandtschaften aller europäischen Fürsten gerührt werden konnte, starb D. Carlos an einer Krankheit, „welche theils durch den gänzlich verweigerten Genuß von „Lebensmitteln, theils von dem nachherigen unmäßigen Genuß derselben und daß er Schnee in sein Getränk gemischt „hatte, oder endlich durch die Leiden des Geistes, verursacht „worden war, wenn es nämlich wahr ist, daß keine „Gewaltthätigkeit Statt gefunden hat .... „Ich weiß wohl, daß Dinge der Art, wie ich sie erzählt habe, „denen nicht gefallen werden, welche, ohne sich um die „Wahrheit zu bekümmern, alles das mit Freuden aufnehmen, „was man von schlechten Handlungen der Fürsten erzählt.

*) Wander-Hamen: Vita de D. Juan de Austria.

„Da aber diese Dinge verborgen gehalten sind und es „sehr schwer ist, sie zu ergründen, so überlasse ich sie den „Schriftstellern, welche den Ruhm der Scharfsichtigkeit er„ringen, und durch diese orakelmäßige Andeutung sie erra„then wollen.“

IV. Dieser letztere Satz macht eine Anspielung auf das Orakel, welches Omerio durch Zahlbuchstaben in einem Verse des ersten Buchs der Metamorphosen des Ovids aufgestellt hatte, indem er ihn folgendergestalt schrieb:

fILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos.

deren Sinn in der Zusammenzählung der groß geschriebenen Zahlbuchstaben dieses Verses lag; man sahe nämlich, daß sie die Zahl 1568, als die Zeitepoche, in welcher D. Carlos gegen seinen Vater die Verschwörung gemacht hatte, in der Zusammensetzung enthielten.

V. Fabian Estrada setzt hinzu, daß er einige einzelne Umstände, die er schon über die Ursachen der Ungnade des D. Carlos angegeben hatte, nicht für wahrscheinlich halte. Bleiben wir indeß bey den Worten stehen: „wenn es nämlich wahr ist, daß keine Gewaltthätigkeit Statt gefunden hat,“ und verbinden wir damit die Redensart, wodurch er den Beweis widerlegen will, welchen ihm diejenigen entgegen stellen werden, welche, „ohne sich um die Wahrheit zu bekümmern, alles das mit Freuden aufnehmen, was man sich von schlechten Handlungen der Fürsten erzählt,“ aber daß er sich nicht darein mischen will, weil diese Geschichten verborgen gehalten werden, und es sehr schwer ist, sie zu ergründen.

VI. Louis Cabrera, Geschichtschreiber Philipp II., fügt in seiner Erzählung von der Krankheit und dem Tode D. Carlos, nachdem er gesagt hatte, daß er eine Reinigung gebraucht, ohne daß sie einen glücklichen Erfolg gehabt habe, und daß die Krank-

heit tödtlich geschienen, hinzu: „Man hat diese „Sache, sowohl in Spanien, als außerhalb dieses Reichs, „so wie in den Geschichten der Feinde Philipps II. und „seiner Nebenbuhler, sehr verschieden erzählt. Ich schrei„be, was ich früher und jetzt gesehen und ge„hört habe; ich kann dies thun, weil ich von meiner „Kindheit an täglich in die Zimmer dieser Prinzen zuge„lassen worden bin; dies wurde mir mit zunehmendem „Alter immer leichter, bey dem sehr vertrauten Umgange, „den ich mit ihnen hatte, wegen der Gunstbezeugungen, mit „denen einige Minister vom Könige aufgenommen waren, „besonders der Prinz Rui Gomez de Silva und D. „Christoph de Mora, Marquis von Castel-Rodrigo, deren „Ansehen meinem Vater, Johann Cabrera von Cordova, sehr „nützlich gewesen war, dies, vereinigt mit der Gnade, welche „Sr. Majestät gehabt hatten, meine Dienste anzunehmen, „gab uns den nächsten Zutritt und die vertrautesten Ver„bindungen mit den angesehensten Personen." Die Art, wie Louis Cabrera sich ausdrückt, verdient alle Aufmerksamkeit; er räumt ein, daß man in Spanien sehr verschieden von dem Tode des D. Carlos gesprochen habe, aber er will zugleich das Andenken eines Königs, dessen Sohne er sein Werk zugeeignet hat, ehren; in dieser Absicht vermeidet er jede Untersuchung, indem er bloß erzählt, was er in dieser Zeit im Palast des Monarchen, wo er freyen Zutritt hatte, und wo er auch den Prinzen von Evoli sahe, gesehen und gehört hatte. Es ist augenscheinlich, daß dieser Vertraute Philipp II. sich wohl in Acht genommen haben wird, ihm ohne Noth ein Geheimniß zu entdecken. Nichts desto weniger ist es wahrscheinlich, daß Louis Cabrera die traurigen Folgen der Arzeney und daß die unglückliche Wendung der Krankheit durch unmittelbar angewandte Maaßregeln hervorgebracht worden, selbst geglaubt hat; denn wenn er diese Idee nicht gehabt hätte, so wäre

es seine Schuldigkeit gewesen, die entgegengesetzte Meinung aufs strengste zu widerlegen.

VII. Die öffentlich bekannt gemachten Geschichts-Erzählungen von Cabrera, Wander-Hamen, Opmero und Estrada sind ganz übereinstimmend mit den geheimen Geschichten dieser Zeit, welche ich gelesen habe: es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß der Prinz von Oranien in seiner Vertheidigungsschrift wider Philipp II. ihm Schuld giebt, daß er seinen Sohn habe umbringen lassen *); daß Jac. Aug. v. Thou, ein gleichzeitiger französischer und sonst sehr einsichtsvoller Schriftsteller, eben dasselbe gethan hat, nach den einzelnen Umständen, welche ihm von Louis de Foix, einem französischen Baumeister, welcher bey dem Bau des Escurials angestellt war, und von Peter Justiniani, einem venetianischen Edelmann, welcher lange in Spanien gewohnt hatte, mitgetheilt worden waren, obgleich er sich darin geirrt hatte, daß er das Inquisitionsamt in diese Sache mit einmischt und annimmt, der Prinz sey nach einigen Stunden an den Wirkungen des Giftes gestorben, und indem er noch mehrere Irrthümer auf das Wort seiner Correspondenten, aufstellt **). Ich habe mich eben so wenig darüber gewundert, daß andere vom Gregorius Leti angeführte Schriftsteller so einander widersprechende Dinge erzählen, daß es scheint, als wenn sie von Zeitungskrämern oder Romanschreibern herrührten; denn wenn das Ende des Prinzen durch eine geheime Arzeney hervorgebracht und der Befehl, diese einnehmen zu lassen, insgeheim gegeben worden ist, so zweifelt niemand, daß dieser Tod gewaltthätig

*) Watson; histoire du regne de Philippe II., englisch und französisch, im Anfange.

**) Le Thou, dans l'histoire de son temps, en latin, tom. 2, liv. 45.

gewesen ist, und jeder überläßt seinen eignen Muthmaßungen, zu errathen, wie dieser erfolgt ist.

VIII. Die Rechte der Wahrheit sind indeß keiner Verjährung unterworfen und früher oder später wird sie doch bekannt. Nach drittehalb Jahrhunderten entdecken wir so viele Thatsachen und einzelne Umstände von dieser Begebenheit, die unserm Geiste die innige Ueberzeugung geben, daß der Tod des D. Carlos mit allen äußern Merkmalen eines natürlichen erfolgt sey, und daß der Kranke selbst ihn als solchen angesehen habe. Die Erzählung einiger ausländischen, als Gelehrte bekannten Schriftsteller, von den Folgen der Arzeney, ist eben so, wie die, derjenigen Schriftsteller, denen es gefällt, Romane unter dem Titel wahrer Geschichten zu schreiben, durch urschriftliche Zeugnisse widerlegt; ich will daher auch, ohne mich weiter bey diesem Streitpunkt aufzuhalten, meinen Gegenstand verfolgen, indem ich die Wahrheit darstelle und nachdem ich meine Leser aufgefordert habe, alles zu verwerfen, was sie vom Gegentheil in andern Büchern finden.

IX. Als D. Carlos durch Olivarez die Nachricht erhielt, daß gegen seine Krankheit kein Mittel und sein Tod nahe sey, und da er zugleich von diesem Arzte aufgefordert wurde, sich dazu vorzubereiten, so verlangte er, daß man den F. Diego von Chares, seinen gewöhnlichen Beichtvater, kommen lassen sollte; seinem Befehle wurde am 21sten Juli Genüge geleistet. Der Prinz trug diesem Geistlichen auf: in seinem Namen den König, seinen Vater, um Verzeihung zu bitten; dieser ließ ihm antworten, daß er ihm von ganzem Herzen nicht nur Verzeihung, sondern auch seinen Seegen ertheile und daß er hoffe, daß seine Reue ihm auch Verzeihung bey Gott bewirken werde. An demselben Tage empfing er mit tiefster Ehrerbietung das heil. Abendmahl und die letzte Oelung: er machte auch, mit Genehmigung seines Vaters, ein Testament, welches durch

seinen Sekretair, Martin von Gaztelu, niedergeschrieben wurde. Er lag den 22sten und 23sten im Sterben; in diesem Zustande hörte er mit Ruhe den Ermahnungen des F. Diego von Chares und des Doctors Suarez von Toledo, seines ersten Almosenpflegers, an. Die Minister machten dem Könige den Vorschlag, seinen Sohn zu besuchen und ihm noch einmal persönlich seinen Seegen zu geben, indem diese Gnade ihm zum außerordentlichen Trost im Sterben gereichen würde. Philipp II. forderte hierüber das Gutachten der beyden vorgenannten Geistlichen. Sie antworteten: Da D. Carlos jetzt sehr ruhigen Gemüths sey, zu befürchten stehe, daß der Anblick seines Vaters nur neue Unruhe in seinen Ideen hervorbringen werde. Dieser Bewegungsgrund hielt den Vater für den Augenblick zurück, als er aber in der Nacht vom 23sten zum 24sten erfahren hatte, daß sein Sohn in den letzten Zügen läge, ging er in sein Zimmer und gab ihm, die Arme um die Schultern des Prinzen Evoli und des Ober-Priors gestreckt, zum zweytenmal seinen Seegen, ohne von ihm bemerkt zu werden; nachdem dies geschehen war, zog er sich ganz in Thränen zurück. Bald nach seinem Abgange erfolgte der Tod des D. Carlos, welcher am 24sten Juli, am Tage vor dem Feste St. Jacobs, des Schutzpatrons von Spanien, Morgens um vier Uhr seinen Geist aufgab.

X. Man that nichts, um den Tod des Prinzen zu verheimlichen; man beerdigte ihn vielmehr mit allem, seinem Range gebührenden Gepränge in der Kirche des Klosters der Dominikaner und Hauptkirche von Madrid; es wurde aber daselbst keine Trauerrede gehalten. Philipp II. machte den Tod D. Carlos allen Personen und allen Behörden, die er von seiner Gefangenschaft benachrichtigt hatte, bekannt. Ich habe eine Abschrift des Briefes, welchen er an mein Kapitel zu Toledo unterm 27sten Juli schrieb, in Händen; er ist von dem Monarchen unterschrieben und von

dem Staatssekretair, Franz von Eraso, contrasignirt. Ich besitze auch eine Abschrift des Briefes, welchen dieser Staats-Sekretair an den Diego Zugniga, Stadtrichter von Toledo, am 28sten geschrieben hat. Er macht darin eine ausführliche Beschreibung von dem Anfange, den Ursachen und dem Fortgange der Krankheit des D. Carlos; von seiner Ergebung und seiner Frömmigkeit in den drey letztern Tagen seines Lebens. Die Stadt Madrid beging auch feyerlich die Exequien am 14ten August; die Predigt wurde von F. Johann von Tobar, Prior des Dominikaner-Klosters zu Atocha, gehalten. Dies war derselbe, welcher in der Nacht vom 27sten December des vorhergegangenen Jahres den Prinzen so weit hintergangen hatte, daß er ihm den nannte, den er tödten wollte. Endlich druckte man in demselben Jahre einen sehr langen Bericht über die Krankheit, den Tod und das Leichenbegängniß des Prinzen. Der Stadtrath von Madrid ließ denselben durch Johann Lopez del Hoyo, Professor der lateinischen Sprache in dieser Hauptstadt, anfertigen.

XI. Spanien bedauerte den Tod des D. Carlos außerordentlich, nicht nur wegen der Besorgnisse, welche ihm vorangegangen waren, sondern noch mehr weil der König keine männlichen Kinder mehr hatte. Dieser Prinz war die einzige Frucht seiner ersten Heyrath mit Marie von Portugal; aus der zweiten Ehe mit Marie von England hatte er keine Kinder; und die dritte mit Elisabeth von Frankreich hatte ihm nur die Isabelle Clara Eugenie, geboren den 12ten August 1566, und die Katharine, welche den 10ten October 1567 zur Welt kam, gegeben. Alle Hoffnungen gründeten sich auf die dritte Schwangerschaft der Königin, welche um die Zeit des Absterbens D. Carlos bekannt gemacht wurde; allein die Erwartung der Nation wurde betrogen, indem die tugendhafte Elisabeth am 23sten

October desselben Jahres, an den Folgen einer unzeitigen Geburt, starb.

XII. Dieses Unglück (und die üble Meinung, welche Europa von Philipp II. hatte, welches ihn für einen falschen, grausamen und blutdürstigen Prinzen hielt,) gab Veranlassung zu der Anschuldigung, die ihm zuerst von dem Prinzen von Oranien (und nachher von mehrern andern) gemacht wurde, daß er den Tod der Königin angeordnet habe; man hat in Frankreich Beweise vom Gegentheil, da Karl IX. einen außerordentlichen Gesandten nach Madrid schickte, um Philipp die Beyleidsbezeigungen zu machen, und dieser Monarch wirklich ganz untröstlich war, sich ohne männliche Kinder zu sehen, welche er von seiner Gemahlin erwartet hatte. Der obenerwähnte Johann Lopez del Hoyo machte 1569 einen treuen Bericht über die Krankheit und den Tod der Königin Elisabeth öffentlich bekannt, und einzelne Umstände, die er darin anführt, sind offenbar unverträglich mit dem Gebrauche des Giftes, woran sie, wie man sagt, gestorben seyn soll. Es ist zuverlässig, daß der Prinz von Oranien sich durch Haß und Rache hat hinreißen lassen. Man kann an die Wirklichkeit eines Verbrechens nicht glauben, wenn man weder seinen Zweck noch seine Bewegungsgründe wahrnimmt, und man weiß, daß Philipp sehr viel daran lag, die Folgen der Niederkunft der Königin zu erwarten. Die übrigen Schriftsteller sind, mit der Voraussetzung, daß das Verbrechen begangen sey, bemühet gewesen, die Ursachen davon zu entdecken, und es hat nicht an Romanschreibern gefehlt, welche geglaubt haben, sie in dem Liebeshandel mit D. Carlos zu finden. Vorausgesetzt, daß dieser gegründet war, so konnte er, nach historischen Beweisen, nicht früher als nach seiner Rückkehr von Alcala anfangen, und gerade von dieser Zeit an wünschte er so sehnlich, sich mit Anna von Oestreich, seiner Cousine, zu verheirathen. Diese Prinzessin wurde am Ende die

vierte Gemahlin Philipp II. und nachher Mutter Philipp III.; es schien das Schicksal dieses Monarchen zu seyn, alle die, seinem unglücklichen Sohne bestimmten Prinzessinnen zu heyrathen.

XIII. Endlich befahl Philipp II., um ein Andenken an die Gerechtigkeit, welche er in der Angelegenheit seines Sohnes ausgeübt hatte, zu erhalten, daß die Akten dieses Prozesses, sowohl die Originalien, als die Uebersetzung, welche D. Carl, Prinz von Viana und Girone, zu Barcelona gemacht hatte, zusammen gestellt und aufbewahrt würden. Es ist erwiesen, daß D. Franz von Mora, Marquis von Castel Rodrigo und Vertrauter des Königs seit dem Tode Rui Gomez de Silva, diese drey Aktenstücke im Jahre 1592 in einem kleinen grünen Koffer niedergelegt und daß der König ihn hernach verschlossen und ohne Schlüssel in die königl. Archive von Simanka gesandt hat; woselbst er sich noch befinden muß, wenn man ihn nicht, auf Befehl des Kaysers Napoleon, wie ein Gerücht in Spanien sagte, nach Paris gebracht hat.

II.

Das

Süddeutschthum,

eine

politisirende Abhandlung,

herausgegeben durch

Adolph von Schaden,

vormals Offizier in K. Baierischen Diensten;

als

Gegenstück zu dem Preußenthume des Herrn Jul. von Voß.

Si vis pacem, para bellum. — —

An den Herrn Kriegsrath von Cölln, als Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutsche.

Ew. Hochwohlgeboren sprechen sich in der, dem literarischen Publikum bekannt gemachten Tendenz der von Hochdenselben herausgegebenen freimüthigen Blätter unter andern folgendermaßen aus:

„Wir wollen einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutschlands. Dahin gehören Vorschläge zu zeitgemäßen

Verbessserungen der Verfassung und Verwaltung. Jeder Aufsatz in dieser Hinsicht, mag er unsere eigne Ueberzeugung aussprechen, oder die entgegengesetzte Meinung, sey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung."

Ew. Hochwohlgeboren sind mit Consequenz bei der Herausgabe Ihres Journals der einmal vorgesetzten Tendenz desselben bisher immer treu geblieben, und ich schmeichle mir daher um so mehr mit der Hoffnung, daß Hochdieselben auch mein Süddeutschthum in Ihre freimüthigen Blätter aufnehmen werden.

Zwar ist es wahr, ich trete häufig Ihren eigenen früher öffentlich ausgesprochenen politischen Ansichten geradezu entgegen, allein nicht der Umstand, als ob ich diese erleuchteten Ansichten nicht bewunderte, sondern blos der Umstand, daß ich mein politisches Glaubensbekenntniß drei Jahre später ausspreche, als Ew. Hochwohlgeboren das Ihrige, ist die Ursache der mächtigen Abweichungen, obwohl ich es anderwärts durchaus nicht leugnen kann, daß gerade Ihr eigenes System wieder das Fundament ist, auf welchem ich mein eigenes bescheidenes Häuslein aufgeführt habe.

Ich unterzeichne mich mit größter Achtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener,
Adolph von Schaden,
vormals Offizier in K. Baierischen Diensten.

Eingang.

Dem durch Hrn. J. v. Voß in diesen Blättern erschienenen Preußenthume wiederfuhr die Ehre, daß es durch deutsche Jünglinge auf der Wartburg feierlich verbrannt wurde.

Ferner unterließ witzelnder Eigendünkel, ohne sich übrigens auf Beweise einzulassen, nicht, des Hrn. v. Voß Ideen über das Preußenthum hier und da zu bekritteln und mit seinen leichten Waffen anzugreifen.

Im Februarhefte der Berliner Monatsschrift, betitelt die Laren, befindet sich ein Aufsatz, welchen der Verfasser, der sich Zw. zeichnet, Sonderlinge überschrieb. In diesem Aufsatze nun, äußert der Herr Zw., indem er von des Jul. v. Voß Ideen über das Preußenthum spricht, den Wunsch: „daß jeder auf gepreßte „Magen spekülirende Planmacher belieben „möchte, sich vor der öffentlichen Mittheilung „durch ein dreitägiges Fasten zur nüchternen Prüfung vorzubereiten.“ Die Erbärmlichkeit dieses Witzes spricht sich von selbst aus; es liegt klar am Tage: Herr Zw. will sich durch seine Sonderlinge selbst in den der Eitelkeit schmeichelnden Ruf eines Sonderlinges bringen — wir selbst sind geneigt, ihn für einen solchen zu halten, aber wahrlich für keinen der originellen und interessanten Classe. In dem encyclopädischen Wörterbuche der kritischen Philosophie, herausgegeb. von G. S. A. Mellin, heißt es: „Der Sonderling ist der Nachäffer eines Mannes, der einen Charakter „hat.“

In diesem Sinne wollen auch wir dem Hrn. Zw. die Cathegorie eines Sonderlinges herzlich gern zugestehen.

Man beleuchte und table immerhin die Geistesprodukte der Schriftsteller, aber es geschehe mit Sachkenntniß, mit Unpartheilichkeit — mit ächtem Witze; kurze unzusammenhängende Sätze ausheben und parodiren läßt mit Recht auf unlautere Absichten schließen.

Indeß ist es nicht zu leugnen, daß bei Reformationsplanen in einzelnen Punkten auch der beste Kopf leicht auf Irrwege gerathen und ein lebender Beleg zu der Zu-

verlässigkeit des alten Satzes: „incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdin“ werden könne.

Aber gerade die Tendenz des Voßischen Preußenthums kann sich nicht verleugnen, sie geht dahin: „gegen die „Schule der exaltirten Ungereimtheit zu Felde zu ziehen, „und zu zeigen, daß natürliche, mit der gesunden Vernunft „vereinbare Prinzipen auch in der Politik, im Kriegshand- „werk, so wie in allen übrigen Dingen, die zweckmäßigsten „und anwendbarsten seyen.“

In einer Zeit, in welcher der gesunde Menschenverstand von Jahr zu Jahr in schwerere Fesseln geschmiedet wird, in einer Zeit, in welcher dem großen Unthier, Hypothese genannt, gleich der hundertköpfigen, furchtbaren Schlange, sogleich für ein abgeschlagenes Haupt zwey neue erwachsen, ist es löblich und verdienstlich, wenn zuweilen Männer, die der unselige, schwindelnde Zeitgeist nicht mit sich fortriß, sich der Gigantenarbeit unterziehen, nach ihren besten Kräften und mit dem ehrlichsten Willen gegen eine Hyder zu kämpfen, deren Prosperiren früher oder später dem gesammten deutschen Gemeinwohl den letzten tödtlichen Stoß zu versetzen droht.

Dem Himmel sey es gedankt, noch giebt es eine kleine Classe unbefangener Naturmenschen, welche ein solches Streben zu würdigen wissen, Menschen, die es für zweckmäßiger und verdienstlicher halten, an die Erhaltung der vaterländischen Frucht zu denken, bevor sie Granatäpfel und Ananas in dürre, sandige Steppen zu verpflanzen bedacht sind.

Mit langjähriger Erfahrung, mit Scharfblick und hervorstechenden Talenten ausgerüstet, unternahm es Herr v. Voß, die Verhältnisse seines Vaterlandes zu prüfen, und auf Mittel aufmerksam zu machen, welche dazu dienen könnten, das wahre Staatsinteresse, die Unabhängigkeit

und den eigentlichen, allgemeinen Wohlstand zu fördern und zu erhalten.

Wenn wir auch nicht mit so glänzenden Eigenschaften, als der Verfasser der Ideen über das Preußenthum, in die Schranken politischen Raisonnements zu treten vermögen, so schmeichlen wir uns deß ungeachtet mit der Hoffnung, daß unsere Abhandlung zuweilen beachtungswerthe Anklänge geben dürfte: sollten wir mit dem besten Willen und nach vielfältiger Durchdenkung unseres Systems in einzelne Irrthümer verfallen, so ersuchen wir unsere Leser, in Ihrem Urtheile das „errare humanum est“ nicht ganz zu berücksichtigen zu vergessen; wir werden uns übrigens sehr gern bescheiden, wenn uns Jemand von der Unausführbarkeit der einen oder der andern Idee — überzeugen wird. Pfeile aber, die aus Herrn Zws Köcher oder aus demselben ähnlichen Depositorien gegen unser System gerichtet werden, solche Pfeile — werden uns wahrlich ungerührt lassen.

Es versteht sich endlich am Rande, daß wir hier nur fragmentarische Arbeiten liefern können. Ein neues politisches System, in allen seinen Theilen gehörig ausgeführt, aufzunehmen, dazu ist kein ephemeres Journal geeignet.

Erste Abtheilung.

I.

Begriffe der Neuern über Deutschthum und über dessen Begründung. — Wozu würde ein Realisirungsversuch ihrer Plane führen? — Welche Verfassung der deutschen Lande empfiehlt sich nun als die natürlichste und zweckmäßigste? — Ueberhauptige Begriffe des Süd- und Norddeutschthums.

Die Bildung der Deutschen zu einer selbstständigen Nation, die Zusammensetzung aller Lande, in denen die

deutsche Sprache gesprochen wird und unter denen man einige Verwandtschaft der Sitten, Gebräuche und Neigungen u. s. w. finden will, in einen Körper, der von einem Haupte nur geleitet und regiert werden soll; — diese ist die fixe Idee des bei weitem größern Theils der deutschen politischen Scribenten und der irregeleiteten deutschen Jugend, eine unselige Idee, welche man in der neuesten Zeit bis zum Ekel wiederkauen hören muß.

Besonnene und kalt überlegende Politiker haben hier und da durch die Strömung der Flüsse u. dergl. einleuchtend genug erwiesen, daß die weitläuftigen, verschiedenen, deutschen Länder selbst von der Natur, sowohl in geographischer als anderer Hinsicht, nicht bestimmt seyn können, ein Ganzes zu formen, ein Ganzes — welches ja auf keinen Fall jene Gestalt erhalten würde, welche das alte Deutschland unter dem kräftigen Herrmann hatte.

Mit der, von der modernen, politischen, deutschen Schriftstellerwelt so oft citirten Wahlverwandtschaft der deutschen Länder unter einander ist es wirklich eine ganz eigne, wohl beachtungswürdige Sache.

Es kam uns schon immer possirlich genug vor, wenn wir in gelehrten, die sogenannte Menschen- und Völkerkunde abhandelnden Werken die Nationalcharaktere der Erdbürger abgewogen fanden, wie der Materialist seine Feigen und Mandeln abpfündet. Da ist zu lesen: „Der „Spanier ist ernsthaft, eifersüchtig u. s. w., der Franzose „leichtsinnig, munter, verliebt u. s. w., der Deutsche endlich „bieder, arbeitsam, ruhig, aber dem Trunke ergeben u. s. w.," aber du lieber Himmel! wie trügt der feine Menschenmesser. Kommen wir nach Spanien, so scheint der bescheidene, regsame Biskajer einem ganz anderen Lande anzugehören, als der faule, aufgeblasene Kastilianer, in Frankreich unterscheidet sich der Einwohner der Provence

von jenem der Champagne, ungefähr wie der süße vom sauren Apfel.

Spanien und Frankreich sind nun aber doch noch Länder, die von geschlossenen, selbstständigen Nationen bewohnt werden, aber nun auf das liebe Deutschland im ausgebreitetsten Sinne des Wortes zu kommen, — da stelle man einmal den Pommer neben den zunächst an Italien grenzenden Tyroler, den Berliner neben den Wiener, den Baiern neben den Meklenburger und den Hamburger neben den Augsburger, sprechend: „Seht, alle diese „sind Teuts-Söhne, Abkömmlinge der einen und derselben „Mutter, — sie alle lagen unter demselben Herzen, sogen „dieselben Brüste" — der Teufel mag es glauben!

Man betrachte einmal aufmerksam die Länder, welche die Schreier des Tages unter einen Hut bringen wollen; sie würden vereint ein ungeheueres Reich bilden — dieses ist und bleibt wahr, allein wie viele alte, — welch' mächtige Dynastien müßten zu Grunde gehen — bis es erst dahin käme? — nach unserer Ansicht ließe nur auf einen einzigen Fall die Ausführung dieses kühnen Planes sich einigermaßen als möglich denken, und dieser Fall — wäre eine allgemeine deutsche Revolution. Allein wenn sie zu Stande käme, könnte sie unter ungefähr zwanzig als möglich denkbaren Resultaten 19 andere herbeiführen, bis sie eine Vereinigung aller deutschen Reiche hervorbrächte; — doch wieder zugegeben, der zwanzigste Fall träfe glücklicher — aber nicht wahrscheinlicherweise ein, so könnte doch nichts anderes als eine ungeheuere Monarchie entstehen; wäre nun das Oberhaupt dieser Monarchie von Hause aus oder in der zweiten oder dritten Erbfolge — keine Schlafmütze, so würde es bei den ungeheuren Mitteln, die ihm zu Gebote stünden, bald darauf verfallen: den nächsten Nachbarn des ungeheuren neugebornen Kindes nach Belieben größere oder kleinere Partikelchen ihrer Ter-

ritorien freundschaftlich abzuzwicken, und die ganze Tendenz liefe wieder auf den Versuch der Gründung einer Universalmonarchie aus. Ist es wohl nöthig, die Greuel und Blutscenen zu schildern, welche Deutschland durch diese Versuche von Karl dem Großen an bis inclusive auf den kühnen Korsen hat sehen müssen — ist es nicht dieser Versuch, der die Wuth jener jetzigen Modedeutschen zum höchsten gereizt hat, und ist jene übermenschliche Idee schon je ausgeführt worden?? —

Es ist eine für den Psychologen in der That höchst merkwürdige Erscheinung, wenn er in den Ideen wüthender, leidenschaftlicher Reformatoren den Restaurationsversuch eines Uebels finden muß, dessen Unterdrückung einige Monate früher die Haupttendenz der nähmlichen Sekte war. Wie sehr kann sich der menschliche Geist verirren!

Lustig ist es wirklich, wenn man hört, daß diese Neuerer ihr neuzuschaffendes gigantisches Kind in demokratische, das ist von unten nach oben oder von den Beinen nach auf Kopf und Herz wirkende Formen kleiden wollen.

Eine demokratische Monarchie erscheint schon an und für sich selbst als ein Unding; — sie herzustellen, scheint dem Glauben ähnlich, daß ein mit Wasser überfüllter Schwamm Feuer fangen würde; indeß läßt es sich nicht leugnen, bei Duodezmonarchien, deren Umfang 40 oder 50 Hufen nicht übersteigt, dürfte die Möglichkeit einer solchen Regierungsform nicht unausführbar werden; aber reiflich zu überdenken überlassen wir dem denkfähigen Leser, ob das Oberhaupt des ungeheuren chimärischen Staates sich demokratische Formen überhaupt — und wie lange er sich selbe gefallen lassen möchte? — —

Wie sehr empfiehlt sich dagegen die von den wenigen Weiseren in Deutschland angeregte Idee, in Deutschland nur zwei tonangebende Mächte zu gestatten; wie natür-

lich! — daß die eine den Norden, die andere Süden beherrscht.

Wie leicht ließe sich hier ein Gleichgewicht erkünsteln, und dieses, weise und vorsichtig hergestellt, ist ja denn doch die Basis der Ruhe, der Ordnung und des Wohlstandes im großen Universum überhaupt.

Daß die tonangebenden Mächte nur Oesterreich und Preußen seyn können, versteht sich am Rande.

Wir gestehen es gern, die Idee ist nicht neu. Der Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutsche stellte sie, als sein Journal noch in zwanglosen Heften erschien, schon im Jahre 1815 auf, und man findet sein ganzes diesfalsiges System in dem ersten Hefte des bezeichneten Jahrganges in einem Aufsatze weitläuftig ausgeführt, welcher über das Gleichgewicht und Uebergewicht Europas handelt und in Briefform zweier zu jener Zeit gerade in Berlin und Wien lebenden Freunde eingekleidet ist.

Allein der geschätzte Verfasser dieses Aufsatzes schrieb sein System im Jahre 1815 gerade zu jener Zeit nieder, als der korsische Tyrann aus Elba zurückkehrte — und seitdem hat sich in der politischen Welt ja bekanntlich gar vieles mächtig geändert und die weisesten und triftigsten Vorschläge von jenseits möchten zum Theile im gegenwärtigen Augenblick außer dem Bereiche der möglichen Ausführung liegen.

Wir gestehen es, daß unsere politischen Ur-Prinzipien, welche wir jetzt im Begriffe stehen zu entwickeln, eigentlich auf den Schultern des erwähnten Systems des Herrn F. v. Cölln aufgeführt sind, deßungeachtet müssen wir von diesem, wie die Folge lehren wird, oft bedeutend abweichen, theils weil wir gerade drei Jahre später schreiben, theils — weil in Dingen der Art die Ansichten zuweilen verschieden sind, und wir nicht gesonnen sind, dem Leser Nachgebete aufzutischen. — Doch zur Sache:

Zwei Wagschalen von gleicher Größe, mit derselben Last beschwert, stehen in ewigem, künstlichen Einklange; füge ich aber die Schalen in einander, so muß die Wirkung der Maschine, der Natur ihrer Construktion konsequent, sogleich aufhören.

Diesen Satz bitten wir nicht aus dem Auge zu verlieren, denn auf ihn basirt sich unser eigenes System.

Teutonia bestehe demzufolge aus zwei Hauptbestandtheilen, aus Nord- und aus Süddeutschland. Als Hauptzweck behalten wir es übrigens im Gesichte: „unsere Betrachtungen vorzugsweise dem letztern zu widmen, und die Mittel aufzusuchen und zu beleuchten, welche als die zweckdienlichsten erscheinen müssen, der südlichen Hauptwagschale Unabhängigkeit, ihre Verbindung und ihren Einklang mit dem Gegengewicht, nehmlich der norddeutschen Hauptwaagschale, auf immer zu sichern.

Zur Herstellung des Gegengewichtes sind bei der Wage conditiones sine quibus non — die Wagstange und ihre Zunge.

Dieser Satz bildet den zweiten Theil des Fundamentes unseres politischen Systemes.

Oesterreichs und Preußens Machtsprüche würden es, zur Gründung eines dauerhaften deutschen Gemeinwohls, leicht vermögen, außer Baiern alle übrige größere oder kleinere deutsche Staaten zu sekularisiren, allein gerade Baiern erscheint hier als ein Stein des Anstoßes. Dieses Königreich ist bereits zu mächtig, zu einflußreich auf Oesterreichs Staatssystem, als daß eine Sekularisation seiner Dynastie zur leicht ausführbaren Sache zu rechnen wäre.

Wohlan denn — es bilde die Zunge unserer Staatenwage und in politischer Hinsicht den Kopf des süddeutschen großen Staatskörpers.

In dieser Eigenschaft und als Zunge der Waage, kann es den beiden großen Wagschalen nur nützlich werden, und selbst Friedrich II. betrachtete jenes Land aus diesem Gesichtspunkte.

Zur Stange unserer künstlichen Staatenwage sehen wir uns gezwungen Sachsen zu bestimmen, welches nach den geographischen Verhältnissen sich einzig und allein hierzu eignet.

Demzufolge würde Deutschland nun vor der Hand aus zwei Haupt- und zwei untergeordneten Theilen bestehen. Wie dieselben beschaffen seyn und auf welche Art mit allen übrigen deutschen Ländern verfahren werden müsste, dieses beleuchte und erkläre der folgende Paragraph.

2.

Detaillirter Begriff des Süddeutschthums. Bildung, Grenzen und Funktionen sämmtlicher einzelner Theile der künstlichen Staatenwage. — Tendenz, Staatsgeist und eigenthümliches Ideal des Süddeutschthums.

Der Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutsche, stellte in seinem oben erwähnten Aufsatze v. J. 1815 über Europas Gleich- und Uebergewicht, unter andern folgende Grundprinzipien auf:

„Die Oesterreichische Monarchie, die erste Macht in „Deutschland, ist, so wie sie jetzt in ihrem Flächenraum sich „wieder darstellt, nirgends durch ächte militairische Grenzen „geschützt. Gegen Osten liegt sie mit Gallizien allen An„griffen Rußlands offen. Wird auch Oberschlesien von „Krakau und den Oderquellen her bedroht, so kann Preußen „sich doch dagegen durch die Festungen Kosel und Neisse, „besonders durch Glatz schützen. Dagegen flankirt die Graf-

„schaft Glatz österreichisch Schlesien, Mähren und Böhmen „wie eine Bastion, und Böhmen ist von allen Seiten gegen „den Norden, Westen und Süden nicht geschützt. Durch „das wiederbesetzte Tyrol hat zwar Oesterreich seine italieni„schen Provinzen bis an die Etsch gedeckt, weiter hinaus „bis Mailand aber nicht. Toscana ist ganz isolirt, und „auch Tyrol hilft nichts, wenn man nicht den ganzen Al„penzug vom Brenner bis den Jura hinab inne hat. „Frankreich nimmt sonst die Schweiz und beherrscht von „ihren Höhen das Gebiet der Donau und des Po. Oe„sterreichs Kaiserstaat müßte demnach eine andere Gestalt „bilden.

„Gegen Osten behielt es die Carpathen, erhielt Ober„schlesien und die Grafschaft Glatz zurück. Das Reichen„bacher Wasser und die Weistritz hinter Schweidnitz mach„ten die Grenzen mit Preußen. Es erhielt sämmtliche „Baiersche, Würtembergische, Badensche Darmstädtsche „Staaten und die Schweiz. Dagegen gäbe es ganz Ita„lien ab und erhielt hier seine alte Grenze von 1792. „Gegen Frankreich begrenzte diesen neuen Kaiserstaat der „Jura, und unterhalb Basel durchaus der Rhein, unter„halb Straßburg die alte französische Grenze inclusive „Landau; bis an die Mosel und an den Main, beide „Ströme und Böhmen scheiden es von Preußen, diesem „müßte es aber auch noch den Theil von Böhmen abtre„ten, der bey obiger Abrundung zwischen dem Fichtel= und „Riesengebirge einen zu scharfen Einschnitt in die preußi„schen Staaten machen würde.“

Niemandem kann so leicht der natürliche und gesunde Sinn entgehen, welcher in diesen politischen Bestimmungen liegt, demungeachtet können wir ihnen nicht unbedingt beipflichten.

Gegen Osten behalte Oesterreich (die süddeutsche Wagschale) die Carpathen, erhalte Oberschlesien und die

Grafschaft Glatz zurück — gut! — allein nun stoßen wir auf eine Eigenheit unsers Systems, welche zwar allerdings im Anfange befremden dürfte, deren Zweckmäßigkeit wir aber in der Folge noch augenscheinlich genug zu beweisen hoffen. Wir stellen nehmlich den Satz auf: Oesterreich grenze weder hinter Schweidnitz noch an irgend einem andern Flecke an Preußen, denn wir führen hier auf unser Grundprinzip zurück, welches lautet: füge ich aber die beiden Wagschalen in einander; so muß die Wirkung der Maschine, der Natur ihrer Construction konsequent, sogleich aufhören.

Demzufolge und um dieses zu verhüten, müssen die Wagschalen sich einander gar nicht nähern, eine folgegerechte breite Stange liege zwischen ihnen, um das künstliche Gleichgewicht herzustellen — und diese Stange sey im gegebenen Falle Sachsen in einer neuen in der Folge zu beschreibenden Gestalt.

Daß das Einverleiben Baierns mit Oesterreich durchaus nicht angehen könne, davon war schon die Rede, dagegen schreite Oesterreich jedoch durch die Oberpfalz bis an den Naabfluß und die Donau entlang bis Regensburg vor. Dadurch gewinnt es einen scharfen hervorspringenden Winkel und wenn es einst dem gemeinschaftlichen Feinde von Westen her gelingen sollte, durch Baiern bis hieher vorzudringen, so hätte Oesterreich in dieser seiner ersten Position eine unvergleichliche militärische Stellung. Regensburg und Amberg, vorzüglich das erste stark befestiget, bildeten in Gemeinschaft mit Passau, verbunden durch die Donau und Naab ein Dreyeck, welches mit einigermaßen zweckmäßig vertheidiget, wohl nicht so schnell zu forciren seyn möchte. Dazu käme noch, daß des Feindes rechte Flanke durch Tyrol nicht nur bedroht, sondern eo ipso überflügelt wäre. Unter solchen Umständen,

den Inn zwischen Passau und Braunau forciren zu wollen, möchte ein mißliches Unternehmen seyn, und weiter rechts müßte den Eingang in Oesterreich Salzburg sehr erschweren.

Der seit Jahrhunderten so oft angeregte Plan, die Türken aus Europa zu jagen, müßte konsequent und schnell ausgeführt werden, denn jetzt oder nie ist es der rechte Zeitpunkt, dieses sehr vernünftige Projekt zu realisiren, über dessen zweckmäßigste Ausführung wir Gelegenheit nehmen werden, weiter unten zu sprechen.

Eine Haupttendenz der beyden deutschen Hauptwagschalen muß es werden, einen mächtigen Einfluß auf den Handel der Welt zu gewinnen, und dieses zu bezwecken ist nur möglich, wenn die Flaggen einer ansehnlichen Preußischen Flotte im Baltischen und die einer österreichischen im schwarzen Meere wehen.

Von Baiern schrieb Fr. v. Cölln im Jahre 1815 ungefähr also:

„Was sollen uns solche kleine und halbe Mächte in „Deutschland, wie Baiern, Würtemberg und die übrigen?

„Besonders kann Baiern nach den jetzt erhaltenen „Vergrößerungen, dem deutschen Interesse nur gefährlich, „dem französischen nur nützlich werden. Baiern ist zu klein „um Deutschland in erster Linie zu vertheidigen, zu groß „im Bunde mit Frankreich. Baiern wird stets ohne die „poetische Phantasie von Deutschlands Deutschheit zu be„achten, in Frankreichs Armen liegen. Baiern kann Frank„reich nie gefährlich, aber stets sehr nützlich werden, Frank„reich muß daher alles anwenden, Baiern zu seinem künf„tigen Strebeziel empor zu helfen, eine Macht vom ersten „Range zu werden. Oesterreich und Preußen müssen die„ses stets zu hindern suchen, mithin wird zwischen Frank„reich und Baiern dauerhafte Freundschaft, zwischen Preußen, „Oesterreich und Baiern dauerhafte Feindschaft seyn. Da

„man die Schweiz in ihrer Verfassung, Frankreich nicht „nur nicht Straßburg, Landau, die Linie von Lauter und „Queich gelassen, sondern auch noch eine Abrundung bey „Landau zugegeben hat, so besitzt Frankreich den Schlüssel „zum südlichen Deutschland, hat eine tüchtig basirte Offen„sive im Donaugebiete verbürgt, wodurch Schwaben und „Baiern ihm zufallen. Die dortigen Fürsten können sei„nen Umarmungen nicht entgehen, denn ehe Oesterreich „ihnen unter die Arme greift, sind sie verloren. Hat „Frankreich nun Baiern gewonnen; so hat es auch den „Main und das Fichtelgebirge und dadurch den Schlüssel „zur Elbe.

„Ehe Preußen das Fichtelgebirge und den Main auf„gegeben und Baiern überlassen, hätte es lieber auf Sach„sen, das rechte Elbufer abgerechnet, verzichten sollen.

„Ich (nehmlich der Herausgeber der freimüthigen Blätter ist es, welcher hier spricht) kann überhaupt die „große Politik nicht durchschauen, welche von Seiten der „Allirten in dem Abschluß des Friedens mit Baiern vom „8ten October 1813 gelegen hat.

„Baiern war damals seiner besten Truppen beraubt, „Tyrol und Anspach, so wie Baireuth und Bamberg wa„ren leicht zu insurgiren, es konnte Oesterreich also sehr „leicht werden, Baiern zu überziehen, und dann verlor „Frankreich seine erste Stütze in Deutschland.

„Wenn Baiern jetzt (1815) bey seiner schönen Ab„rundung, bey dem ächt deutschen, kräftigen Menschenge„schlechte in seinen Provinzen, und — wenn es über kurz „oder lang, ganz Schwaben, Baden und Darmstadt in „sich aufnehmen wird, wie nicht ausbleiben kann, seine „intensive Kraft recht zu benutzen weiß — so wird es „einst Herr von ganz Deutschland werden."

Wir gestehen ein, diesen Ansichten liegt theilweise große und tiefe Wahrheit zum Grunde, aber gar vieles

ist es auch, was wir dem v. Cöllnschen Raisonnement hier entgegen zu stellen haben.

Daß kleine und halbe Mächte immer dazu beitragen werden, Deutschlands großem und einzig wahrem Gemeinwohl nachtheilig entgegen zu wirken, ist unsere innige Ueberzeugung, aber nimmermehr würde sich Baiern in der kritischen Periode, durch welche es 1813 bedroht wurde, erhalten haben, wenn es nicht dort schon etwas mehr als eine kleine oder halbe Macht gewesen wäre.

Jeder Vernünftige wird uns beipflichten, wenn wir behaupten, daß es unter die sehr schwierigen, ja vielleicht ganz unauflösbaren Probleme gehören möchte, Baiern in diesem Augenblicke zu säkularisiren; — aber im Jahre 1813 meint der Herr Kriegsrath v. Cölln wäre dieses doch gewiß sehr leicht gewesen. Nun wir wollen die angenommene Leichtigkeit des vorgehabten Planes einmal etwas näher beleuchten.

Allerdings mußte es im Spät-Jahre 1813 dem denkenden Ausländer so scheinen, als ob Baiern in diesem Zeitpunkte durchaus seiner besten Truppen durch den vorgegangenen Krieg in Rußland beraubt, sich eben nicht in der schlagfertigsten Lage möchte befunden haben; allein dieser Schluß war grundfalsch.

Das Baierische Heer, welches zu jener Zeit bey Braunau unter Wrede an Oesterreichs Grenze stand, war nichts weniger als unbedeutend, nichts weniger als aus unzuverlässigen Kriegern komponirt. Wie es Baiern gelingen konnte, in jener Zeit aus einem Nichts gleich einem Zauberschlage in wenigen Wochen eine neue respektable Armee hervorzurufen, dieses Problem findet man befriedigend und weitläufig genug in dem Aufsatze eines Unbekannten ausgeführt, welcher in dem dritten Hefte des Jahrganges 1818 der freimüthigen Blätter für Deutsche abgedruckt ist und die Ueberschrift führt: „Flüchtiger, aber wahrer und unpar-

theiischer Beytrag zur biographischen Skizze des Königl. baierschen Exministers Grafen v. Montgelas. Nur von Oesterreich allein wurde Baiern bedroht, denn Preußens Waffen waren anderwärts in jener Zeit zu sehr beschäftiget, als daß sie zu Baierns Zernichtung das geringste hätten beitragen können. Allein daß Baiern, nachdem seine ganze Existenz auf dem Spiele gestanden, es hätte darauf ankommen lassen, sich mit der sehr großen Uebermacht Oesterreichs zu messen, unterliegt wohl keinen Zweifel. Man vergesse nicht, daß Würtemberg und Baden nebst allen übrigen kleinern Mitgliedern des ehemaligen Rheinbundes ihre Kontingente mit Baiern würden vereinigt haben, und man vergesse ferner nicht, daß schon dazumal die allgemeine Volksbewaffnung in Baiern zu einer Vollkommenheit gediehen war, wie in keinem andern deutschen Lande; sämmtliche Bewohner der Städte, Flecken und Dörfer sind dort gleichmäßig uniformirt, bewaffnet, in Compagnien und Bataillone eingetheilt, ja sogar ihre eigne Artillerie besitzen einige dieser Abtheilungen, und der Nationalgeist des Mutterlandes ist wirklich vortreflich; man erinnere sich hier nur an die Energie, mit welcher sich die Baierische Nation nach dem Feldzuge des Jahres 1815 anschickte, den Besitz von Salzburg gegen Oesterreich mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

In der Politik ziemt es sich, Beweise a posteriori zu führen, und solche lassen sich in der Geschichte genug auffinden, um darzuthun, daß die Baiern oft genug überlegene Heere aus dem Felde geschlagen haben. Um uns nicht zu sehr in das Dunkel der Vorzeit zu verlieren, haben wir nur nöthig, die Namen Abensberg, Schärding, Eckmühl u. s. w. zu nennen. Wir wohnten der Schlacht von Abensberg in Person bei; eine baierische Armee von ungefähr 25000 Mann, nur von dem würtembergischen sogenannten schwarzen Jägerbataillon, einigen Schwadronen

Dragonern von derselben Macht und etlichen Grenadierbataillonen vom Oudinotschen Corps unterstützt, schlugen da ein dreimal überlegeneres Heer. Wie oft gaben die Baiern in der Vorzeit nicht Beweise, daß ihr Muth nie den Feind zählt; für den Geschichtskundigen ist es schon genug, wenn man nur die Namen des Kaiser Ludwigs des Baiern und seines Feldherrn Schweppermanns nennt. Wahrlich es ist keine Uebertreibung, wenn wir C. J. Cäsars Worte: „parva gens, sed ingente virtute," deren er sich zum Lobe einer nicht großen Völkerschaft bediente, auf die Baiern anwenden. Daß sie an kriegerischem Geiste, an Geschicke zum Kriegeführen, an Ausdauer u. s. w. unter allen deutschen Völkern oben an stehen, diesen Ruhm machte ihnen weder die Jetzt- noch die Vorwelt streitig.

Man glaube doch ja nicht, daß Partheilichkeit unsere Feder führe, denn wenn wir auch ein Jahrzehend in den Reihen jener Armee dienten, so haben wir nun dennoch ganz und gar keine Ursache, auf Kosten der Wahrheit und der innern Ueberzeugung etwas aus unlautern Absichten in die Welt hineinzuschreiben, was wir nicht vermögend seyn würden, zu beweisen.

Nun auf unser Thema zurückzukommen, so hätte sich unter diesen Umständen doch immer die Möglichkeit annehmen lassen, daß sich 1813 an den Ufern des Inns das Waffenglück in der ersten Schlacht auf die baierische Seite hätte wenden können; welche wichtige und für das deutsche Gemeinwohl nachtheilige Folgen aus einem solchen Ereignisse hätten nothwendigerweise hervorgehen müssen, bescheiden wir uns den natürlichsten Folgerungen, die sich dem denkenden Publikum von selbst aufdringen, zu überlassen.

Um die Möglichkeit, daß ein solches Ereigniß doch wohl hätte vorkommen können, eindringlich zu machen, erlauben wir uns nur noch, auf die Consequenz der sächsischen Politik aufmerksam zu machen, und welche Wunder ein Staat

hervorbringen kann, dessen Existenz auf dem Spiele steht, dieses hat uns ja in der neuesten Zeit Preußen so recht ad oculos demonstrirt.

Doch angenommen, daß der Kriegsgott für diesmal Habsburgs Fahnen günstig gewesen wäre, so hätten doch bei der einmaligen Gestaltung der Sachen Oesterreichs Heere vorerst nur in das Herz Baierns eindringen können, nun wirft sich die Frage auf: „Wäre Bonaparte ohne Oester„reichs Beihülfe bei Leipzig total geschlagen worden?" — Wieder angenommen, dieses wäre der Fall gewesen, so hätte denn doch der Usurpator mit dem Reste des Kernes seiner Truppen seinen Rückzug ungenirter und in größerer Ordnung vollführen können, und jene Tausende, welche auf Hanaus Gefilden den Tod fanden, hätten den Rhein passirt, und wären denn doch unwidersprechlich in der Folge im Stande gewesen, die nach Frankreich folgenden Sieger auf eine andere Art zu empfangen, als nun geschehen konnte.

Wollte man einmal den vorgesetzten Plan, Baiern zu zernichten, mit Consequenz verfolgen, so mußte denn doch vernünftigerweise ein Corps der Alliirten, welches nun dem Rheine zuzog, sich links wenden, um der geschlagenen baierischen Armee durch Franken in die linke Flanke zu kommen, nicht minder hätten es die Regeln der Strategie geboten, von Seiten der Alliirten ein zweites Corps allenfalls aus dem Würzburgischen dem Feinde in den Rücken zu senden, um ihm wenigstens jede Communication mit Frankreich abzuschneiden: sollte dieses Corps seinem Zwecke entsprechen, so mußte es zahlreich seyn, denn es mußte in seiner ersten Position schon seine Linien bis an die Grenzen der Schweiz oder Tyrols hin ausdehnen, mußte Ulm und Straßburg wegnehmen u. s. w.

Gerne geben wir es zu, eine schon geschlagene baierische Armee in ihrer Fronte durch Oesterreichs siegreiches

Heer beschäftiget, durch die Tyroler in die rechte, von den Alliirten in die linke Flanke genommen und zuletzt noch im Rücken angegriffen, mußte trotz eines übermenschlichen Widerstandes zerdrückt werden. Allein dort in Gallien wären hingegen auf Seite der Alliirten um so viel weniger Streiter und um so viel mehr in Napoleons Reihen gestanden — wäre wohl demungeachtet Alles so gegangen, wie es wirklich ging? — Dieses ist denn doch noch eine Frage, welche sich wohl Niemand mit einem unbedingten Ja zu beantworten getrauen möchte.

Daß es sehr leicht gewesen seyn möchte, Tyrol im Jahre 1813 zu insurgiren, glauben wir selbst, und es wäre Baiern in seiner damaligen Lage nichts anderes übrig geblieben, als diese Provinz ohne weiteres vor dem Augenblick aufzugeben, auch nicht einen Mann gegen sie marschiren zu lassen, und sich blos damit zu begnügen, ihr, so viel es in seiner Macht gestanden hätte, alle Zufuhr abzuschneiden. Ist der Tyroler, in seiner großen natürlichen Felsenburg angegriffen, auch immer dem stärksten Haufen geregelter Truppen ein furchtbarer Feind, so wird er demselben ein durchaus unbedeutender, wenn er sich aus seinen Schlupfwinkeln heraus in die Ebenen der an seine Berge grenzenden Länder wagt; diesen Satz beweißt die Geschichte aller gegen dieses Land geführten Kriege, ganz vorzüglich aber der Feldzug des Jahres 1809.

Hätte man daher von Tyrol aus den Feind in die rechte Flanke nehmen wollen, so mußte ein bedeutendes österreichisches Corps in dieses Land einrücken, der Alpenlandsturm mußte ganz eigens für diesen Zweck organisirt werden, und darüber wäre so viele Zeit vergangen, daß auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz die ehernen Würfel längst entscheidend gefallen gewesen wären, bis es in dieser Hinsicht zu entscheidenden Schritten gekommen wäre.

Vollends Bamberg, Anspach und Baireuth zu insurgiren, möchte doch auch einigermaßen schwierig gewesen seyn; die Bewohner einzelner Provinzen in platten Ländern ziehen den Harnisch schon viel bedenklicher an, als Alpensöhne. Daß der größere Theil der Anspacher und Baireuther noch Preußen im Busen getragen haben mag, kann wohl seyn, allein seit einer Reihe von Jahren hatten sich die Menschen nun schon einigermaßen an ihr neues Loos gewöhnen lernen, hatten mitunter wohl auch ein wenig Respekt vor der Energie der neuen Regierung, die sie hier und da zu kosten bekamen; um ein solches Land zu insurgiren, muß der vornehmere Stand und die Klerisei mitwirken, davon ließ sich aber hier nicht viel hoffen, da schon sehr häufig das Schicksal der Angehörigen dieser Stände mit in das Interesse des neuen Vaterlandes verflochten war, jener hatte einen Bruder, der in den alten Ländern Baierns in Civilstaatsdiensten angestellt war, dieser einen Sohn bei der Armee selbst stehen, einem dritten waren durch Conjunkturen der Zeit Forderungen an die Regierung erwachsen, da mußten nun schon eine Menge Rücksichten siegen und dem Insurrektionsplan hinderlich werden; durch Fanatismus war nun schon gar nicht zu hoffen, dieses Völklein zu begeistern, und solche Ansichten mochten sich denn doch auch den hohen Alliirten aufdringen; die Zeit trieb mächtig, und mit Baiern wurde der denkwürdige Vertrag vom 8ten Oktober 1813 geschlossen, man mochte dabei auf beiden Seiten denken: sicher ist die beste Parthei.

Die Baiern machten in allen Zeiten gern gemeinschaftliche Sache mit Frankreich, daß ist wahr; sie nannten dieses Benehmen natürlich, und dieses nahm ihnen in allen Zeiten das übrige Deutschland gar sehr übel. Wir sehen nicht ein, warum? — Ein Land von mäßigem Flächeninhalt, nicht groß, nicht klein, befindet sich immer in einer fatalen Lage, in der eines Höflings ohne Protektion,

eines Ritters ohne Courage, eines Kaufmanns ohne Geld — alle diese Herren sind gezwungen, unter der Aegide fremden Einflusses zu wirken, so ein kleiner Staat. Irgend wo muß er sich anschließen, die Parthei eines andern muß er ergreifen — sonst hört er auf zu seyn. Nun läßt sich wieder a posteriori aus der Geschichte erweisen, daß Baiern vom deutschen Reiche eben nicht immer auf die zuvorkommendste Art behandelt wurde, diese und die oben in der zitirten Stelle des Cöllnischen Aufsatzes so treffend ausgesprochenen Gründe führten es nur zu oft in Galliens Arme. Baiern in seiner jetzigen Lage ist dem gesammten deutschen Gemeinwohl gefährlicher als je, ist zu schwach, Deutschland in erster Linie zu vertheidigen, wird sich früher oder später wieder dem gallischen Interesse hingeben. — Richtig! allein wenn dieses so unwidersprechbar erwiesen, und Baiern doch nun einmal durch Verträge u. dergl. unantastbar gemacht ist, sollte man denn nicht den aus natürlichen Verhältnissen dem deutschen Gemeinwohl gefährlichen Stein des Anstoßes in eine feste Stütze desselben verwandeln können? — Wir glauben es, man höre:

Si cessat causa, cessat effectus, heißt ein alter Satz, dessen Unumstößlichkeit eine tausendjährige Erfahrung erprobte.

Wenn daher alle jene Gründe beseitiget werden, durch welche Baiern von Frankreich wie von einem Magnete angezogen wurde, so wird das Baierische Cabinet ohne Anstand auf immer sein politisches System ändern. Wenn es seine Zwecke durch die Deutschheit erlangt, wird es sich nie mehr der Gallomania hingeben.

Man vereinige Würtemberg mit dem ganzen übrigen Theil von Schwaben, und Baden und Darmstadt mit Baiern. Der Kriegsrath von Cölln sagt irgendwo sehr treffend: „Wenn sich die hohen geistlichen Fürsten das Säkularisiren gefallen lassen mußten, so würden sich ja wohl

„auch die kleinen weltlichen Souveraine dazu bequemen „müssen." Ein großer politischer Schnitzer war es allerdings, daß man Frankreich Straßburg mit der ganzen Provinz Elsaß, dem Schlüssel zu Süddeutschland, überließ; allein wer würde es denn in diesem Augenblicke noch den hohen Alliirten wehren, die berühmte Rheinfestung mit sammt der ihr untergebenen, ursprünglich deutschen Provinz wegzunehmen? Es geschehe. Ganz Elsaß falle an Baiern, Straßburg werde eine Bundesfestung unter baierischer Souverainität, so wie es Landau ist. Immer klagen die Franzosen, die rückständigen Kriegscontributionen nicht erschwingen zu können. Hier fände sich die schönste Gelegenheit, die Schuld mit einem Striche zu tilgen.

Baiern nun, im Besitze der ergiebigsten deutschen Länder, müßte billigerweise einen großen Theil dieser Schuld auf seine Rechnung nehmen, und würde bei einer weisen Staatshaushaltung sich auch in den Stand gesetzt sehen, sie in einem Jahrzehend abzutragen.

Straßburg würde sich endlich auch in sein Loos zu finden wissen, wenigstens am ehesten auf diese Art. Der jetzige loyale König von Baiern verlebte als Prinz Max in königl. französischen Diensten einen Theil seiner Jugendjahre in Straßburg, und wurde von den Bewohnern enthusiastisch geliebt und hoch verehrt, als er vor einigen Jahren noch Straßburg passirte, empfing er die rührendsten Beweise der alten Anhänglichkeit von den Bürgern der Stadt, welche das Andenken an den menschenfreundlichen Fürsten tief in ihrem treuen Busen bewahrt hatten.

Jene Besitzungen am Rheine, welche in diesem Augenblicke Preußen angehören, bis hinauf nach Wesel, müßten, um in das ganze politische System eine Einheit zu bringen, an Baiern fallen; zwischen mehrern dieser Länder, wie z. B. mit Düsseldorf findet (um im Geiste der modernen Politiker zu sprechen) ohnehin eine ältere Wahlverwandt-

schaft statt; für Preußen sind diese Besitzungen nicht geeignet, und so, wie wir dieses Land zu setzen bedenken, könnte es auch ungefährdet den Handel eingehen.

Die schwierigsten Punkte eines schweren Problems wären auf diese Art gelößt: dem stets gefährlichen Frankreich wäre nicht länger eine tüchtig basirte Offensive im Donaugebiete verbürgt, Baiern wäre im Stande, Deutschland in erster Linie zu vertheidigen, und es möchte den Herren Franzosen wohl vergehen, sich so schnell des Schlüssels zur Elbe, nehmlich des Mains und des Fichtelgebirges, zu bemächtigen.

Oben wird man nun fragen, wäre es wohl gut gethan Baiern so ex abrupto selbst zu einer Macht des ersten Ranges zu erheben, würde es nicht in der Folge Oesterreich und Preußen gefährlich werden? — Wir glauben mit einem bestimmten Nein antworten zu können, denn einmal hat das höchste Strebeziel eines Staatskörpers seine Grenzen, welche zu überschreiten nicht so leicht möglich wird. Baiern hätte nun dieses höchste Ziel erreicht und als Zunge in der künstlichen Staatswage könnte es sich durchaus vernünftigerweise keiner andern Politik mehr als ledig blos dem Bestreben hingeben, ein beständiges Gleichgewicht zwischen den Nord- und Süddeutschenwagschalen zu erhalten zu suchen.

Man zeige uns einen anderen Weg, auf dem Deutschland bey den Verhältnissen wie sie nun einmal sind, dahin gelangen könnte, endlich eine Gestalt und Einrichtnng zu erhalten, die es unantastbar machen könnte, und wir wollen mit unserm Systeme herzlich gern in den Hintergrund treten.

Die Schweiz und Tyrol als vereinigter demokratischer Freistaat.

Ließe man der Schweiz ihre jetzige Verfassung; so wäre bey dem allen sehr wenig gewonnen. Dieselben

Gründe, welche Baiern so oft dem Gallischen Interesse hingaben, zogen auch jene Duodezrepublik zu dem mächtigen Nachbaren hin, weil sie nur in einer Allianz mit ihm ihre Existenz behaupten zu können hoffen durfte. Eben so wenig als jene kleine süddeutschen Staaten ist die Schweiz im Stande Frankreich in erster Linie die Spitze zu bieten, und es ist eine sehr richtige Bemerkung, „daß Frankreich im Besitz „der Schweiz, von den Höhen derselben das Gebiet der Donau „und des Po's beherrschen könnte. Die Schweiz und Tyrol sind gleichsam der Schlüssel, Baiern aber das Schloß zu ganz Deutschland, nehmlich von West und Süd her, und die Schweiz absonderlich möchten wir den Bart des Schlüssels, Tyrol aber die Handhabe nennen, und ein Schlüssel ohne Bart wird immer ein höchst unzuverlässiges Instrument bleiben.

Sollte es, was denn doch auch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, den heutigen Bewohnern Italiens einmal beikommen, sich der Hochthaten ihrer Ahnen erinnernd, aus dem tiefen Schlummer zu erwachen, ihre Fesseln abzustreifen und sich in ein mächtiges Ganzes zu verbinden, so wären ja Tyrol und die Schweiz das einzige und erste Bollwerk, welches Deutschland gegen Angriffe von dorther schützen könnte.

Wenn je zwischen zwei verschiedenen Ländern eine sogenannte Wahlverwandschaft bestanden hat und besteht, so sind diese Länder die Schweiz und Tyrol. Die Beweise liegen zu nahe, als daß wir ihnen hier Raum verstatten möchten. Freiheit ist das ursprüngliche Strebeziel des Alpenbewohners, und muß es auch seyn. Man spreche noch so viel von der poetischen und rührenden Anhänglichkeit Tyrols an das Haus Habsburg, uns wird man nicht einreden, daß dieses Land als Provinz der großen Monarchie sich eigentlich gefallen könne, oder auf diesem Stande sich in seinem Elemente befinde. Der aufmerksame Beobachter und der Geschichtsforscher können in Tyrols

Geschichte häufig genug deutliche Spuren jenes erwähnten ursprünglichen Strebeziels auffinden.

Als im vierzehnten Jahrhunderte der unmündige einzige Sohn der berüchtigten Margaretha Maultasche gestorben war, den sie mit Ludwig dem Aeltern, Markgraf von Brandenburg und Sohn des großen Kaisers Ludwig des Baiern, erzeugt hatte, machte das Haus Oesterreich sogleich den Versuch Tyrol an sich zu bringen, wie es früher schon einen andern Partikel des ehemaligen Besitzthumes der Margaretha, Kärnten nehmlich, an sich gerissen hatte, allein wenn in der Sache den einzelnen Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller zu trauen ist, so zeigten sich dazumalen im Tyrol sehr bedenkliche Gährungen hier und da, und die Alpensöhne mochten nicht wenig Lust haben, den günstigen Augenblick zu benutzen und sich frei zu machen; Oesterreich wußte zwar die Unruhen im ersten Keime zu ersticken, allein das Faktum beweißt doch gerade, was wir beweisen wollen, daß nehmlich von jeher Freiheit das Strebeziel des Tyrolers war.

Selbst in dem Jahre 1809 zeigten sich gar deutliche Spuren vom Daseyn eines solchen Strebezieles; denn man glaube doch ja nicht, daß während des ganzen Aufruhrs unter den Tyroler Patrioten nicht häufig die Rede davon war, sich mit der Schweiz zu vereinen und unabhängig und frey zu erklären; nicht Hormaiers und Chastelers Künste allein, sondern das Benehmen der Schweiz selbst mochte die wahre Ursache seyn, daß solche Ideen einzelner Tyroler keine weitern Folgen hatten. Die Schweiz ist tief gesunken — die Krämersöhne, welche sie jetzt bewohnen, hatten keine andere Politik als die ihnen die Furcht eingab, und deswegen vermieden sie jedes Entgegenkommen, welches eine nähere Verbindung mit ihren muthigen Nachbaren hätte herbeiführen können, weil sie in einer solchen

Verbindung Gefahr der eigenen Existenz ahneten. Nur als Freistaat vereiniget bildet die Schweiz und Tyrol eine zuverlässige feste Burg, die in einer gewissen Art der Schutz und Trutz von ganz Deutschland zu nennen wäre; man könnte die neue Republik den Freistaat der vereinigten Alpen heißen und die Worte Tyrol und Schweiz müßten in der zweiten Generation ganz und gar verschwinden, und wenn denn auch mit der Zeit der Schweizer im Tyroler oder vice versa dieser in jenem unterginge, so hätte dieses für das deutsche Gesammtwohl eher vortheilhafte als nachtheilige Folgen.

Die Idee Tyrol mit der Schweiz zu vereinen und aus beyden einen demokratischen Freistaat zu bilden, ist übrigens nichts weniger als neu. Schon König Heinrich IV. von Frankreich und der Abt St. Pierre stellten diese Idee in ihrem Entwurfe, eine sogenannte allgemeine Christliche Republik in Europa zu formen, auf. Dieser bezogene Entwurf ist übrigens so interessant, daß wir nicht umhin können, das Wesentlichste desselben, zu Gunsten jener Leser, die ihn nicht kennen, hier anzuführen:

Die erste Idee in dieser Sache ging von der Königin Elisabeth von England aus, welche sie dem König Heinrich IV. mittheilen ließ. Nach der Meinung der älteren Schriftsteller war die Hauptabsicht dieses Entwurfes von Seiten Heinrichs, durch Vertilgung der Spanisch-Oesterreichischen Uebermacht die Französische zu gründen. Der Vorschlag ging dahin: Europa sollte in funfzehen ohngefähr gleichgroße Staaten eingetheilt werden, und diese sollten sodann zu ihrer gemeinsamen Erhaltung, in einen ewigen heiligen Bund treten, und durch einen beständigen Senat alle Streitigkeiten unter einander, und alles, was das Wohl der ganzen Christenheit anginge, nach der Mehrheit der Stimmen ausmachen lassen. Es

sollte aber diese allgemeine christliche Republik in Europa oder das neue Europäische Staatensystem eigentlich bestehen:

in 5 Erbreichen: Frankreich, Spanien, Großbritannien, Schweden und Savoyen, welches Herzogthum nebst Mailand und Montferrat das Lombardische Reich bilden sollte;

in 6 Wahlreichen: als dem Römisch-deutschen-Kaiserthum, Polen, Dänemark, Böhmen nebst den incorporirten Landen, Ungarn nebst Siebenbürgen und den eigentlichen Oesterreichischen Provinzen, und endlich dem Kirchenstaate, wozu Neapel geschlagen werden sollte;

in 2 demokratischen Republiken: 1) den XVII. Provinzen der Niederlande nebst der ganzen Jülich-Clevischen Erbschaft, 2) der Eidgenossenschaft, nebst der Grafschaft Burgund, Elsaß, Tyrol und Trient;

und in 2 aristokratischen Republiken: 1) Venedig nebst der Insel Sicilien, 2) der aus den übrigen Staaten jenseits der Alpen zu errichtenden neuen italienischen Republik.

Heinrich IV. hatte wirklich den festen Vorsatz gefaßt, diesen Entwurf auszuführen, er machte demzufolge auch gewaltige Kriegsrüstungen und verstärkte sich durch verschiedene Bündnisse mit Auswärtigen. Der Jülichische Successionsfall, welcher das Signal zum Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich und Spanien seyn sollte, ereignete sich wirklich. Heinrich war im Begriffe, mit seiner Armee in Deutschland einzurücken, wurde aber in Paris (1610) ermordet, und an die weitere Ausführung des Entwurfes der Bildung einer allgemeinen christlichen Republik wurde nicht weiter gedacht.

Wenn wir schon der Meinung, daß die Hauptabsicht dieses Entwurfs von Seiten Heinrichs, durch Vertilgung der spanisch-österreichischen Uebermacht die französische zu

gründen, gewesen sey, durchaus nicht entgegen treten wollen, so kann es doch auf der andern Seite keinem denkenden Leser entgangen seyn, daß übrigens doch nebenher die Tendenz des Planes gewesen seyn muß, in Europa so viel möglich ein künstliches Gleich- und Gegengewicht herzustellen, und weil uns diese Tendenz aus jenem Entwurfe hervorzuleuchten schien, haben wir ihn auch ausführlicher berührt; wir gestehen gern zu, es lag einiges Chimärenartiges in dem Plane Heinrich IV., aber dann auch wieder viel Vortreffliches, von dem es zu bedauern ist, daß es nicht zur Ausführung kam.

Was nun die Frage betrifft: „welche besondere Formen „der in Vorschlag gebrachte neue Freistaat der vereinigten „Alpen erhalten müßte, und welche wohl die zweckmäßigsten „wären?" — so glauben wir gern, daß die Formen von jenen, unter welchen man einen demokratischen Freistaat sich zu denken angewöhnt hat, sehr bedeutend abweichen müßten, allein die Frage selbst genügend beantworten zu wollen, würde hier zu weit führen — genug, Oesterreich als Hauptbestandtheil der süddeutschen Wage müßte einen beständigen Impuls auf den benachbarten Freistaat behaupten, aber versteht sich, in heilsamen, das Charakteristische des Freistaates nicht beeinträchtigenden Schranken; — keine Geßler dürften wiedererstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Ueber neue
Grund=Einkommen=u. Personensteuer.

Von
F. von Cölln.

Dem Königl. Preuß. Staatsrathe gewidmet.

Benzenberg stellt in seinem Verfassungsbüchlein einen neuen Staat auf, aus Grundbesitzern und Heuerleuten bestehend. Jene bilden eine Heermanie (eine bewaffnete Staats= oder Ackerbürgerschaft), die Heuerleute laufen nur nebenher. Jene bringen die Abgaben mit Gleichheit auf, die sie für nöthig halten, aus dem reinen Einkommen vom Ackerbau, als einziger Erwerbsquelle. Da sie Boden= und Culturrente zugleich besitzen, so werden auch beide besteuert, die Ausmittelung alle 6 Jahre erneuert.

Dies ist alles in einem neu anzulegenden Staate am Missisippi allenfalls annehmbar, aber in Deutschland nicht, wo die Zahl der Heuerleute die der Grundbesitzer und das bewegliche Vermögen das unbewegliche weit übertrifft, da das unbewegliche Gut durch Pfandbriefe, Hypotheken, Veräußerlichkeit der Grundgüter schon beweglich und in Geld auflösbar gemacht worden ist. Wer hier Abgaben mit der möglichsten Gerechtigkeit, Schnelligkeit, Ergie=

bigkeit und Bestimmtheit erheben will, muß sie nur bei der Beweglichkeit der Quellen im Fluge haschen, im kleinen sammeln, um einen Haufen zu bilden. Sehr oft findet hier der Finanzier ein leeres Nest, wenn er da das Geld sucht, wo dessen Schein ist, in blitzenden Palästen der Großen auf dem Lande z. B., die ihre Landpachte auf 3 Jahre im voraus erhoben und verzehrt haben und dann auf Rechnung der nächsten 3 Jahre Schulden machen. In Europa besteht die Kunst weniger darin, Steuern nach gerechtem Maaßstabe — der niemals möglich — auszuschreiben, als solche zu erheben, wo das Geld anzutreffen ist, das sich dem Späherblick entzieht, wie das Wild im Forst dem Auge des Jägers.

Wer dabei auf ehrliche Angabe und freiwillige Entbehrung rechnet, der gehört ins Irrhaus. Auch hier, wie in tausend andern Dingen, ist Täuschung die Grundlage: der da zahlen soll und kann, muß so zahlen, daß er es nicht weiß, oder die Hoffnung behält, das Gezahlte wieder zu erhalten; er muß niemals angehalten werden, von dem zu zahlen, was er zu nothwendigen Gewerbsauslagen gebraucht, sondern was er zur Verzehrung bestimmt hat, er muß davon nur den kleinsten Theil ohne Vexation zahlen und den größesten für sich behalten.

Unsere idealisirenden, vom Catheder vernünftelnden, Staatswirthe und unsere moralisirenden, hochherzigen Volksredner, unter andern der gutmüthige, biedere, aber poetisirende und begeisterte, Arnd, werden zwar über solche hinterlistige Steuermethode Gewalt schreien und sagen: Freiwilligkeit, Steuerbewilligung und gerechte Steuervertheilung, nach dem Maaßstabe des Erwerbs, das sind die Grundlagen aller guten Steuersysteme, ein blindes Zugreifen nach dem blanken Gelde, wo man es vorfindet, das ist dagegen ein Muster eines alle Freiheit und Moralität zerstörenden Geldsteuersystems.

In einer bessern Welt, wie die unsrige ist, gebe ich diese Grundsätze zu. In der, worin wir leben, muß der Finanzminister sein erstes Gesetz seyn lassen: Siehe zu, wie du auskommst, ohne den Staatscredit zu vernichten und ohne die Zahler nicht zu sehr zu vexiren und durch Inquisition wegen gleicher und gerechter i. e. moralischer Aufbringung der Steuern zu beunruhigen.

Er handle daher mehr nach Klugheitsregeln, als nach systematischen Lehren, erhebe niemals auf einmal fürs Jahr, was er in zwölf Monatstheilen erheben soll, erhebe immer zu einer Zeit, wo der Contribuent volle Casse und unerwartete Einnahme hat, nicht wo er solche erwartet, oder sein Geld zu nöthigen eigenen Ausgaben braucht. Er versilbere niemals Domainen und natürliche Renten des Staats auf ewige Zeiten, denn er erhebt sie als Eigenthümer, statt daß der Nutznießer als Erbpächter in 2ter und 3ter Generation seinen Canon, als eine Abgabe mit Unlust bezahlt, besser Anleihen contrahiren und auf Domaineneinkünfte, inclusive Amortisationsquantum, fundiren.

Er erhebe möglichst Geld, wo es im Ueberfluß vorhanden und als Waare betrachtet wird, beim Kaufmann, und lasse ihm die Aussicht, es von seinen Kunden wieder einziehen zu können; Naturalien und kein Geld, wo jene geerndtet werden und dies mühsam erstrebt wird. Der Landmann giebt lieber doppelt vom gesammelten Natural-Vorrath, als einfach vom ersparten baaren Ueberschuß.

Er hebe niemals bestehende alte Abgaben auf und stelle eine neue an die Stelle, denn an jene ist der Steuernde gewöhnt, diese bürdet ihm eine neue Last auf.

Er rechne nie darauf, von der bloß durch Hände Arbeit sich ernährenden Classe eine direkte Abgabe erheben zu wollen, sie sey auch noch so gering, so bleibt sie stets doch eine Chimäre; man kann diese Classe indirekt doppelt

besteuern, statt direkt einfach, ohne daß sie schreit oder es fühlt, denn nie müß die Abgabe das angreifen, was sie zum nöthigen Lebensbedarf, sondern nur das, was sie zum Luxus bedarf, (hohe Branntwein- niedrige Brodabgabe.)

Ist die Abgabe auf bewegliches Einkommen in der Hand des Finanzministers so beweglich, daß sie jeden Moment erhöht oder erniedrigt werden kann, niemals nach dem Maaßstabe des Finanzbedürfnisses, sondern stets nach dem Maaßstabe der Leichtigkeit der Erhebung, so ist sie eine vorzügliche Abgabe zu nennen. Dahin gehört die Einziehung einer hohen Getreidesteuermetze zur Zeit gesegneter Erndten und wohlfeiler Zeiten, deren Einspeicherung und Verkauf zur Zeit der Noth. 1811 eingespeichert, 1817 verkauft und im Interimistico lieber baare Anleihe gemacht, was würde der Staat gewonnen haben? Damals wurden Einkommensteuern erhoben, wo niemand ein Auskommen hatte, und Geld beigetrieben von Gutsbesitzern, die nur Korn besaßen, 1817 sollte die Regierung Korn haben, sie hatte aber nur Geld. Indeß freilich der Krieg kennt kein Gesetz.

Wollten Regierungen und Finanzminister es nur aufgeben, richtige Cataster zu erschaffen, sie vermögen es weder auf dem Papier, noch im Lande, der Grundeigenthümer, auch der ehrlichste, ist nicht im Stande, seine eigne Habe richtig zu catastriren. Man spricht von Approximation, aber in ihr ist die Quelle der ungeheuersten Prägravation. Was will man durch Grundsteuer bezwecken? Besteuerung des reinen Ertrags vom Grund und Boden in Metallgeld ausgedrückt. Es giebt aber weder einen wahrhaften, sich gleich bleibenden, reinen Ertrag von Grund und Boden, noch eine richtige Abschätzungsmethode, noch einen gleichen Werth des reinen Ertrags, der länger als ein Jahr dauerte, er steigt und fällt nach dem Maaßstabe äußerer Zufälligkeiten,

und der Werth der Steuer steigt und fällt auf gleiche Weise.

Die Grundsteuer kann niemals ein Theil des vom reinen Grundertrag zur Verzehrung bestimmten Betrags seyn, der doch nur prinzipienmäßig besteuert werden soll, sondern ist für den Besitzer, der sie zum erstenmal abträgt, eine Capitalsteuer, für alle Nachfolger ist sie eine Bodenrente, die er, als ihm nicht, sondern dem Staate gehörig, zu betrachten und bei seiner Erwerbung des besteuerten Guts vom Werth desselben schon in Abzug gebracht hat, daher sind alle alten Grundsteuern als Staatsrenten vortrefflich und stets beizubehalten, da sie nur für den ersten Besteuerten lästig und ein Verlust waren, alle neuen Grundsteuern sind aber, wie jede Besteuerung eines Capitals, verwerflich und nur im höchsten Nothfall zu entschuldigen *).

Z. B. ich kaufe heute ein Gut um 100,000 Rthlr. Netto, das, Brutto, 6000 Rthlr. einbringt, aber 500 Rthlr. Grundsteuer und 500 Rthlr. andere feste onera zu tragen hat; in diesem Fall habe ich nur zu 5 pro Cent gekauft. Morgen aber wird ein neues Cataster eingeführt, nach welchem ich nicht 500 Rthlr. oder ½ pro Cent, sondern 1000 Rthlr. oder 1 pro Cent vom Ertrag zahlen soll, hier verliere ich auf der Stelle 10,000 Rthlr. Capital am Gutswerth; mein Nachfolger, er sey Erbe oder Käufer, erhält das Gut nur nach dem Maaßstabe seines Werths in der Erbtheilung oder Verkaufstaxe, worin nunmehro solcher nicht 100,000, sondern nur 90,000 Rthl. (Netto-

*) Da nehmlich, wo der Staat, wie der Privatmann, sich genöthigt sieht, sein Capital, den Hauptstock seines Vermögens, anzugreifen, und einen Theil davon zu gebrauchen, um den andern Theil zu retten, wie Preußen in dem Zeitraum von $\frac{1806}{1813}$.

werth) anzuschlagen seyn wird, weil es 500 Rthlr. Steuer mehr als zuvor abgiebt.

Die Grundsteuer soll einen Theil des vom Grundeigner zur Verzehrung bestimmten Nettoertrags ausmachen. Der Nettoertrag wird aber stets ohne Rücksicht auf eingetragene Schulden oder vortheilhafte Verbesserungspläne gefertigt, so bald wie nun bei einem neuen Cataster einem Gute bedeutend mehr wie bisher an Grundsteuer aufgelegt wird, ist es doch wohl möglich, daß bei einer richtigen Catastrirung der Besitzer ein armer Mann werden kann. Z. B. es giebt Rittergüter von 100,000 Rthlr. Werth, die steuerfrei sind, eine neue Steuer von 500 Rthlr. würde als ½ pro Cent für sie sehr billig seyn, der jetzige Besitzer hatte aber dies steuerfreie Gut vor einem Jahre gekauft und sein ganzes Vermögen von 10,000 Rthlr. hinein gezahlt, den andern Kaufschilling geliehen und darauf eintragen lassen, er würde durch die neue Catastrirung gerade durch die neue Steuer von 500 Rthlr. sein ganzes Vermögen von 10,000 Rthlr. verlieren.

Eben so läßt sich der Fall als möglich denken: daß Grundbesitzer durch eine neue, sogenannte gerechtere Catasteranlage oder Abgabenwechsel, ein Capital vom Staate geschenkt erhalten können, das nach Verschiedenheit der Gegend größer oder kleiner ist, an manchen Orten aber aufhört, ein Geschenk zu seyn, und ein Verlust wird.

Z. B. 1810 erklärte die preußische Regierung es für eine Ungerechtigkeit:

daß die Grundbesitzer verpflichtet wären, seit undenklichen Zeiten der Cavallerie ein bestimmtes, nach dem Steuerfuß repartirtes, Quantum Pferdefutter, nach herkömmlichen Geldpreisen zu liefern, den Berl. Scheffel Hafer zu 14 Gr., und es sollte künftig die Generalkriegscasse den Cavalleriefutterbedarf nach Marktpreisen kaufen, das ganze Volk den Kostenertrag aufbringen, der im Durchschnitte

2 Millionen mehr betrug. Diese Summe wurde den Gutsbesitzern zum Theil geschenkt.

In den sehr cultivirten Provinzen steht der Haferpreis 1 Thlr. 8 gr., also gewinnt der Grundbesitzer an jedem, sonst zu 14 gr. gelieferten Scheffel Hafer 18 gr., in Oberschlesien und Pohlen hat seitdem der Hafer zuweilen 12 gr. gegolten, hier verliert der Grundeigner 2 gr. pro Scheffel bey jener Verfügung. Mit dem Vorspann war es eben so. Sonst wurde pro Pferd und Meile 3 gr. gegeben, es gab Gegenden, wo der Werth 8 — 12 gr. betrug, anderwärts nur 1 — 2.

Die catastrirten Bauergüter in Schlesien zahlen 34 pr. Cent Grundsteuern vom ermittelten Gutsertrag, die adlichen 28⅓.

Wenn es nun einmal beliebt werden sollte, den Divisor der Bauergüter dem der adlichen gleich zu setzen, so gewinnen jene jährlich 5⅔ pr. Cent, worauf sie gar keinen Anspruch haben, da jeder jetzige Besitzer das Gut seit 1742 aus der 6ten Hand haben mag, und den zu Capital berechneten Steuerbetrag als ein ihm nicht zustehendes Gut betrachtete.

Eine richtige Grundsteuerermittelung ist gar nicht denkbar, besonders wenn Boden und Culturrente in einanderlaufend veranschlagt werden, da eine Menge von äußern Zufälligkeiten im Lauf der Zeit den Ertrag erhöhen, oder erniedrigen, und bey der Catastrirung nicht vorausgesehen, und berechnet werden können. Krieg und Friede, Landstraßen-Verlegung, Schiffbarmachung oder Versandung eines Stroms, Oeffnung oder Sperrung eines Seehafens, Mode selbst und Geschmack, Staatentausch, Regierungsänderung, Fall oder Wachsthum des Staats durch Siege oder verlorene Schlachten, andere Staatsgrenzen, Aus- und Einfuhrgesetze be-

nachbarter Staaten, für alle diese Dinge kennt der Calcul keine Regeln und das Cataster keine Prinzipe.

Man unterscheidet hier die Fruchtbarkeit des Garten, Lehm, Sand, Thon, Schluf und Moorbodens, wie es die Natur gewollt hat, auch nach der Cultur durch Waizen, Gersten, Hafer und Dreschland und nach Düngungstrachten rc.; wie wenig hängt davon der Nettobetrag ab! In Sendomir, einer Provinz, die den üppigsten Waizenboden hat, baut man doch lieber Roggen, der eher Abnehmer findet, als Waizen.

Der sagansche Kreis in Schlesien steht im Cataster mit 3 Korn Ertrag vom Acker, in der 3ten Classe, der Nimpscher Kreis zu 6 Korn Ertrag in der 1sten Classe, hier ist Waizen- dort Sandland, und doch verkauft man dort die Scheffel Aussaat an Ackerland um 100 Thlr. hier um 50, warum? Weil in Sagan an der Sächsisch-Böhmischen Grenze der Scheffel Korn immer 1 Thlr. theurer verkauft wird, wie in Nimpsch.

Selbst wenn die allerrichtigsten Abschätzungsgrundsätze möglich und denkbar wären, so werden sie in dem Zeitraum, wo das Cataster angelegt wird, wieder unrichtig, da solcher viele Jahre ausmacht, indem ohne specielle Vermessung alle schnellere Catastrirungen vollends lächerlich sind. In Frankreich arbeitet man schon 27 Jahre daran, und ist noch lange nicht fertig. Die Physiocraten behaupten zwar, die Grundsteuer würde nur vorgeschossen und beim Getraide-Verkauf vom Marktpreis wieder eingezogen. Dieß ist aber Täuschung, da die Bestimmung des Marktpreises von 2 Parthien abhängt, von den Käufern und Verkäufern, welche zum hohen oder geringen Preis von äußern Zufällen: *vom Mangel, Ueberfluß, von Furcht vor Mangel, von falschen Vorspiegelungen der Zwischenhändler und von Wind und Wetter abhängen.*

Wenn heute die Grundsteuern im ganzen Lande um 10 pr. Cent erhöht worden wären, wird darum morgen der Getreidepreis auch um 10 pr. Cent. steigen? Allerdings werden die Verkäufer darauf halten, ob aber die Käufer diesen Erhöhungsgrund des Preises sich gefallen lassen wollen oder müssen, das hängt noch von vielen andern Umständen ab: die Käufer nehmlich können z. B. bemerkt haben, daß die Verkäufer höchst nothwendig baar Geld gebrauchen, um die, in kurzem zahlbare, Steuer zu entrichten, da sie nun noch hinlänglichen Vorrath an Getreide haben; so schieben sie den Einkauf so lange auf, bis der Oekonom, aus Noth verkaufen muß. Oder einige Getreidehändler haben über See große Getraidevorräthe bekommen, und machen einen Marktpreis, der geringer ist, als der, welchen der Landmann gebraucht, um die vorgeschossene Steuer zu decken, dann tritt derselbe Fall ein.

Der erste Produzent des Getraides und der wahre Consument derselben, sind niemals diejenigen, welche den Marktpreis machen, sondern die Zwischenhändler, so wie auch die Bäcker, Brauer, und Branntweinbrenner, die große Betriebscapitale in Händen haben. Der erste Produzent, besonders wenn man ihn mit Abgaben erdrückt, ist stets in dem Fall nicht eigensinnig auf einem Marktpreis zu beharren, dessen er zu bedürfen glaubt, sondern stets den Preis sich gefallen zu lassen, die der nächste städtsche Markt ihm bietet, indem er stets Geld braucht, niemals Zeit und Fuhrwerk übrig hat, seine Ueberschüsse auf einen entfernteren Markt zu fahren, wo sie besser bezahlt werden, oder solche wohl gar über See zu verkaufen. Dieß kann nur da noch der Fall seyn, wo der Ackerbau im Großen auf adlichen Stammgütern oder Staatsdomainen, fabrikmäßig betrieben wird, gegen die man aber mit vielerley andern Gründen, zum Theil mit Recht, zu Felde zieht. Diejenigen, welche den Grundsteuern das Wort reden, um sie an

die Stelle der Consumtionssteuern zu setzen, sagen von diesen, daß sie verwerflich wären, weil niemand wissen könne, ob auch der Consument sie bezahle oder vielmehr der, welcher sie vorschösse: Brauer, Bäcker ꝛc. Dieß ist wahr, gilt aber auch von der Grundsteuer, und im Grunde kann es dem Staat bey der Consumtionssteuer einerley seyn, ob Bäcker und Brauer etwas mehr zahlen oder nicht, denn, wenn einer oder der andere zu Grunde geht, so geschieht es gewiß nicht deshalb, weil er zu viel Consumtionssteuern bezahlt hat, wäre dies aber auch, so wird dem Staate daraus kein Unheil in dem Maße erwachsen, als wenn neue Grundsteuern den Landmann erdrücken. Eine besonders nachtheilige Folge haben Cataster in so fern, als man alle solche Lasten darnach zu subrepartiren pflegt, die auf den Landbau im Lauf der Zeit fallen können, wie Magazinfüllung, Fourage und Proviantlieferung im Kriege. Alle Kreise und Güter, die alsdann zu hoch im Cataster stehen, werden dadurch vollends zu Grunde gerichtet, wovon der letzte Krieg Beispiele geliefert hat.

Ich wiederhole es:

Wo alte Grundsteuern und besonders Domainen angetroffen werden, da behalte man sie ja bey, denn sie sind einmal, quo titulo ist nach 100 Jahren gleich viel, Staatsgut geworden und drücken niemand. Selbst eine unrichtige alte Abschätzung, oder eine Grundsteuerfreiheit schadet nichts, und begründet weder eine Prägravation noch Begünstigung, in so fern der Steuermaßstab nicht zur Repartition neuer Auflagen gebraucht wird.

Ein jeder der nehmlich ein Gut besitzt, der besitzt es nicht nach dem Maß des Brutto, sondern Nettoertrags, und hat es nach diesem, nicht nach jenem erstanden, wer also ein steuerfreies Gut kauft, bezahlt es um so theurer, als ein anderer, der ein belastetes ersteht, und es würde

die grösseste Ungerechtigkeit begehen heißen, jenen zu zwingen, die Steuer künftig zu tragen wie dieser. Muß man daher nicht mit Recht über das absurde Geschrei derer erstaunen, die die Grundeigner verfolgen, weil sie steuerfreie Güter besitzen? Es ist einerley, ob ein Edelmann oder ein Bürger steuerfreie Huben besitzt, wer sie gleich den benachbarten mit Steuern belegt, der entzieht dem Besitzer ein Capital auf die ungerechteste Weise, und der richtige allgemeine Grundsatz aller Besteuerung, nach dem Maße des Netto- Einkommens, wird dadurch wahrlich nicht verwirklicht.

Wenn man in einem am Missisippi neu zu begründenden Staat, wie der Ex- König Joseph Bonaparte jetzt in Begrif ist, eine gleiche Besteuerung einführen will für die ersten Jahrhunderte, vielleicht noch länger, da wird der Begründer wohl thun, Boden- und Culturrente streng zu sondern. Die erste besteht in allen Früchten des Bodens, welche die Natur freiwillig wild hervorbringt: Gras, Holz, Wildpret, Fische, Brodfrucht, Obst, Honig, Viehnutzung; die zweite besteht in allen veredelten wilden Erzeugnissen und solchen, welche der Cultur zugeschrieben werden müssen. Jene, die Bodenrente, muß der Staat als sein Eigenthum behalten, die letztere, dem Besitzer ganz unbeschränkt steuerfrei mit der Verbindlichkeit überlassen, die Bodenrente zu verwalten, und dem Staate mit einem bestimmten Antheil in natura abzuführen.

Ist es eine große Ungerechtigteit neue Grundsteuern einzuführen, so ist die Maßregel für allen Ackerbau vernichtend, welche Benzenberg vorgeschlagen hat:

Alle 6 Jahr eine Catasterrevision zu veranstalten, und die Culturrente zu besteuern.

Dieß wäre eine indirekte Steuer, oder eine Ackergewerbssteuer, die gerade auf den Theil des Nationalarbeitsfleißes gelegt würde, dem der freieste Spielraum zu lassen

ist. Alles Grundeigenthum würde dadurch unsicher gemacht, aller Realcredit vernichtet, alle Ackercultur zerstört werden.

Man hat unsern Adel in der neuesten Zeit auf einer Seite angegriffen, wo er unverwundbar ist, nämlich in Hinsicht der Grundsteuerfreiheit.

Ich mag einen Adel nicht vertheidigen, der nur fruges consumere natus ist *), aber das paßt gar nicht auf den unsrigen, denn oben ist schon gezeigt worden: daß die sogenannte Steuerfreiheit ihm gar nicht zu Gute kommt, und allen andern Consumtionssteuern ist er unterworfen, im Grunde ist er auch leider bei uns jetzt nichts weiter, als der Gutsverwalter seiner Gläubiger, dieß aber lediglich durch seine Schuld, da er seit 50 Jahren angefangen hat, dem Geldgewinne nachzulaufen und die ihm angewiesene Laufbahn, ohne Lohn zu dienen, zu verlassen, da er seine Familien=Stammgüter mobilisirt, zu Marktgut gemacht, mit Gütern gefeilscht und bürgerliche Gewerbe getrieben hat.

Wer den Adel in der Idee angreift und wie er seyn sollte, der ist wahrlich kein Freund ächter bürgerlicher Freiheit, wer aber den Adel in der Wirklichkeit und wie er ist, tadeln will, der thue es auf der rechten Seite, wo er nehmlich einen Edelmann eine Spielbanque halten sieht, oder wo er Gewerbesteuer zahlt, weil er mit Staatspapieren agiotirt, oder wo er mit Gütern Handel treibt, Ochsenlieferungen an den Feind übernimmt rc.; wo er aber auf ererbten Stammgütern gute Wirthschaft treibt, von seinen Bauern geliebt wird, wo er den Degen fürs Vaterland zieht, oder im Civildienst ergraut ist, ohne große Vergütigung, da nehmt, Bürger und Bauern, immer den Hut ab vor solchem Edelmann, denn er ist mehr wie ihr.

---

*) Er muß auf jeden Fall Steuern in Geld und Diensten leisten aber keine neue Grundsteuer, weil sie sein schon kleines Capital noch mehr angreift.

Friedrich II. wird jetzt von einer Seite getadelt, daß er den Adel vorgezogen, von der andern desfalls gelobt.

Friedrich wußte sehr wohl, was er that. Wenn er auf einer Seite den Adel steuerfrei ließ und ihm die Offizierstellen zutheilte, so lag hierin eben seine Besteuerung, oder glaubt man denn, daß es für einen preußischen adlichen Offizier ein Benefiz gewesen sey, vom Fähndrich bis zur Compagnie 35 Jahre lang im Durchschnitt von 90 bis 300 Rthlr. jährlich zu leben? Zwar hat der überstaatskluge Verfasser eines Aufsatzes in der Nemesis dieß als eine Begünstigung vor dem Bürgerstand ansehen wollen, da er z. B. annimmt, diese adlichen Offiziere wären als Cadets vom Staate ernährt worden. Wie unwahr und lächerlich dieß ist, weiß jeder Preuße. Die Cadets sind die Söhne adlicher Offiziere, die ihr Vermögen im Dienst zugesetzt haben, oder pensionirt sind, und machen einen sehr kleinen Theil der Pflanzschule für das Offiziercorps aus.

Nein! wenn es irgendwo eine harte indirekte Besteuerung, die diesen Namen verdient, gegeben hat, so war es jene Sitte. Die Verschuldung des Adels ist solcher ganz vorzüglich mit zuzuschreiben, und wenn jetzt der König diese Sitte erneuern wollte, so würde es nicht angehen, weil der Adel so entkräftet ist, daß er dem Staate das Offiziercorps zum größesten Theil nicht mehr erhalten kann.

Einkommensteuer.

Nach der Theorie ist sie die einzig bewährte. Allerdings! Es wird das Vermögen in stehendes, umlaufendes und verzehrbares geschieden und nur von diesem ein Theil dem Staate als Steuer zugetheilt. Jene sollen niemals angegriffen werden, weil sie produzirend, nicht zur Verzehrung bestimmt, sind. Alles wahr, unsern Freiheitsmännern fließt es recht vom Munde, wenn sie in ihrem poeti-

schen Freistaat eine gerechte Einkommensteuer alle andere, besonders die verruchte Accise, eine Erfindung der Despoten, ersetzen lassen. Die tugendhaften Bürger erscheinen nach ihren Ideen vor dem Staatsquästor, und geben ihr Einkommen ehrlich an, vielleicht der Ehre wegen noch höher wie es in der That ist.

Besser noch ist es, wenn, wie 1813 bei uns, fremder unerträglicher Druck und Hohn das ganze Volk aufgeregt hat und jeder freiwillig den letzten Heller daran wendet, um den Druck sich abzuwälzen. Da opfert das gekrümmte Großmütterchen den Nothgroschen, der Knabe seine Sparpfennige. Wehe! Wehe! aber über die Finanziers, welche diese Opfer vergeuden.

Es wäre gut, wenn wir solch Volk und auf solche Volkstendenz begründete Einkommensteuer hätten, dann wäre allem Hader über die beste Steuermethode ein Ende gemacht. Man sagt: daß ehemals Hamburgs freie Bürgerschaft sich selbst mit ihrem Vermögen besteuert, und das Resultat den projektirten Etat übertroffen hätte. Meinetwegen mache man bei uns den Versuch, lege vorher dem Volke ehrlich das Finanzbudjet vor und sage ihm die Zwecke für die Steuerverwendung, ist dann der Erfolg der Erwartung gemäß, desto besser! wo nicht, so bleiben immer andere Mittel übrig, nur um Gottes willen verzichte man auf eine Einkommenausmittelungs-Commission, der man weitläuftige Instruktionen giebt. Geschieht dies, dann ist die Accise dieser Einkommensteuer weit vorzuziehen.

Man wirft der Accise vor, daß sie den einen Theil der Nation zum Spion, den andern zum Contrebandier mache und beide in ihrer Moralität und Nationalität vernichte. Man wirft der Accise ferner Beförderung falscher Angabe der accisebaren Artikel vor, ungeheuren Druck, durch Visitation und Vexation, der Gewerbe, alle diese Vorwürfe

betreffen bloß die Erhebungsart der Accise, diese Abgabe aber nicht an und für sich. Aber diese Vorwürfe treffen eine Vermögen-Einkommen-Classen- oder kopflose Kopfsteuer noch weit mehr, wenn sie nicht auf ehrlicher Angabe des zu besteuernden, sondern auf Untersuchung seiner Vermögensumstände beruht. Wie will man Vermögen und Einkommen ausmitteln? — Wir haben es erlebt, wie man dies macht: Man inspizirt die Hypothekenbücher, da findet man eingetragene Capitale und nimmt von 5 pro Cent Zinsen 1 pro Cent für den Staat; dies macht für den Rentier 20 pro Cent seines klar ausgemittelten Nettoeinkommens. Eine Wittwe, die 10,000 Rthlr. Capital und 500 Rthlr. Zinsen zieht, davon einen Sohn in der Armee, den andern auf der Academie zu ernähren und dann noch einige Kinder zu Hause hat, soll nun von ihren 500 Rthlr. 100 Rthlr. dem Staate steuern, dagegen ein Capitalist, der 100,000 Rthlr. besitzt und als hungriger Geizhalz nur 1000 Rthlr. oder 500 Rthlr. verzehrt, soll nur 1000 Rthlr. abgeben? Welch Mißverhältniß. Da ist die Accise weit gerechter, wenn der Collateralstempel damit verbunden ist, denn jene Wittwe, die gewiß sehr sparsam lebt, wird kaum 10 Rthlr. jährlich an Accise bezahlen, und die Erbschaft des Geizhalses trifft der Collateralstempel.

Aber, sagen die klugen Finanziers, der Gläubiger wird die Abgabe nur vorschießen und den Zins erhöhen. Dieß wird er thun, wenn er kann, er hängt aber von der Concurrenz ab, in wie weit der Geldwerth steigt oder fällt. Wie will man nun das wahre Einkommen eines Kaufmanns ausmitteln, der es oft selbst nicht weiß und in einem Jahr, Monat, oder Woche viel gewinnt, in andern verliert? Soll die Commission hier in die Handelsgeheimnisse eindringen? Läßt man einen Gewerbetreibenden durch den

andern taxiren, so begünstigt man Brodneid und Angeberei; läßt man eidliche Fassionen einreichen, so befördert man, oft gewaltsam, fa.sche Angaben und Eide.

Kurz man fange es an, wie man will, so trifft man alle Nachtheile der Accise an, und keinen ihrer Vortheile.

Classensteuer.

Eine lächerliche Einkommensteuer. Man beabsichtigt dabei ein geringeres Einkommen, geringer wie ein größeres, nach verschiedenem Maaßstabe, zu besteuern.

Da, wo die Grenzlinie der Classen gezogen wird, da liegt stets die Ungerechtigkeit. Z. B. wer 60 Rthlr. einnimmt, ist abgabenfrei, wer 61 — 200 Rthlr. einnimmt, zahlt 2 Rthlr., wer 201 — 500 Rthlr. einnimmt, zahlt 5 Rthlr., wer 501 Rthlr. einnimmt, zahlt 10 Rthlr. ꝛc.

Dieser, wie der Kopfsteuer, liegt alles Unsinnige einer Einkommensteuer unter und sie sind nur eine nützliche Erfindung für die Ausmittelungscommissarien, die vom Staate Diäten und von den Besteuerten Geschenke erheben, um sie zu begünstigen.

Eine Kopfsteuer ist nur dann zulässig in der Idee, wenn sie nur die mit den Händen arbeitende Classe auf eine so unbedeutende Art trifft, daß sie den Betrag nicht fühlt, aber in der Wirklichkeit ist sie unausführbar, da zur Erhebungszeit selten ein Objectum executionis vorhanden ist.

Ganz vorzüglich ist diese Abgabe für kopflose statistische Tabellenschmierer, denn ihr Ertrag ist ungemein leicht nach dem Maaßstabe der Bevölkerung in ein schön geschriebenes Tableau zu bringen.

Darum bleibe ich denn, durch Erfahrung belehrt, bei der besten aller Abgaben, der Accise, stehen, und lasse Narren über sie schimpfen, welche ihre gehässige Form für

das Wesen halten, diese Form kommt mir aber gerade so vor, wie die häßliche altserbische Tracht, welche man den schönen altenburgischen Mädchen angelegt hat, man entkleide sie davon und jeder wird mit ihren natürlichen Formen zufrieden seyn. Hier verweise ich den Leser auf meine Schrift: Keine Accise mehr?!

IV.

Vom Seyn und Schein im christlichen Leben.

Fragmente aus einem größern Werke.

Wer jemals die Süßigkeit des innern Lebens in Gott und in Christo empfunden, und sich aus dem Treiben der Welt in jenes Asyl zurückgezogen, wo der Friede des Herrn waltet und wohin wohl kein einziger, wie rein er auch sein möge, ohne Buße gelangt; wer jemals sein irdisches Hoffen, so wie sein Leid in Gottes Hand gelegt und jedes Mißgeschick mit Ergebung getragen, eingedenk der Leiden des Erlösers und klar erkennend, daß es sonst kein Unglück giebt, als das, den himmlischen Vater durch Sünden zu betrüben: der hat auch wohl einen innern unwiderstehlichen Drang empfunden, sein aus Schmerzen erblühtes Glück den Brüdern mitzutheilen, und seine Lieben auf dem Wege, den er für den rechten erkennt, zu Gefährten ein-

zuladen, so wie er auch wünschen mußte, Gott möchte die Kinder der Welt der Leere und Trostlosigkeit eines selbstischen, den wichtigsten Zwecken gewidmeten, oder gar dem Irrthum und der Schuld verfallenen Daseyns entreißen.

Hierin mag wohl der erste Keim der Entstehung abgeschlossener Gesellschaften zu suchen seyn, deren erster Absonderung von der großen Gemeinde zu einer Brüderschaft und zu stillen Andachtsübungen das unschuldige Bedürfniß zum Grunde lag, mit Gleichgesinnten im vollen Einklange die Weihe schöner, frommer Gefühle zu begehen, wo kein ungünstiger Eindruck von Außen her die Feier stören konnte.

Der Reformation ging diese Absonderung eine geraume Zeit voraus, wir können sie sogar als eine Vorbereitung derselben betrachten. Beim katholischen Gottesdienst war das Wesen der Religion in der Form untergegangen, den Sinnen wurde geschmeichelt, das Herz blieb leer; nicht durch den Willen der Reformatoren wurde dem katholischen Glauben ein Stoß gegeben und die Spaltung bewirkt, sondern durch das eigene stufenweise Herabsinken der Geistlichkeit, durch Mißbrauch des Guten geschah dies; das Schlechte ging in sich selbst unter und das Bessere mußte erhalten werden. Es war unerfreulich, daß nun auch in der entgegengesetzten Richtung nicht Maaß noch Ziel gehalten wurde, daß Altäre zertrümmert, und Tische an ihre Stelle gesetzt wurden, daß ein Heer empörter Unruhestifter Kirchen verheerte und fromme Kunst-Denkmahle zerstörte, doch das Höhere war errungen, und so mag immer das Untergegangene für solchen Preis kein zu theures Opfer gewesen seyn.

Während und nach der Reformation dauerten die Brüdergemeinen in sich selbst abgeschlossen fort, sie vermehrten sich und verbreiteten sich durch alle Länder, und viel Gutes, Seegensreiches und Großes ging aus ihrem stillen

Wirken hervor. Ordnung, Milde, Reinlichkeit, Demuth, Prunklosigkeit, Wohlthätigkeit, Versöhnlichkeit, und tägliche Andachtsübungen werden von den Mitgliedern dieser Gemeinden gefordert, und finden sich in sehr hohem Grade bey den mehresten Brüdern, dahingegen besitzen auch viele derselben diese Tugenden bloß scheinbar. Der Mißbrauch des Heiligsten, um eigennützige Absichten zu erreichen, ist der entsetzlichste aller Frevel; dieser Mißbrauch findet bey vielen einzelnen Mitgliedern der Brüdergemeinen Statt, und in unserer Zeit nicht dort allein, sondern auch bey den mehrsten mystisch-poetischen, religiösen Schwärmern von denen diejenigen, welche nicht Heuchler sind, doch in Selbsttäuschung leben, wie Mancher, der nicht ohne Bewußtseyn, daß er träumt, einen ihm angenehmen Traum fortträumt, und sich vor dem Erwachen hütet. Viele schwimmen getäuscht im Strom der mystischen Frömmigkeit fort, und bleiben ewig im blöden Wahn; andere sind begeistert von den erhabenen Ideen der christlichen Religion, aber um ihre eigne Veredlung ist es ihnen nicht zu thun; sie sind zufrieden, wenn sie mit poetischen Bildern, mit Kunstwerken, und mit schönen Worten ein Spiel treiben können, welches dem Ernste ähnlich sieht. Die Religion ist ihnen ein Deckmantel ihres Hochmuthes, mit welchem sie auch wohl vor dem Spiegel hintreten, und sich selbst nun recht christlich erscheinen. Ein rechter Christ hegt seine Gesinnung tief im Herzen verschlossen, und trägt ehrfurchtsvolle Scheu, das Heiligste mit Worten zu entweihen, die, wo man zu viel ausspricht, leicht zum Irrthum hinreißen können. An seinem Leben allein erkennt man den Christen. Dem Unbefangenen schaudert vor dem hochaufgethürmten Prunkgebäude poetisch-religiöser Mystik in dem dürren Sandboden eines eiteln, oder gar von Schuld und Sünde befleckten Herzens, das sich selbst mit schönen Worten genug thut,

wo es That und Wahrheit gilt. Entsetzlich und ruchlos ist das Wiederaufsuchen des verschollenen Aberglaubens an Gespenster und Teufel, denen Gott Macht gegeben, Menschen zu quälen, oder gar zu morden, und vor allem ist es empörend, wenn die elendesten, verworfensten Menschen uns überreden wollen, daß sie höherer Erscheinungen, des Anblicks des Herrn in seiner Herrlichkeit, des Erlösers am Kreuz, der Engel und Seraphim, gewürdigt worden. Straßenräuber und Mörder sind minder gräßlich, als der Heuchler, der das Heiligste zur Larve mißbraucht und mit dem Höchsten ein Spiel treibt.

Die Inbrunst und Kraft, welche selbst die unschuldigen Opfer mystischer Religionsschwärmerey auf ihre Träume verschwenden, würde, wenn sie auf die That und auf das Leben gerichtet wäre, sicherlich gottgefällige Früchte tragen. Die unsichtbare Welt ist von der sinnlichen Welt so streng geschieden, daß wir mit Zuversicht glauben dürfen, dies sey ein weises, liebevolles Walten des himmlischen Vaters, der am besten weiß, was seinen Menschen frommt. Nur dem innern Auge giebt sich Gott zu erkennen, nur dem innern Herzen, das ihn sucht und ihm vertraut. Eben darum ist der Glaube so schön, weil er sich nicht auf sinnliche Ueberzeugung gründet, sondern nur auf die innere Stimme, die uns sagt, daß wir Gott in seinen Werken erkennen sollen, und Christus in unsrer Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit, die den Erlöser und Mittler so nothwendig, so unentbehrlich macht! Wo wir Gottes Wort im Evangelium besitzen, wo seine Schöpfung seine Herrlichkeit offenbart, was bedarf es da neuer Verkündigungen, Erscheinungen, Wunder? Wozu sollen wir mit irdischem Auge zu erschauen wünschen, was unsre unsterbliche Seele ewig füllt und belebt? Wie möchten die blöden Sinne das Anschaun der Herrlichkeit Gottes tragen? Hat Moses nicht sein Antlitz ver-

hüllt? Haben die Erzväter, die Propheten Gott den Herrn anders, als in Träumen erblickt? Sah St. Stephanus den Himmel offen, ehe er, entfesselt, die irdische Hülle von sich warf? Und wir, die wir die Frucht jener Siege der ersten Gläubigen und Christen im ernsten Streben nach innerer Heiligung genießen sollen, wir sollten Wunder und Zeichen sehen, und des Anschauens des Höchsten ohne Marterthum gewürdigt werden? Nein! der Sinnenwelt ist dies unmittelbare Anschauen verschlossen, seit das Reich Gottes im Geist begründet steht, und seit wir auf mühsam gebahntem Wege nur fortzuschreiten haben.

Die ruhig besonnene Beschauung der Ereignisse der neuesten Zeit entdeckt in den Resultaten des Wirkens in brünstiger Mystik und poetisch-katholischer, tändelnder und üppiger Schwärmerei den Keim großen Unheils. Die vor einiger Zeit noch bestehende Ableugnung und Erkaltung war gräßlich und hat viel Unglück auf die Welt gebracht; allein sie konnte nicht so sehr schaden, als jetzt die Heuchelei. Der Gläubige wird sich vom kalten Spott und von der Gottesleugnung nicht bethören lassen, ein Andres ists mit der Kunst religiöser Schwärmer und Heuchler, welche des Daseyns feinste Wollust in sinnlich geistiger Verzückung entdeckt haben, und die Natur nur überwinden, um die Sünde noch sündlicher zu begehen. Diesen dient ihre Schwärmerei nur zur Steigerung und Verfeinerung sinnlicher Genüsse, und die Religion ist ihnen eine glänzende Larve; sie tragen das Bild Gottes zur Schau, wie der stehende Sumpf Sonne und Sterne. Sie sind die übertünchten Gräber, denen unser Heiland flucht! Fällt die Larve, so schaudern wir vor dem Uebermaaß innerer Verderbtheit, Eitelkeit, Gotteslästerung und Sünde, und wir fühlen, wie es besser wäre, einfach und rechtlich fortzuwandeln, ohne alles Wissen, ja ohne Drang nach dem Höheren, als solch ein elender Heuchler zu seyn.

Wenn der bessere Mensch einen Drang empfindet, sich aus der Verderbniß der Welt zu Gott hinzuflüchten, so soll der Zweck dieses Flüchtens an das Vaterherz nicht eine müßige Ruhe seyn, sondern er soll sich dort nur zu einem wirkungsreichen, thatkräftigen Leben vorbereiten und stärken, und dies dann alsbald beginnen. Einem edlen Gemüthe genügt nicht das praktische Leben, das nur auf selbstische Zwecke berechnet ist; wer aber das Reich schöner Gedanken und Bilder nicht auf den festen Grund eines schönen Lebens baut, der treibt Spiel und Spott mit der Himmelsgabe.

Die Uebersicht mystischer Poesien und Schriften, welche zeither erschienen, die Darstellung der von Sektenstiftern, unberufenen Bekehrern, Heuchlern und Schwärmern ausgeübten Frevel läßt sich nicht so auf einige Blätter hinwerfen, zum Theil ist auch schon vieles weltkundig geworden. Der Ewige, der diese Frevel geschehen ließ, thut es wohl nur, damit die Menschen einsehen lernen, daß nur ein stilles, redliches Streben zur Wahrheit und zur Seligkeit führt. Möchten doch Alle, die sich berufen fühlen, den Herrn auch außerhalb den Kirchen zu predigen, uns nur durch ihr Beispiel belehren wollen! Dem Worte ist viele Kraft gegeben, doch den besten Nachdruck giebt ihm erst die That! Ein redliches Wirken, das sich in einem engen Kreise in vollem Maaße wohlthätig kund thut, ist mehr vor Gott, als das unruhige Treiben, das Vieles auf einmal erjagen will und sich in Schaum auflößt. Lieber einigen Unglücklichen geholfen, als Hunderten gepredigt und zugesprochen. Dem Neuerungssüchtigen wird oft ein glänzender Erfolg, aber ohne Dauer. An seinem Treiben ergötzt sich die Neugier, der Heuchler gewinnt ihm lauschend ein neues Colorit für seine Täuschungen ab, der Bessere wendet sich seufzend weg, die öffentliche Meinung bricht ihm den

Stab, und der guten Sache ist großer Schade geschehen. Freilich möchte jeder, der die Seligkeit des Glaubens empfunden, sie über die Welt hinströmen, damit sie gut und glücklich würde, weil ein ganz reines Glück nur einem christlichen Herzen zu Theil wird, doch ist's mit den Worten nicht gethan, diese können viel Nützen stiften, aber auch viel Unheil bringen; dahingegen ein demüthiges, christliches Leben, reich an stillen, guten Thaten, durchaus keine andern Früchte tragen kann, als die reinen Seegens, mithin ohne alle Gefahr für den Nebenmenschen und für uns selbst ist.

Aus dem Grunde, daß der wahre Christ nur Gott und sich selbst von seinen Empfindungen Rechenschaft giebt, und nicht gern das Heiligste zur Schau trägt, kann auch ein stilles Herz am unruhigen Treiben der Schwärmer ein Aergerniß nehmen. Dieß Christeln sollte vor Allem vermieden werden, um so mehr, da der Eindruck schöner Worte auf den großen Haufen keine andere Wirkung thut, als wenn man mit einem Stabe auf die Wellen schlägt. Ein edles Beispiel wirkt anders, und wenn der Gerechte das Gute während seiner Lebenszeit im Stillen ausübt, so wird doch der Dank an seinem Grabe laut, und so wirkt noch der Abgeschiedene auf die Zurückgebliebenen.

Wahr ist's, daß viele Menschen ganz so leben, als wäre das Ziel ihres Daseyns nur das Grab, und als müßten sie bis dahin nur für sich und die Ihrigen sorgen. Dieser Irrthum ist es, aus welchem viel Unheil hervorgeht, und diese unglücklichen, verblendeten Menschen sind zu beklagen, weil Alles, was sie so mühsam zu ihrem Vortheil und ihrem Vergnügen erjagen, ihnen ja doch im Grunde des Herzens nicht genügt. Das rechte Genügen geht nur aus jener Seelenruhe, jener innern Freudigkeit hervor, die ohne Kampf und Opfer nicht zu erringen sind, und die der

Beste auf Erden nie ganz vollkommen empfinden kann, weil der Mensch immer fehlt, und stets nur wieder gut zu machen hat, was er verbrochen. Die anhaltende Beschäftigung mit dem Heil unsrer Seele ist allerdings die erste Angelegenheit des Lebens; aber sie ist auch das Belohnendste, und was wir sonst thun können, ist nichts dagegen; von diesem Grunde aus muß jedes andere Bestreben ausgehen, weil gute Frucht nur auf gutem Boden gedeiht. Wer das aber nicht von selbst empfindet, wer nicht sein Seelenheil auf das Evangelium zu begründen sucht, den werden poetisch-mystische Worte nicht bekehren; darum genüge es jedem, der sich Gott näher fühlt, für den irrenden Bruder zu beten.

Die Werke des Allmächtigen sind so reich und wunderbar, daß kein Menschenleben ausreicht, sie alle zu kennen und zu bewundern. Die Ueberzeugung, daß der Ewige, Allmächtige unsrer denkt, uns liebt, uns nahe ist, hat in sich etwas so überschwänglich beseeligendes, daß beides, Erkenntniß der Herrlichkeit und Größe des Herrn und Bewußtseyn seiner Vaterliebe, das Herz nur zu Dank und Rührung erheben kann. Dies ist der unversiegbare Liebesquell im Herzen der Frommen. Dies ist das Schönste, was dem Menschen zu Theil wird; doch diese Fülle der Lust und Rührung will sich ausgießen; denn das Herz kann sie nicht tragen. Auch äußerlich möchte der Fromme sich genug thun, und da beut ihm denn das Leben den Anlaß dar, mehr als irgend jemals in unsrer Zeit, wo so viele Leidende Hungers sterben, wo ganze Gegenden dem unerhörtesten Elend Preis gegeben sind. Ein jeder vermag hier zu wirken, wenn er ernstlich will, das Scherflein der Wittwe ist dem Herrn willkommen. Nicht nur in den Ardennen, in den Alpen, in rauhen Gebirgsgegenden ist das Elend daheim, es ist jetzt überall zu Hause. Der Friede

hat Viele, welche gesund und kraftvoll den heimischen Heerd verließen, siech und ärmer, als sie auszogen, zurückgeführt. Die Fabriken feiern, zahllose Familien armer Weber betteln, die fremde Waare kommt um einen Spottpreis in das Land, bereichert den spekulirenden Kaufmann und nimmt dem inländischen Arbeiter sein Brod; die Maschinen, jetzt allseitig im Gange, thun auch ihr Werk und machen die fleißigen Hände vieler tausend Menschen entbehrlich. — Wie vermöchte man dies und so viel Anderes in einem kurzen Umrisse darzustellen? Genug, daß die Zeit da ist, wo der Christ sich durch die That zu bewähren hat, und wo die Herzen mit Macht geweckt werden müssen, durch Beispiel aber; denn nur dies hat Kraft. Vergebens wird man alte Mönchslieder aus dem Staube hervorrufen und in zierlichen Weisen nachahmen, vergebens Legenden dichten und mit Heiligenbildern und Madonnen Abgötterei treiben, so lange das Leben dieser Menschen zu ihrem Dichten sich verhält, wie die Kehrseite zum gestickten Teppich. Auch der roheste Mensch hat von der Natur den richtigen Sinn bekommen, daß er auf den Grund geht und nach der Wahrheit frägt. Findet sich nun der Grund nicht ächt, so wird auch das Bessere im Streben eines solchen, nur für das Aeußerliche lebenden Menschen verkannt, wie man einen, wenn noch so zierlich gefaßten und glänzenden Schmuck nicht schätzt, wenn man weiß, daß die Steine unächt sind.

Die Kunst ist immer ein Abglanz und Spiegel der Zeit und des Lebens. Wenn sie vor mehrern Jahrhunderten, und gegen einer Reihe von Jahrhunderten hindurch, in ihren ernsten, frommen, fleißigen, gediegenen Werken beurkundete, daß dazumal in Europa eine wahrhaft religiöse Gesinnung die herrschende war, daß dazumal edle, fleißig, betriebsame Völker ernst und fröhlich sich des wohlverdien=

ten Wohlstandes erfreuten, und alles, was in jener Zeit aus den Händen eines Künstlers hervorging, ein Werk war, das den Meister lobte: so sind wir Nachkommen, die wir jetzt nach langem Rausch zum Gefühl der Nothwendigkeit eines bessern Strebens erwacht sind, mit Recht von der Würde, der Aechtheit und heiligen Schönheit dieser Kunstwerke, ergriffen und hingerissen. So wie sich aber dies Gefühl nun in leeren Worten, oder in nichtigen Bestrebungen der Nachahmung aushaucht, welch ein Gewinn kann für unsere Mitgenossen daraus hervorgehn? Kein einziger, sondern nur die traurigste aller Wirkungen, nämlich, daß dies schöne Gefühl gemißbraucht und entheiligt, zu einem Treiben Anlaß giebt, das eine Zeitlang die Schwindelköpfe hinreißt und zur leeren Form, zur Mode wird, und auf diese Weise in sich selbst untergeht. — O der Deutschheit! Wo sind sie, die nicht Madame, nicht Demoiselle heißen wollten, die Frauen, die Jungfrauen? Wo sind die Nationaltrachten hin? Wie haben still und behutsam Putzhändlerin und Schneider so lange Schritt vor Schritt den Schnitt wieder in das alte Geleise zurück gebracht, bis Alle, die noch ein Ueberbleibsel eines deutschen Kleides besaßen, es scheu und bebend an den Nagel hingen; es müßten denn einige Studenten sein! Nein, unsere Nationaltracht ist auf die Bühne hin verbannt, unsre Religion in den Klingklang gedrechselter Poesieen, unsre Kunst ist hohle Nachahmung, und unsre Frömmigkeit ist eine Mode, die bey den Nachbetern auch wechseln kann, wird und muß. In der Literatur waltet der Geschmack am Ueberkräftigen vor, das Einfach-Liebliche, das Ernst-Gehaltvolle behagt dem überreizten Sinn nicht mehr, der selbst an Satanas, Zauberern, und Mord uud Graus aller Art nicht mehr genug hat, und den es nur freut, wenn ein Neu-Romantiker den andern überbietet. Im Gegen-

satz zu diesem Treiben einer großen Anzahl unserer Zeitgenossen steht die leere Nüchternheit der Egoisten und Alltags-Menschen, die dem Augenblicke leben, und sich vor Schaden hüten. Dazwischen steht unangefochten der ernste fromme ächte Christ, der still seinen Weg fortwandelt, nicht rechts noch links hinschaut, und die Lehre der Zeit im Herzen erwägt. Weder den Geprüften, die vom Baume des Lebens schon die schmerzlich-süße Frucht einer innigen Sehnsucht nach einem bessern Daseyn gepflückt, noch der muthigen unverdorbenen Jugend kann dies weltliche Treiben genügen; jene Phantasienchristen aber sind ihnen verächtlich. Jede edle Kraft will sich eigne Bahnen brechen; allerdings haben die Bessern sich nun vom alten Schlendrian losgemacht, und sehen einer bessern Zeit entgegen; aber nicht in der Idee, in der That ist diese Zeit zu begründen, und hier ist vor Allem die Erfüllung der nächsten und einfachsten Pflichten unerläßlich. Ist diesen genug gethan, dann ist es Zeit, den Wirkungskreis zu erweitern, die Fülle innerer Kraft allseitig auf das Ganze hinzuströmen, und die starre Masse mit dem eignen, edeln Feuer durchglühend, mit sich hinaufzuziehen; doch dies Alles bedarf einer vollen Mitwirkung der Zeitgenossen, kann nicht so aus eines einzelnen Streben hervorgehen, und wird mit Gott einmal seine Zeit haben. Alles, was außerdem geschieht, und sich nicht auf den Grund und Boden eines edeln Lebens, eines reinen Strebens und einer innigen Ergebung in Gottes Willen stützt, muß in sich selbst untergehen; denn es ist nur die Anstrengung des Fieberkranken, der zuletzt gefesselt in Ohnmacht sinkt.

Wir haben alle das frische Andenken einer Zeit, an Leid und Wundern reich, wir alle, die wir für das Ganze empfinden, haben den Opfern der Zeit fromme Thränen zu bringen; wir alle haben vor uns große Pflichten, um

uns große Noth. Gott wird helfen. Bete und arbeite ist sein Gebot! Der Einfältigste, der nach dem Wort des Evangeliums lebt, kann zur Seligkeit gelangen, ja, er findet wohl noch den kürzesten Weg dahin, weil er so schlicht und grade aus geht, und nicht rechts noch links, nur nach oben hinschaut.

I.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 3tes Heft.

Das Anziehendste und Belehrendste in diesem Heft ist die Fortsetzung der Geschichte des Feldzugs in den Niederlanden 1794. Hier befindet sich der vollständige Operationsplan des Herzogs von Coburg, den Mack verfaßt hat, der hauptsächlich darauf beruhte: daß man im ersten Feldzug die wichtigsten französischen Festungen nehmen, im 2ten Feldzug bis nach Paris als Hauptoperationszweck vordringen und sich mit den Vendeern in Verbindung setzen wollte.

So wichtig dieser Plan war, so wenig waren die Mittel zulänglich, denn die östreichische Macht war immer um die Hälfte kleiner als die französische, und diese war auf revolutionaire Maaßregeln gestützt, die alles erlaubt fanden, was zweckmäßig war. Jene hatte in ihre Berechnung die Hülfsmacht der Alliirten mit aufgenommen, welche höchst unzuverlässig war.

Es werden in diesem Aufsatz des preußischen Feldmarschalls Möllendorf Einwendungen gegen die östreichischen Aufforderungen zur Verstärkung der preußischen Armee mitgetheilt, die den Beweis abgeben, daß das preußische Cabinet damals schon von den Ideen ausging, welche ihm bald darauf den Baseler Frieden und das Neutralitätssystem eingaben.

Auch sehr richtige Ansichten von der damaligen Strategie und Taktik enthält dieser Aufsatz, und zeigt: daß die Lehre von der Operationsbasis, Linien der Operationen und deren Zweck nichts Neues enthalten hätten, sondern von den früheren Feldherren befolgt wären.

Die damals so sehr ausgedehnte Anwendung des Tiralleurwesens und der Armeeeintheilung in vereinzelte Colonnen mit

Reserven war nicht neue Erfindung, sondern Folge der Nothwendigkeit, welche das Terrain und die Ungeübtheit der revolutionairen Nationalgarden auflegten.

Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich evangelischen Kirchenwesens. Vom Oberpräsidenten von Bülow in Magdeburg.

Der Verfasser zeigt in dieser Schrift an der Hand der Reformationsgeschichte so gründlich als richtig, daß es den Geist des Lutherthums fehlgreifen und mißverstehen heißt, wenn man eine vom Staat unabhängige evangelische Kirche mit einer Corporation durch die Priesterschaft errichten und derselben einen Oberbischof, einen Chef 2c. als Stütze geben will, wovon schon viel ausgeführt worden ist.

Dadurch erzeuge die höchste weltliche Regierung, welche in evangelischen Völkern bisher die oberste geistliche Behörde gewesen, sich unnöthig, erweise selbst eine starke Opposition. Der Vorwand der Geistlichen, daß nur durch neues Entstehen und Ausstattung einer evangelischen Kirche die im Volke gesunkene Religiösität wieder gehoben werden könne, sey unrichtig, weil diese Religiösität gar nicht in dem Maaße gesunken sey, als vorgespiegelt würde, wie die Geschichte des preußischen Volkes 18$\frac{07}{15}$ hinlänglich beweise.

Wenn wir auch zugeben müßten, daß die Religiösität im Volke sehr gesunken ist und in den höhern Ständen eher wieder zu Ehren gekommen ist als in den untern, wo der Freiheitskrieg andere Träger hatte, nämlich Volksrache wegen Verletzung des Privateigenthums durch die Franzosen, verletztes preußisches National, besonders des militairischen Ehrgefühls, so geben wir doch dem Verfasser darin ganz recht: daß es der verkehrte Weg ist, die fehlende Volksreligiösität durch eine neue zu fundirende und zu dotirende evangelische Priesterschaft wieder herstellen zu wollen, die diesen Deckmantel nur gebrauchen wird, um mit Hülfe der ihr verstatteten Synodaleinrichtung sich zu einer dem Staate gefährlichen Corporation, aus Haupt und Gliedern bestehend, zu bilden, und wenn sie, eben wegen mangelnder Volksreligiösität, auch durch Bannstrahlen nichts gegen Fürsten wird ausrichten können, so wird sie doch in den ständischen Versammlungen einen gefährlichen Ausschlag zu geben vermögen, und da ihr die Volkserziehung ausschließlich anvertraut ist, so wird sie der Volksjugend solche politische Grundsätze einflößen, die sich mit der Monarchie nicht vertragen.

Essai sur l'indifférence en matière de religion. Paris 1817.

Der Verfasser erneuert durch das so vielfach versuchte Streben, die Reformation durch Luther herabzuwürdigen, ihre Gefährlichkeit und Neigung zur Revolution zu zeigen und die römisch-katholische Religion und den Pabst als das einzige wahre religiöse System darzustellen.

Er hebt damit an, zu zeigen: daß kein Staat ohne Religion bestehen kann, daß aber diese Religion sich niemals auf Vernunft, sondern stets auf den Glauben, dieser auf Offenbarung gründen müsse. Daß ferner eine unfehlbare Autorität, also die Kirche vorhanden seyn müsse, welche die Offenbarung erkläre, wogegen kein Widerspruch statt finden kann.

Wenn es auf solche Weise ein göttliches Gesetz und dessen heilige Ausleger, einen unfehlbaren Pabst und die Priesterschaft gebe, an welche die ganze Christenheit glaube, so ließe sich der Staat und eine Gesellschaft denken, die einen gemeinschaftlichen Zweck verfolge. Wenn aber wie Luther und seine Nachfolger bis zu De- und Atheisten herunter die Bibel oder der heilige Buchstabe allein solche Autorität bilde, und es der menschlichen Vernunft frei stünde, sich die Bibel zu erklären, wie sie es begriffe, so könne es so viele Sekten geben, als es verschieden gebildete Vernunften gäbe, und es habe ein Ende mit aller Christenheit und allen Staaten, eine allgemeine europäische Anarchie würde an die Stelle treten.

Welche falsche Begriffe der Verfasser von Luthern hat, sieht man S. 5, wo es heißt:

„Luther und seine Schüler haben einem Theil von Europa gelehrt: daß die Souverainität beim Volke sey, und bald darauf floß das Blut der Könige auf dem Hochgericht."

Wie sehr Luther dem Volke Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit predigte, indem er die geistliche angriff, zeigen seine Schriften, besonders während des Volksaufstandes unter Münzer.

S. 25 heißt es:

„Man findet die Religion bei der Wiege der Völker und die Philosophie bei ihren Gräbern."

S. 35 steht:

„Es giebt nur ein Mittel, um die Menschen der Gleichgültigkeit gegen die Religion, worin sie die Philosophie stürzt, zu entreißen: Man muß die Vernunft gefangen nehmen und einer so erhabenen und höchsten Autorität unterordnen, daß sie deren Rechte nicht mehr verkennen kann."

Von S. 151 bis 157 wird die Reformation ganz besonders angegriffen.

S. 185 sagt der Verfasser:

„daß die Reformation auf einer Willkühr beruhe, daß sie in sich widersinnig, mit ihren eigenen Grundsätzen im Wider-

spruch und mit einem Worte ein Religionssystem sey, das nur dann wahr, wenn das Christenthum falsch und irrig sey."

An diesen Proben wird es gnügen, den Geist und die Tendenz dieses Werkes zu zeigen, daß, wenn es in Frankreich großes Interesse erregt, nur deshalb möglich ist, weil es in so grellem Widerspruch mit der Civilisation steht und klar beweißt, wie dreist das Pfaffenthum sein Haupt erhebt und wie sehr die Protestanten und ihre Fürsten auf ihrer Hut seyn mögen.

Ueberlieferungen, Nr. 2, 3, 1818.

Enthalten in so fern in politischer Hinsicht einige interessante Notizen aus Rom, als sie das Streben des römischen Hofes bekunden, die Völker katholischen Bekenntnisses wieder unter die päbstliche Hierarchie zu bringen.

Miszellen. Märzheft.

Die Fortsetzung der authentischen Halsbandgeschichte gewährt hohes Interesse. Die la Motte bleibt stets die Seele der Intrigue, der Briefverfälscher und Cagliostro sind nur ihre Gehülfen, der Cardinal Rohan der Betrogene. Die Königin und der Minister Breteuil lassen, ob zwar von allen Betrügereien unterrichtet, der Intrigue freien Spielraum, um die Betrüger desto gewisser zu fangen.

Bemerkungen aus St. Helena über Lord Barthursts Rede, gehalten im Oberhause am 18ten März 1817. Am 7ten October 1817 versiegelt an Sir Hudson Lowe unter der Aufschrift „an Lord Liverpol" abgeschickt. London 1818.

„Ich billige diese Bemerkungen. Ich wünsche, daß sie dem Beherrscher und dem Volke von England vorgelegt werden.

(Unterz.) Napoleon.

Longwood, den 9ten October 1817.

Viel Lärm um Nichts! kann man bei dieser Druckschrift mit Recht ausrufen: Sie enthält die alten bekannten Klagen Napoleons über völkerrechtwidrige Behandlung und die unbegreifliche Nachweisung, daß Napoleon, der ehemalige Artillerie-Lieutenant von 2 Fr. pro Tag, mit 8000 Pf. Sterl. jährlich an allem Mangel leide.

Politisches Journal. 3tes Heft.

Dieses Heft hat wenig oder gar nichts Erhebliches: alle bekannte statistische Notizen von Rußland, Spanien, Sardinien, eine Biographie König Karl des 18ten von Schweden, die auch nicht neu ist, und ein Schreiben aus Paris von einem Erzroyalisten, das die kleinen Hofzänkereien der Thuillerien enthält.

Der Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich 1815. Von Plotho. 4ter Theil.

Dieser letzte 4te Theil schließt dieß höchst wichtige Werk.

Wir heben nur Einiges über die Schlachten von Ligny und belle Alliance aus, so bisher noch nicht so authentisch bekannt war.

1) Es geht aus der Geschichte (S. 33, 34, 38, 47, 49) der Schlacht von Ligny, ihrer Entstehung und Folgen klar hervor: daß der, dem Herzog Wellington in dem Rheinschen Merkur, diesem schmähsüchtigen Lügenblatte, zuerst gemachte Vorwurf: der Herzog habe den Fürst Blücher bei Ligny im Stiche gelassen, und während hier gefochten worden, in Brüssel auf einem Ball eine Frau verführt und der Lust gefröhnt, eine schändliche Verläumdung gewesen ist. Der Herzog hat in Brüssel den 15ten 4½ Uhr die erste Nachricht vom Angriff der Franzosen auf die preußische Stellung an der Sambre erhalten, und sogleich Befehl zur Versammlung seiner Armee gegeben, aber noch Meldung erwartet, ob ihm nicht auf der großen Straße von Mons nach Brüssel ein besonderer Angriff bevorstehe. Das Gegentheil ergab sich um Mitternacht, und nun wurde der Armee die Richtung nach Quatre-bras gegeben.

Vor der Schlacht von Ligny war Wellington persönlich beim Fürst Blücher unweit der Windmühle von Brie, und berathschlagte mit ihm, wie die englische Armee die preußische am zweckmäßigsten unterstützen könne. Wellington war der Meinung, die Franzosen und den bei Frasne gegen seine Armee aufmarschirten Feind anzugreifen, auf Gosselies zu werfen und dahin vorzudringen. Es wurde aber späterhin beschlossen, daß die englische Armee auf der großen Straße von Quatrebras zur Unterstützung vorrücken solle, hier fand aber der Herzog so großen Widerstand, daß er nicht allein keinen Mann dem Fürsten Blücher zu Hülfe senden konnte, sondern Mühe hatte, sich bei Quatrebras zu halten, wo er sich persönlich den größesten Gefahren aussetzte.

2) Wird die Annahme der Schlacht von Ligny, worin die Franzosen 30,000 Mann stärker waren als die Preußen, damit entschuldigt:

„daß der Fürst Blücher dadurch Zeit gewonnen, sein eigenes Heer zu vereinigen und dem englischen Heere ebenfalls Zeit

zur Vereinigung zu bewirken, daß 80,000 Mann wohl im Stande gewesen wären, einen stärkeren Feind bis zum Abend aufzuhalten, wo eine Hülfe von der englischen Armee und das 4te preußische Armeecorps erwartet wurde."

Die letzten Erwartungen schlugen fehl, theils weil die englische Armee mit sich selbst und ihrer Vertheidigung hinlänglich zu thun hatte und das 4te Armeekorps nicht ankam, da General Bülow (S. 45) den Befehl dazu erst in Hannut den 16ten erhielt, wo solcher liegen geblieben war.

Ueber die Schlacht von belle Alliance sind sehr befriedigende Aufschlüsse gegeben:

1) Daß solche unter den Feldherren im Voraus entworfen worden.

2) (S. 63) Daß der Angrif, welcher vom 1sten preußischen Armee-Corps Abends 7½ Uhr auf Pappelotte ausging, die Schlacht siegreich entschieden habe, besonders nachdem Planchenois genommen worden sey.

3) S. 76 ꝛc. werden die Fehler Napoleons darin gesetzt: daß er am 15ten nicht schneller und überraschender die Cantonirungen des 1sten preußischen Armeecorps angegriffen; am 16ten dem Marschall Ney ein Armeecorps entzogen; die Verfolgung der Preußen am 16ten Abends zu nachlässig betrieben; den 17ten ungenutzt vorübergehen lassen; daß er d. 18ten die englische Armee vorzüglich durch Frontalangriffe durchbrechen wollen, stets seine Stärke mehr auf ihre Flanquen zu werfen, besonders auf die linke; daß dem Feldmarschall Grouchy der Abmarsch des 3ten preußischen Armeecorps von Wawre entgangen sey, den er bemerken können; daß Napoleon das Terrain schlecht gekannt und die Engpässe in seiner Rechten vernachlässiget; daß er die Schlacht nicht abgebrochen, als die preußische Armee erschienen sey.

Europäische Annalen. 12tes Heft. 1817.

Erregt wegen der Briefe vom Vorgebirge der guten Hoffnung Interesse, die Las Cases zugeschrieben werden und sich über die Schrift von Warden und deren Aechtheit verbreiten. Es wird hier ein Auszug daraus geliefert, worin die Zeichnung Talleyrands das interessanteste ist. S. 400 ꝛc.

Der Meinung der Franzosen und ihres Oberhauptes zu Longwood nach ist Talleyrand ein Mann von großem Talent, verschmitzt, gewandt und verschwiegen, allein ganz ohne Grundsätze; seine Aufmerksamkeit gleich seinem Herzen, beständig auf das Glücksrad geheftet. War man begierig, Gewißheit über seine Gesinnungen zu erlangen, und befragte man ihn, so fand man ihn unausforschlich; seine Haltung blieb so unveränderlich, wie Marmor; allein nahm man ihn um 2 Uhr Morgens, nachdem man sich in Gesellschaft gesetzt, so genügte es, geduldig aufzuhorchen

und ihn reden zu lassen, ohne den Anschein zu haben, ihn auszuholen zu wollen; so ward er sofort zum schwatzhaften alten Weibe, sich die wichtigsten Staatsgeheimnisse entwischen lassend, und unzählicher Unbedachtsamkeiten schuldig machend. Er zog sich Napoleons Mißvergnügen und Ungnade zu, und ihm ward von demselben die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten entnommen, in Folge wiederholter Klagen der Könige von Baiern und Würtemberg über die unbezügelte Bestechbarkeit, die in dem Cabinet der Thuillerien vorherrschte, und weil keine Verbindungen oder Verträge zu Stande kommen könnten, ohne vorher seine Gönnerschaft durch bedeutende Geschenke gesichert zu haben. Napoleon, nachdem er ihm wiederholt sein Mißvergnügen über dieses Betragen ausgedrückt, allein zuletzt sah, daß er nicht zu bessern sey, auch überdieß über den Flecken betroffen ward, den ein solches Verfahren auf seine Regierung werfen würde, entzog ihm das Portefeuille. Allein Talleyrand's ausnehmende Schlauheit fand Mittel, den erhaltenen Streich zu mildern; und obgleich er nicht länger der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten genoß, behielt er noch immer hinlängliches Ansehen, unter denjenigen ernannt zu werden, die 1807 nach Erfurt gingen, und zwar in der Eigenschaft, als Groß-Kammerherr, die er mit dem Range eines Vice-Groß-Wahlmannes vereinigte; und hier gelang es ihm, die Heirath eines seiner Neffen mit der jungen Herzogin von Kurland zu Stande zu bringen. Bald nachher, da ihn die Krankheit außer Amt gesetzter Minister befiel, entspann er Intriguen in allen Richtungen, um wieder angestellt zu werden, und ein Ministerium in seinen eigenen Interessen zu bilden. Die Bestimmung Hrn. von Remusat's, ersten Kammerherrn, zum Minister des Innern, beleidigte ihn höchlich, und ward die Ursache, die ihn seine Anstellung als Groß-Kammerherr einbüßen machte, deren Amtsverrichtungen in der That mit denen eines Groß-Wahlmannes unvereinbar waren.

Richtig ist die Angabe Hrn. Wardens, daß Talleyrand der erste gewesen sey, der die Maaßregeln, die nachher in Spanien angenommen wurden, vorgeschlagen habe. Zu dem Endzweck hatte er lange Unterredungen mit dem Sennor Isquierdo; und während Napoleons Ausflug nach Fontainebleau im Jahr 1807, setzte er ihm seine Projekte auseinander. Da er zu dieser Zeit mit keiner Amtsverrichtung beauftragt ward, wunderten sich die Höflinge über die häufigen Unterredungen, die Statt fanden, und verloren sich selbst in Muthmaßungen über die Ursache dieser Gunstrückkehr gegen ihn. Zu seinen Planen, wegen eines Dynastiewechsels in Spanien, soll, wie man behauptet, Talleyrand zwei besondere Absichten vor Augen gehabt haben, — den Wunsch, wieder zu Leitung der Geschäfte zu gelangen, und die Hoffnung, sein bereits ungeheures Vermögen zu vergrößern. Im Februar 1812 ward er ausersehen, sich nach Dresden und von da nach Warschau zu begeben, in der Eigenschaft als außerordentlicher Ambassadeur, die Insurrektion und Konföderation der Pohlen zu leiten.

Digitized by Google

Diese Sendung, als eine von der größten Wichtigkeit, zog ihm verschiedene Gunstbezeugungen zu, und Napoleon hielt ihn öfters in den Abenden, während den März- und April-Monates, lange bei sich zurück, da er als ein später Aufsteher nie beim Lever erschien. In der gleichen Zeit jedoch that der französische Ambassadeur in Wien in seinem Schreiben Meldung, daß ein sonderbares Gerücht daselbst die öffentliche Meinung bewege, und einen großen Einfluß auf den Wechselcours hervorgebracht habe, nämlich daß ein Credit von 100,000 Thlr. in Warschau zahlbar für den Fürsten von Benevent verlangt worden sey. Dies bewieß augenscheinlich, daß Talleyrand beständig noch seine Actienwucher-Umtriebe nicht aufgegeben habe, was Napoleon so über ihn entrüstete, daß er ihn weder nach Dresden sandte, noch ihm die polnischen Angelegenheiten anvertraute; ein Umstand machte ihm dies um so kränkender, da er nämlich die Wiederherstellung der Herzogskrone für Kurland, für seinen, mit der Herzogin von Kurland, Pälastdame der Kaiserin, verheiratheten Neffen beabsichtigte.

Ich habe eine Rede Talleyrands, als er Minister des Direktoriums gewesen, gelesen, worin er das Fest des 21sten Jänners, als Jahrstag der Hinrichtung Ludwigs XVI., rechtfertiget und diese abscheuliche Ceremonie als gerecht, politisch und nothwendig darstellt. Gleichermaßen versuchte er, Napoleon zu überreden, derselben im Jahr 1798 beizuwohnen, während dieser einen großen Widerwillen dagegen bezeigte.

Man sagt, daß während der Unterhandlung des Concordats Napoleon sich bedeutend für Talleyrand interessirte, und daran war, ihn zum Kardinal ernennen zu machen, was die wirksamste Weise gewesen wäre, wieder einen kleinen Theil Charakters bei ihm herzustellen; allein der Erzbischof weigerte sich, darein zu willigen; kurz nachher kam Madame Grand, seine Geliebte, und warf sich Napoleon zu Füßen, die Erlaubniß von ihm zu erbitten, Talleyrand zu heirathen; dieß verweigerte er zuerst zuzugestehen; allein da es Madame Grand gelang, Josephinen zu ihren Gunsten zu interessiren, fand die Heirath statt. Da diese Dame sich nachher in eine genaue Verbindung mit St. Foix und andern Bestechbarkeits-Unterhändlern einließ, und große Geldsummen empfangen hatte, in Absicht, Einfluß auf die Gesinnung des Cabinets in Bezug auf die verschiedenen Angelegenheiten Genua's und anderer italiänischen Staaten auszuüben, fiel sie bei Napoleon in Ungnade und ward nicht ferner bei Hof empfangen; auch suchte sie vergeblich um die Erlaubniß an, dem zur Hochzeitfeyer der Erzherzogin Marie Louise angestellten Feste beiwohnen zu dürfen.

Diese drei Vorgänge stimmten Talleyrand's Gesinnung gegen Napoleon gewaltig um. Nichts desto weniger fuhr er beständig fort, bei Hofe aufzuwarten. Im Jahr 1814 beabsichtigte Napoleon im Augenblick seiner Abreise zur Armee, denselben auf seine Güter zu verweisen, in Betracht, daß seine Gegenwart in Paris bei den obwaltenden Umständen nachtheilig werden

Digitized by Google

könnte; allein der Erzcanzler Cambaceres und der Polizei-Minister Savary, die sich von Talleyrand einflüstern ließen, traten mit so viel Erfolg zu seinen Gunsten ein, daß es ihnen gelang, Erlaubniß für ihn, zu Paris zu bleiben, zu erhalten. Dabei schien Talleyrand höchst gering geachtet gewesen, das Zutrauen aller Partheien verloren gehabt zu haben und bei allen ohne Einfluß gewesen zu seyn.

Es scheint, daß dieselbe Verschmitztheit von seiner Seite bei Ludwig dem XVIII. ihren Erfolg gehabt habe; und daß da, nachdem er allgemein dirigirender Minister gewesen war, Ludwig für angemessen befand, den Herzog von Richelieu in sein Kabinet zu berufen, Talleyrand es so wandte, sich vermittelst desselben Amts als Groß-Kammerherr, womit es ihm sich bekleiden zu lassen gelungen war, bei Hofe zu erhalten.

Das neue Pabstthum oder über den Zweck, die Möglichkeit und die Folgen der projektirten Vereinigung beider protestantischen Kirchenpartheien, von Irenäus II.

Ein mißlungener Versuch, die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen verdächtig zu machen, den ein Catholik und Freund des Probst Siegert gemacht zu haben scheint. Diese Vereinigung wird sonderbar genug dem heimlichen Catholizismus zugeschrieben.

Merkwürdige Tage meines Lebens. Feldzug und Kriegsgefangenschaft in Rußland. Aus dem Tagebuch eines deutschen Offiziers. Stuttgard 1817.

Ein badenscher Offizier, der auf dem Rückmarsch der französischen Armee in Wilna 1812 in russische Gefangenschaft gerieth, erzählt von diesem Feldzug soviel als er in seiner Sphäre beobachtet hat, das sehr wenig und längst bekannt ist. Interessanter sind seine Beobachtungen, die er in der Kriegsgefangenschaft und auf dem Marsch im Gouvernement Pensa gemacht hat. Hier beschreibt er Sitten und Gebräuche des russischen Volks und die dort herrschende Cultur, welche einen bessern Begriff davon geben, als man gewöhnlich sich davon bei uns macht. Erdichtet und übertrieben sind wahrscheinlich manche darunter, wie S. 140, 145, 146.

L' Heremite Lecteur et Penseur.

Palinodie et Apologie de l' Heremite lecteur et penseur. Von Liagno.

Wir sind erstaunt, diese 2 Schriften jetzt erst zu Gesicht bekommen zu haben und daraus zu ersehen: daß ein Ausländer, wenn auch im vergrößerten, doch im wahren Maaßstabe, besser gesehen hat, wo uns der Schuh drückt, als manche Staatsräthe. Es ist die überspannte Exaltation für Mystizismus und Deutschthum.

Aufsätze über Gegenstände und Ereignisse aus dem Gebiete des Kriegswesens, von R. v. L. Berlin bei Mittler. 1818.

Eine etwas weitläuftige und breite, besonders gelehrte, Entwickelung alles dessen, was sich über Krieg und Frieden, Soldaten und Landsturm, Kriegskunst und Empirie sagen und lehren läßt und schon oft gesagt worden ist, für junge Zöglinge lehrreich, für Unterrichtete langweilig. Für jene ist es aber nur bestimmt, für diese möchte II. Nr. 3 einiges Interesse haben, wo von Kriegsoperationen die Rede ist.

Rußlands und Deutschlands Befreyungs-Kriege in den Jahren 1812 — 1815. Von Venturini. 3ter Theil. 1818.

Herr Venturini, der in seiner Chronik 1811 Napoleon viel Weihrauch geopfert, muß wohl wittern, die Volkspartei in Deutschland sey jetzt die stärkste, denn er führt in der Einleitung zu diesem Werk ihre Sprache. Käme sie nur nicht aus solchem Doppelmunde.

Den großen Befreyungskrieg hat nämlich nur die Begeisterung des deutschen Volks siegreich geendigt, dem die Fürsten sich in die Arme warfen und viel versprachen, was sie nicht gehalten. Alle, in deutschen Oppositionsblättern erklungene Redensarten sind hier zusammengetragen und erklingen von neuem zum Ekel der Vernünftigen, aber zur Ergötzung der Thoren und Narren.

Was den Krieg selbst anlangt, sind aller Geschichte zum Hohn zahllose Unrichtigkeiten vorgetragen. Davon Beweise:

S. 14. „Nach der Leipziger Schlacht soll kein allgemeiner zusammenhängender strategischer Operationsplan der verbündeten Heere mehr zu erkennen seyn. Man habe herrlicher gesiegt, als

man erwartet und gehofft, sey dadurch so überrascht worden, daß man sich erst besinnen müssen. Nur Bernadotte (ein Liebling des Verfassers) und Bülow hätten gewußt, was sie gewollt. Wenn Blücher schon im November den Angriffskrieg fortzusetzen gedacht, so hätten hochweise Kriegskünstler und Diplomatiker ihn behindert ꝛc."

Nur ein Schwätzer, wie Venturini stets gewesen, kann so aberwitzig absprechen: Frankreich im November 1813 mit unzulänglichen Streitkräften, und das waren sie damals, in seiner ganzen Ost- und Nordgrenze angreifen, hieß den Sieg unmöglich machen.

S. 16, 17 wird mit großer Dreistigkeit behauptet: „ursprünglich hätte es weder in Rußlands noch Oestreichs Politik gelegen: Napoleon vom Throne zu stürzen."

S. 20: „Preußen soll im Gegensatz mit den andern europäischen Mächten stehen, weil es den Talismann seiner Regierung: den Geist des Volkes frei zu lassen, stets anerkennen müsse, der bei ihm das Unerhörte vollendete."

„Daher sey es denn gekommen, daß es trotz der gebrachten größesten Opfer so dürftig belohnt worden sey."

Was sich wohl bei jenem Talismann Herr Venturini denken mag: den Geist des Volkes frei lassen? Redensart, nichts wie Redensart. Keine Regierung kann den Volksgeist frei lassen, sondern sie muß ihn, wenn er da ist, richten und binden, wo er ausschweift, sammeln, wo er schläft, ermuntern.

S. 21: „Die Erhebung der Bourbons ist von England aus durchgesetzt, damit Frankreich schwach bleibe."

S. 26, 27 werden Napoleons Operationen vom Rheinübergang bis zum Marsch nach Paris hoch über die der Alliirten gesetzt.

„Den alliirten Feldherren gebührt weniger Lob als der Tapferkeit ihrer Soldaten. Diese, Talleyrands Verrath und Napoleons Verblendung haben alles gethan, Fürsten und Feldherren nichts."

„Hätte das Feldherrnschwerdt Paris allein errungen ohne Hülfe des Verraths, so kam kein solcher alberner Friede zu Stande, wie der vom 30sten May 1814."

S. 35: „Napoleon hat nur der Zeitgeist vernichtet."

S. 71 wird vorzüglich dem Kaiser Alexander die Idee und deren beharrliche Ausführung, gerade auf Paris zu operiren, zugeschrieben.

S. 141 heißt es: „Kaiser Alexander hätte den Anhängern und Wortrednern der Bourbons kalt und geschroben geantwortet."

S. 143 wird das Excentrische der Angriffsoperationen der Alliirten im Februar mit Recht getadelt.

S. 210 wird dem Auftreten Artois in Nancy und Vesoul geringer Erfolg beigemessen.

S. 283: „Schwarzenberg wollte im März, nach der Einnahme von Rheims französischer Seits, nach Bar zurückgehen,

Digitized by Google

Rußlands und Preußens Monarchen hinderten aber diesen Entschluß und bereiteten sich zu einer Schlacht."

S. 287: „Napoleon wird im Cavallerie-Gefechte beinahe von einem Cosaken erstochen, vom General Girardin gerettet."

S. 291: „Napoleon hatte das ungeheure Unternehmen, seine ganze Armee bei Vitry über die Marne den Alliirten in den Rücken zu führen, nach mathematischen Berechnungen beschlossen."

S. 295, 296 ist wieder vom Verrath Talleyrands, des Kaisers Alexanders Kenntniß davon, die Rede.

S. 297: „Ein von Ozarowsky's Cosaken aufgefangener Courier verräth durch seine Depeschen Napoleons Operationsplan."

S. 298 enthält eine boshafte Bemerkung, des Kaisers Franz Abgang nach Dijon betreffend.

S. 310: „Ney sagt zu Napoleon: Er würde getäuscht, ein Reitereicorps verfolge ihn nur, die feindliche Hauptarmee ginge gewiß gegen Paris. Er glaubt es nicht, indem er sagt: dazu fehlt ihnen der Muth."

S. 312: „Als Napoleon die Nachricht erhält, die Verbündeten seyen vor Paris, macht er noch einen Versuch, den Kaiser Franz durch Wessenberg, den er gefangen mit sich führt, zu gewinnen."

S. 332 steht die Erzählung von der Sprengung des Pulvermagazins von Grenelle.

S. 468: „Napoleons Abgeordnete waren 3 Stunden bei dem Kaiser Alexander. Sie hatten ihn durch ihre Beredsamkeit wankend gemacht und er war geneigt, für die Regentschaft Marie Louise zu entscheiden."

S. 469: „Der König von Preußen stimmt den Kaiser für Ludwig XVIII.

Miszellen 1tes Heft. 1818.

1) Neueste Nachrichten über die Insel Novaheva vom Hrn. Shillibeer.

„Sehr lesenswerth um das Urtheil über diese entdeckte Insel und ihre Bewohner zu berichtigen. Sie bringen ihren Göttern keine Menschenopfer, und sind sehr religiös. Die Vielweiberey ist nur den Volkshäuptern erlaubt. Die Weiber sind schön und nakt. Die Person des Königs ist heilig. (Was werden die Jenaischen Staatsrechtslehrer dazu sagen.) Krankheiten sind selten wegen einfacher Diät und großer Reinlichkeit.

2) Nachtrag zur Geschichte der französischen Invasion in Rußland.

Hier steht eine Anekdote von dem patriarchalischen Zustande, worin der russische Adel mit seinen Bauern lebt, die beweißt: daß unerhörter Druck der Leibeignen nicht üblich ist.

S. 45 steht: daß eine erdichtete Lebensbeschreibung Bonapartes in der Tartarey umlaufe, sie sey in Paris gedruckt und nach Alep gesandt worden, auf Bonapartes Betrieb.

S. 49: „Nach einem offiziellen Berichte soll Moskau vor dem Brand 6591 aus Holz und 2567 aus Backsteinen gebaute Häuser geha.. ..aben. Als die Franzosen die Stadt räumten, waren noch 2100 hölzerne und 526 andere übrig. Die ungeheuern Verluste, welche der Adel des Gouvernements von Moskau durch die Invasion der Franzosen erlitten hat, haben sie für einige Zeit außer Stand gesetzt, ihre Stadt wieder zu erbauen. Die Fürstin v. K.... schätzt ihren Verlust auf 2095 Sclaven und auf zwei Millionen Rubel an Häusern, Meubeln und Thieren. Alle andern haben verhältnißmäßig große Verluste gehabt, und man begreift, daß die Paläste Moskaus sich in einigen Jahren nicht wieder erheben können; auch sind alle, ausgenommen der des Grafen Apraxin und des Herrn v. Balaboff, noch in dem nämlichen Zustand, in welchen sie der Brand versetzt hat, z. B. die Paläste von Paschkow, Menezykoff, Puschkin, Troubetskoy, Schiremeteff, Aschkow, Orlow, Dolgoruki, Panin, Besborotko, Durassow, Soltikoff, Hagarin u. s. w."

S. 55 „Eine große Menge von Anekdoten, als Belege des Muthes der Bauern, sind hier im Umlauf. Man hat uns erzählt, daß ein Leibeigner des Grafen Romanzow, welcher durch den Schuß eines westphälischen Husaren verwundet wurde, so gut er nur konnte, in seine Hütte kroch. Sein Feind in der Hoffnung einige Beute zu finden, folgte der blutigen Spur seines Schlachtopfers; er fand den Unglücklichen in seiner Hütte ausgestreckt mit dem Tode kämpfend; ohne darauf aber weiter Rücksicht zu nehmen, begann er, alles zu durchsuchen, und als er eben im Begrif war, seine Taschen zu füllen, so ergrif der Russe, alle seine noch übrige Kraft zusammennehmend, die Axt und spaltete den Kopf seines Mörders, auf dessen Körper er einige Augenblicke nachher verschied."

S. 61 heißt es: das nach dem Abzug der Franzosen ihre zurückgelassenen Freunde gemißhandelt, ja einige vom Pöbel ermordet worden wären.

Sehr anziehend ist die Geschichte der Jungfrau von Orleans und beweist, was religiöser Fanatismus vermag.

Lady Morgans: Frankreich und die Franzosen, woraus hier Auszüge stehen, ist schon bekannt.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beyträge zur Geschichte vom letzten Viertel des 18ten und vom Anfang des 19ten Jahrhunderts 1778 — 1806. von C. W. v. Dohm. 3ter Band. Lemgo, bey Meyer. 1817.

In diesem Bande erzählt der Verfasser des Kaiser Josephs Streben, zuerst als deutscher Kaiser, dessen Macht in ei-

ner verbesserten Reichsjustiz wieder geltend zu machen und als ihm dieß nicht geglückt, er die Kaiserwürde zur Machtvergrößerung des östreichschen Staats habe mißbrauchen wollen, wie er die vergessenen kaiserlichen Panisbriefe wieder aufgesucht und in Gang bringen wollen, dann einen Tausch mit Baiern versucht, dem Frankreich und Rußland ihre Zustimmung gegeben hatten, den aber Friedrich vereitelt und der ihm die Idee des deutschen Fürstenbundes gegeben hätte. Die desfalsigen Maaßregeln, Verhandlungen und Tractaten dieses Bundes werden hierauf entwickelt und sodann folgt der Handelsvertrag mit Nordamerika, die versuchte, vom Prinz Heinrich bestrittene englische Allianz und endlich eine rührende Darstellung der letzten Stunden Friedrichs des Einzigen. Jeder ächte Preuße müsse dieß clasische Werk kaufen und neben die Bibel in seinen Bücherschrank stellen, besonders sey es aber den Zwergen der Großmunde zum Lesen empfohlen, die in neueren Zeiten den Riesen Friedrich zu tadeln gewagt haben.

Die Zeiten. 1stes Heft. 1818.

Dieß Heft enthält manche interessante und gründlich ausgeführte Aufsätze.

1) Ansicht der politischen Lage Europas am Ende des Jahres 1817.

Würdigung der heiligen Allianz in Beziehung auf Erhaltung des Weltfriedens; der französischen Prätensionen, auf Verminderung der Occupations-Armee und der Privatliquidationen; Preußens Erklärung dagegen; der Bundestagsverhandlungen; Rußlands mächtiger Einfluß und politische Tendenz in 3 Welttheilen; Englands Crise; des Geschreis in Deutschland nach repräsentativen Verfassungen von Schreiern, die nur sich hören lassen und geltend machen wollen, und der üblen Folgen dieses Geschreis; der gemißbrauchten Preßfreiheit; und endlich des sich in Deutschland verbreitenden Mysticismus; das alles ist hier sehr gut dargestellt.

2) Die Studenten-Versammlung auf der Wartburg.

Fortsetzung des im vorigen Heft angefangnen Aufsatzes, worin die Ungebührlichkeiten jener Versammlung, die Zweideutigkeiten der Frießschen Rede und die schlechte Vertheidigung des ganzen Vorgangs in dem Bericht des Ministers v. Fritsch streng aber wahr gerügt werden.

3) Hauptmomente der gegenwärtigen Zeit.

Der Verfasser wirft hier einen schiefen Blick auf die preußische Anleihe in England.

4) Vertheidigung des westphälischen Anzeigers.

Digitized by Google

Umriß eines Systems der Vertheidigungs- und Befestigungskunst geographisch und geschichtlich bedingter Grenzen eines Landes; von dem Baumeister Ludwig Catel. Berlin, 1818, in Commission der Maurerschen Buchhandlung.

Ein sehr interessantes neues System der Defensive durch Volksbewaffnung, natürliche Grenzen, deren künstliche Verstärkung durch ein Bollwerk von weicher Beschaffenheit, welche die Schwungkraft der Kanonenkugel durch entgegengesetzte Sprödigkeit nicht verstärkt, sondern verschlingt und unschädlich macht.

Der unsachkundige Leser wird die hier vorgetragenen Ideen in einer klaren deutlichen Sprache geschrieben und mathematisch durchgeführt, gern und leicht auffassen, auch anerkennen; der sachkundige Leser wird wohl noch manches einwenden, er mag also in die Schranken treten und seine Gegenrede vortragen. Was der Lehre zu fehlen scheint, ist der praktische Versuch. Hoffentlich werden die erleuchteten Vorsteher unsers Kriegswesens Blücher, Boyer, Gneisenau, Knesebeck, Grollmann rc. sich dadurch, daß der Verfasser nur ein Baumeister ist, nicht abhalten lassen, diese praktischen Versuche anstellen zu lassen. Sie wissen, daß das Genie keine Uniform trägt, und wenn vor der Schlacht von Jena der Geist des neuen Kriegssystems schon so einstudirt gewesen wäre, wie in der Schlacht von Leipzig, so wäre die letzte nicht geliefert und Bülow mit dem Lorberkranz auf dem genialen Haupt in Berlin eingezogen, statt daß er 1806 auf den Schub nach Colberg transportirt wurde.

Welcher Staat bedarf wohl mehr der Kraft, welche Genialität und Intelligenz verleiht als Preußen? Seine Nachbarstaaten beruhen auf den Grundgebirgen der Erde und ihrem unzerstörbaren Granit, sie stehen auf ihrem spezifischen Gewicht. Das Preußenthum aber schwebt in der Luft, ist ätherischer Natur. Seine Kraft ist die moralische des Geistes, also wollen wir da, wo sich Spuren davon äußern, sie dankbar verehren, daher machen wir dem Herrn Verfasser unsere Verbeugung.

Die Wartburgsfeyer, von Dr. S. Ascher. Leipzig, 1818.

Saul Ascher versucht darin geschichtlich darzustellen, wie eine Parthei seit 10 Jahren sich angestrengt habe, das Lutherthum, welches nichts anders ursprünglich gewesen, als Unterordnung des Glaubens unter die Vernunft, in ein neues kirchliches Pabstthum umzuschaffen, woraus die Deutschthnerei, Mystizismus, Kirchenvereinigung, Tugendbund, Judenverfolgung und endlich die Wartburgsfeier hervorgegangen sey.

Märkisches Provinzialblatt. 1stes Stück. 1818.

Die Einleitung enthält den Plan des Herausgebers zu diesem neuen, dem Volke gewidmeten, Journal, den wir sehr zweckmäßig finden, wenn auch der Plan zu der wissenschaftlichen Beilage etwas hochtrabend im neuen Styl abgefaßt ist. Da kommen die bekannten hochtönenden Phrasen von der Begeisterung 1813 häufig vor.

Diese ist nicht abzuleugnen, wenn ihr aber alle glänzende Erfolge beigemessen werden, so möchten wir doch vor dem unglücklichen Volksdünkel warnen, der für die Zukunft sehr gefährlich werden muß, wie es der Dünkel auf Friedrichs Thaten in der Schlacht von Jena geworden ist.

Dieses Heft enthält eben nichts so sehr Wichtiges.

Welt und Zeit. 3ter Theil. Germanien, 1818.

Da der Verfasser bemerkt hat, daß das von ihm im 2ten Theil vorgetragene vortreffliche democratische System zu voreilig erschienen, da es eigentlich das von ihm beabsichtigte ist, so giebt er nun das aristocratische, auf Intelligenz begründete, und verspricht dann das royalistische. Die vorgetragenen Witze enthalten manche, die schon im 1sten Theil da gewesen sind. Die Unvernunft der Zeit, ein besonderes Capitel, ist dem Beobachter an der Spree nachgebildet.

Das Ganze ist den Obscuranten gewidmet, die rachitisch genannt werden, wäre der Verfasser nur nicht bucklicht.

Louis XVI. peinte par lui-même, ou correspondance et autres écrits de ce monarque; precédés d'une notice sur la vie de ce prince, avec des notes historiques sur sa correspondance et ses autres écrits. Paris 1817.

Ein Buch für Könige und Staatschefs geschrieben; diese Originalbriefe des unglücklichen Ludwigs mögen Sie unterrichten, wie Staatsrevolutionen entstehen und von ihrer Seite wider Willen begünstigt werden.

Das Unglück des, gar nicht von Seiten seiner Bildung vernachlässigten, Königs lag darin, daß er ein Gott, Teufel durch englische Güte regieren wollte, er mußte daher entweder mit dem besten Herzen von Verstandswegen ein Tyrann werden, oder vom Throne auf das Chaffot steigen. Er wählte das letztere.

Nur einen Brief will ich hier übersetzen, vom 23sten Decbr. 1791, er ist an einen Unbekannten gerichtet:

„Die beiden Partheien, welche die Nationalversammlung „theilen, und welche sich schon von Anfang an constituirt haben, „erschrecken Sie und haben Sie, wie Sie mir melden, gezwungen, „ihre frechen Anerbietungen anzuhören, welche den Haß und „Neid zur einzigen Quelle haben. Ich sehe aus diesem Kampf „unzählige üble Folgen hervorgehen, wovon ich das erste Opfer „seyn werde. Man will, ich soll mich der heftigsten Parthei an„schließen und aus ihr meine Minister wählen. Alle diese „Herren gefallen mir keinesweges und ich habe unter ihnen keine „Wahl. Die Constitution ist da, nach ihr werde ich mich richten, „und ich werde diejenigen Männer zu finden wissen, die mir „nützlich seyn können und die Constitution vertheidigen werden. „Diejenigen, welche Sie mir bezeichnen, sind nicht nach meinem „Geschmack. Ihr ganzes Verdienst ist die Kühnheit, welche „das Verbrechen giebt, sie haben alle etwas im Hinterhalt, das „sich dem Gange der Begebenheiten unterordnet, und sie gehö„ren mehr ihren Oberhäuptern an, als der Constitution und „dem Staat, für den sie zu streiten scheinen. Es giebt unter „ihnen gute Redner, aber sie sind zu unpraktisch, wie Condorcet, „der von Gelehrsamkeit überströmt. Nicht Theorien brauchen „wir, sondern der Thatkraft."

Journal für Deutschland. 2tes Heft. Februar.

Der Herausgeber läßt jetzt den früher mitgetheilten philosophischen Betrachtungen über die Römer, die über das Mittelalter in der Absicht nachfolgen, um zu zeigen, wie die neue Welt sich daraus gebildet, und darin römisches und germanisches Wesen gegenseitig durchdrungen, woraus klar hervorgehen muß, wie dahin kein Rücktritt möglich sey

Der Aufsatz über die Deputirtenkammer, aus Le Sur's Werk entlehnt, ist von hoher Wichtigkeit, um allenthalben ihre Nothwendigkeit zu beweisen, wo die erblichen Monarchien erhalten werden sollen, die stets eine Allianz mit der Deputirtenkammer machen werden, wenn die Opposition der Gewalten zu mächtig werden sollte.

Aus der Abhandlung über Pommerns früheste Verfassung lernt man, daß vor dem 18ten Jahrhundert hier ein Staatsvertrag zwischen Ständen und Fürsten statt fand.

Digitized by Google

Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Sr. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei Sr. Durchlaucht dem Fürstem Staatskanzler am 12. Januar 1818.

Der Professor Görres berichtet hier die Resultate der Audienz, welche die Landesdeputirten des Coblenzer Regierungsbezirks bei dem Staatskanzler am 12ten Januar gehabt haben, worin 7 Punkte verhandelt und von Herrn Görres als Vorstand der Deputation in Antrag gebracht wurden:

1) Die Verfassung; 2) die neue Dotirung der Geistlichkeit, deren Exemtion von der Kriegspflicht; 3) die Preßfreiheit; 4) Reform des Schulwesens; 5) Bevorrechtung des Adels und dessen Verzichtung auf eine Pairskammer; 6) Exemtion der Verheiratheten von der Landwehr; 7) öffentliche Justizpflege und Geschwornen-Gerichte. Der Staatskanzler hat sich auf alle diese Punkte theils entscheidend eingelassen, theils solche ad referendum genommen.

Dieß alles trägt der Verfasser vor, von S. 41 aber fängt er an, auf die frechste Weise auf die royalistische Parthey, auf die, welche an geheime Verbindungen geglaubt, und solche Leute zu schimpfen, die den Ständen kein Votum decisivum einräumen wollen.

Die entlarvte Inquisition.

Eine geschichtliche Darstellung dieses Instituts, das ein Organ für die geheime Polizei der vereinigten geistlichen und weltlichen Macht war, jene aber mehr über als neben diese setzte.

In diesem Buche sind die gesetzlichen Formen entwickelt, welche zum Opfer der Auserkohrnen nöthig waren, die aber der Großinquisitor despotisch willkührlich ändern, festhalten oder zerbrechen konnte.

Es ist hier gezeigt, wie die letzten Cortes dies Institut vernichtet, der jetzige König es aber wieder hergestellt hat.

Une matinée aux bains ou voilà ma Constitution! Francfort sur le Mein, 1818.

Eine ziemlich gelungene Schrift über Zeitgegenstände, besonders über französische Beiträge zur Geschichte des Jahres 1815, Napoleons 100tägige Regierung, Abdankung und Flucht. Zuletzt ein Stück einer Constitution.

Oestreichsche militairische Zeitschrift. 1818. 1stes Heft.

Sie fängt mit einer gut geschriebenen Darstellung der Entwickelung der östreichischen Militair-Bildung vom Türkenkriege $\frac{1788}{1815}$ an, und zeigt an der Hand der Kriegsgeschichte, wie sich solche von der Stufe, worauf solche nach dem siebenjährigen Kriege gestanden, bis zu der jetzigen nach und nach erhoben, das Wesen des Kriegs nicht mehr auf reine Taktik gebaut, das Lasz'sche unglückliche Cordon und Defensivsystem verlassen, und zu dem Angriffssystem in ungeschlossenen und geschlossenen Linien, zuletzt in Massen ihr Heil gesucht habe.

Wichtig für den Kriegsverständigen ist die Critik des italienischen französischen Feldzugs $18\frac{13}{14}$ und Eugens, des großen Feldherrn aus dem vorigen Jahrhundert, abgedruckte Briefe.

Selbstvertheidigung des Hofrath Fries über die ihm öffentlich gemachten Beschuldigungen in Rücksicht der Theilnahme an der Feier auf der Wartburg.

Die Selbstvertheidigung enthält in so fern eine eigene Anklage, als sie den bekannten deutschthümlichen fixen Ideen, von einem einigen deutschen Reich mit Vertilgung aller provinziellen Verschiedenheiten, widerspricht, die Noten sind Satyren, an deren Spitze ich den Ochsenfuß wegfeilen möchte.

Die Hierodulen, v. A. Hirt, bei Wittich.

Drei Riesen bekämpfen hier einen boshaften Zwerg. Bewiesen scheint mir durch diesen Kampf:

daß der Begrif einer Hierodule mit einer Hetäre bei den Alten nicht gleichlautend war, wenn auch einzelne Hierodulen außer dem Bereich ihrer Amtspflicht zuweilen weibliche Wesen waren, wie bei uns die Nonnen.

Aber die politische und unschickliche Seite des Angriffs ist nicht genugsam herausgehoben, er kam aus Sachsen, wahrscheinlich von einem sächsischen, großen, ästethischen, zur Messe ziehenden critischen Trödeljuden. Seine geziemende Strafe konnte ein hiesiger Hierodule an ihm üben, wie ein preußischer Offizier im siebenjährigen Kriege an dem Zeitungsschreiber in Erlangen.

Der Kornwucher und die Mittel dagegen, von Fr. von Köpken. Berlin, 1818, in den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses.

Das seit 1808 bei uns in der Staatsverwaltung durch die Majorität größtentheils in Anwendung gekommene Schmalzische staatswirthschaftliche System in Hinsicht auf Entfernung aller polizeilichen Maaßregeln im Getreide-Verkehr und Brodmangel, findet jetzt wieder literarische Anfeindung, besonders da das Jahr 1816 eine Hungersnoth eintreten ließ.

Der Verfasser hat in dieser gründlichen Abhandlung jenes System widerlegt, polizeiliche Maaßregeln vorgeschlagen und besonders eine Brodsicherungsanstalt durch Communalgetreidemagazine in Antrag gebracht, die Beifall in der öffentlichen Meinung finden wird.

Ueber Souverainität, Staatsverfassung und Repräsentativ-Form in Anwendung auf die deutschen Staaten. Von Dabelow.

Eine kleine, aber gehaltvolle Schrift, die von vorn herein unumstößlich darthut, daß selbst in einem Ideal einer Verfassung alles Regieren von der Einheit ausgehen müsse, und daß Landstände nichts anders seyn können, als natürliche Opponenten der Staatsdienerschaft und daß daher der Regent aus Reibung und dem Kampf beider, als einer Wechselwirkung der Kraft und Gegenkraft, das beste Material für die Gesetzgebung ziehen kann.

An den Herrn Oberhofprediger Ammon über seine Prüfung der Harmsischen Sätze. Von D. F. Schleiermacher. Berlin, 1818, in der Realschulbuchhandlung.

Eine Zurechtweisung des Oberhofprediger Dr. Ammon wegen seiner Bekämpfung der Nützlichkeit der Kirchenvereinigung in der bekannten Manier des Verfassers geschrieben. Dr. Ammon will in seiner Schrift nur eine Kirchenvereinigung zulässig finden, wodurch nicht bloß eine Gemeinschaft des Altars, sondern des Glaubens bewirkt würde, und Dr. Schleiermacher beweißt, daß eine Gemeinschaft des Altars ohne Gemeinschaft des Glaubens vorläufig durch die Kirchenvereinigung nur erreicht werden soll und von großem Nutzen seyn würde.

Das Königreich Hannover nach seinen öffentlichen Verhältnissen; besonders die Verhandlungen der allgemeinen Ständeversammlung in den Jahren 1814, 1815 und 1816. Von H. Luden. Nordhausen, 1818.

Nichts weiter, als eine Compilation der Landtagsverhandlungen seit der Wiederherstellung des Staats. Sie ist in so fern von Nutzen, als mancher Staatsmann auf diese Landtagsverhandlungen in ähnlichen Fällen recuriren kann.

Considérations de la Revolution Francaise. De M. Stael. 3 Tomes.

Man kann füglich 182 S. dieses Werks überschlagen, welche allgemeine philosophische Bemerkungen über stufenweise Ausbildung der Völker und ihrer organischen Gesetze enthalten, wie daraus Revolutionen von selbst erfolgen, die gar nicht zu vermeiden waren, wenn die Regierungen die Fortschritte nicht selbst machten, wozu sie die Revolutionen zwängen, daß nur auf diesem Wege die französische entstanden sey, welche ihr Vater, Hr. Necker, eben auf jene sinnreiche Weise habe vermeiden wollen, das ihm mißglückt sey, da Ludwig dem 16ten der dazu passende Charakter gefehlt habe.

Von da ab wird die Revolution und ihr Fortgang geschichtlich entwickelt, viele neue aufklärende Thatsachen und Charakteristiken der Häupter beigefügt, die wir stellenweise ausziehen werden.

In dem Capitel mit der Ueberschrift:

Ouverture des états généraux

hat die Verfasserin ein sehr anziehendes Gemälde dieser auf das Volk so mächtig einwirkenden Feierlichkeit gemacht, welches in 1200 Volksvertretern seine neue gesetzmäßige, i. e. von ihm selbst erkohrene centralisirte Regierung und gereinigtesten Staatsverstand zu erblicken glaubte. Von Mirabeau heißt es dort: Einige Edelleute hatten sich zu Deputirten des dritten Standes erwählen lassen, unter ihnen Mirabeau. Die Meinung, welche man von seinen Talenten sich gebildet hatte, wurde von der Furcht vor seiner Unsittlichkeit aufgewogen. Hatte man ihn einmal erblickt, fesselte er diesen Blick. Sein starkes Haar zeichnete ihn aus, und man sagte, seine Kraft sitze darin, wie bei Simson. Seine Heftigkeit selbst unterstützte den Eindruck, den sein Gesicht machte, und seine Persönlichkeit gab einen Eindruck von einer unregelmäßigen Gewalt seines Innern und zuletzt von dem Wesen eines Volkstribuns. (Die Verfasserin kommt späterhin verhofter auf Mirabeau zurück, und widmet ihm ein eigenes Capitel, es sey uns erlaubt, daraus hier alles zusammenzufassen.)

„Mirabeau, der alles wußte und alles vorhersah, wollte sich seiner alles niederschmetternden Beredsamkeit nur bedienen, um sich zu den höchsten Stellen Platz zu machen, von deren Besitz ihn seine Unsittlichkeit entfernt hatte."

„Man hat oft sagen hören: daß zu allen Zeiten es Zeitabschnitte in der Geschichte gegeben habe, wo man zwei gegen einander über feindselig gestellte Mächte, das gute und das böse Wesen, bemerken müsse. So Cicero und Catilina in Rom, so Necker und Mirabeau in Frankreich. Der starkgeistige Mirabeau dünkte sich fähig, die bestehende Regierung in Frankreich umzustoßen, und auf ihren Trümmern irgend ein anderes Etwas wieder aufzubauen, wenn er nur dessen Schöpfer wäre. Dieser Riesenplan hat Frankreich umgekehrt und ihn selbst vernichtet, denn er führte sich so auf, wie ein Partheimann, unterdeß er der allerüberlegteste Staatsmann war. Da er sein ganzes damaliges 40jähriges Leben in Prozessen und Gefängnissen zugebracht hatte, so war er aus allen guten Gesellschaften verbannt, und er wünschte sehnlichst darin wieder aufgenommen zu werden. Aber er müßte ein Feuer stiften, um die vorhandene gesellschaftliche Ordnung zu zerstören, damit die Thüren der Gesellschaftssäle in Paris ihm geöffnet würden. Mirabeau, wie alle unsittliche Menschen, sah sein persönliches Interesse in den öffentlichen Angelegenheiten, und seine Voraussehung wurde durch seine Selbstliebe begrenzt."

„Ein wohlmeinender, aber ein Mann ohne Talente, war von der Pariser Gemeinde beauftragt worden, von den Verhandlungen jenes Tages der N. V. Rechenschaft zu geben, wo Necker auf dem Rathhause eine allgemeine Amnestie wegen der Vergangenheit in Vorschlag gebracht hatte und mit Beifall angehört worden war. Diesen Auftrag vollzog er auf die allerunvollkommenste Weise. Mirabeau, der Neckers Einfluß beneidete, nahm sich vor, durch bittern Spott und erregten Verdacht Neckers beabsichtigte allgemeine Aussöhnung zu hintertreiben. Dieß glückte ihm und die Gemeindesectionen nahmen die gebilligte Amnestie zurück, indem er ihren Führern den Glauben beibrachte: man habe sie zum Besten."

„Mirabeau brachte seitdem die allerverderblichsten Vorschläge auf die Bahn, er, dessen Verstand, gänzlich entfernt von seinem Charakter, vollkommen weise und lichtvoll war. Necker sagte von ihm mit Recht: Er ist Volkstribun durch Ueberlegung, und Aristocrat durch seine begehrliche Leidenschaftlichkeit. Er legte großen Werth auf seine Geburt. So sagte er oft: Der Admiral Coligny, der, beiläufig gesagt, zu meiner Familie gehörte."

„Mirabeau, mag er vom Cabinet Geld erhalten haben oder nicht, war entschlossen, sich zum Herrn des Hofes zu machen und sich nicht von ihm beherrschen zu lassen, und man würde sich vergebens bemüht haben, ihm die Idee der Popularität auszureden, so lange er durch sie nicht an die Spitze gestellt worden war. Er predigte die Vereinigung aller Gewalt in einer Versammlung, wohl wissend, daß dieß allein zur Auflösung aller bestehenden Ordnung hinreichend sey, er glaubte aber eben dadurch ganz Frankreich

Digitized by Google

in seine Hände zu bekommen, um es, in die höchste Verwirrung gestürzt, nach Willkühr daraus wieder hervorziehen zu können."

S. 400: „Der Marquis de Bouillé war zwischen dem Cabinet und Mirabeau der Vermittler. Dieser schien zu beabsichtigen: daß der Hof sich nach Compiegne begeben sollte, wo Bouillé seine treuen Regimenter versammeln wollte. Die N. V. sollte hierher versetzt werden, um sie von dem Einfluß der Pariser zu befreien. Mirabeau beabsichtigte aber zu gleicher Zeit die Einführung der englischen Verfassung, denn er wußte sehr wohl, daß, wenn die Willkühr des Regenten wieder hergestellt worden wäre, man ihn sehr bald vergessen würde."

„Ich habe noch einen Brief von Mirabeau in Händen, der geschrieben war, um ihn den König sehen zu lassen. Er gab sich alle Mühe, Frankreich eine constitutionelle Monarchie zu erhalten. Da stand folgende merkwürdige Stelle:

„„Ich will nicht bloß als Zerstörer eines großen Gebäudes genannt werden.""

„Sein Tod war in dem Zeitpunkte, wo er eintrat, ein großes Unglück. Eine so große Ueberlegenheit seines Geistes im Reiche der Ideen ist stets eine große Quelle von Hülfsmitteln."

„Necker sagte ihm einst: Sie haben zu viel Verstand, um nicht früh oder spät zu begreifen, daß es ein Moralprinzip giebt."

„Alles zitterte vor seinem Tode, ein Jüngling, der gehört hatte, Mirabeau würde genesen, wenn man ihm frisches, gesundes Blut einflößen könnte, wollte das seinige hergeben. Er wußte, daß er sterben würde, weit entfernt, darüber zu erschrecken, sagte er mit Stolz, als man wegen einer Feierlichkeit Canonenschüsse fallen hörte: Ich höre das Leichenbegängniß des Achilles. Nach meinem Tode werden die Partheimänner sich in die Ueberbleibsel der Monarchie theilen."

Die Verfasserin erzählt von der Eröffnung der N. V. ferner:

„Ich befand mich am Fenster der Frau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten M. de Montmorin, wo ich mich dem Gefühl der süßesten Hoffnungen hingab, das dieß erhabene Schauspiel einflößte. Frau Montmorin, die eben keinen großen Geist besaß, sagte mir aber mit fester Stimme, ohne Eindruck auf mich zu machen: Sie haben Unrecht sich zu freuen, großes Unglück wird aus dieser Scene für Frankreich und für uns aufgehen. Sie starb nachher mit einem ihrer Söhne auf dem Hochgericht, der ate wurde ersäuft, ihr Mann wurde am 2ten September ermordet, die älteste Tochter starb im Hospital."

Der dritte Stand hatte vor Eröffnung der Versammlung erklärt, er werde die alte Sitte nicht nachmachen und keine, wenn der König erschiene.

Wenn die Deputirten von 1789 sich, wie ihre Vorfahren, auf die Knie gebeugt hätten, so würden die Zuschauer, selbst der Adel, dieß lächerlich und unzeitig gefunden haben.

Als der König erschien und sich auf den Thron setzte, merkte ich zum erstenmal Furcht, die Königin fand ich nieder-

geschlagen. Der König sprach mit großer Ruhe und Einfachheit, aber die Gesichter der Deputirten drückten mehr Kraft aus, als das des Monarchen, dieß machte mich unruhig, denn beide Theile bedurften der Kraft.

Im 14ten Capitel sucht die Verfasserin darzuthun, daß die Mehrheit die Deliberationen nach Theilen und Ständen und die Abhängigkeit der Deputirten von ihren Bevollmächtigern verworfen hätten, da diese Institutionen aus der Kindheit der Völker noch hergerührt, und in einem großen Volke den Zweck verfehle. Man könnte dieß eben so gut von der repräsentativen Verfassung seblst sagen.

Vom Adel heißt es: die Mehrheit des Adels sah sich von Geist und Talenten entblößt, daher sprach sie stets von der Gewalt, welche gegen die Volkspartheі zu Hülfe gerufen werden müsse. Wir werden sehen, ob eine solche Gewalt noch vorhanden war, aber in so fern man sie vermißte, in demselben Grade war es thörigt, damit zu drohen.

Sieyes schlug dem dritten Stande vor, sich als N. V. von Frankreich zu constituiren, und die beiden ersten Stände einzuladen, sich anzuschließen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und beschlossen und dieser Beschluß war die Revolution selbst.

Im 19ten Capitel werden die Mittel beleuchtet, welche der König besaß, um sich der Revolution zu widersetzen.

Da heißt es unter andern:

„Die wahre öffentliche Meinung, welche stärker ist, als der Partheigeist, ist seit 27 Jahren in Frankreich immer dieselbe geblieben. Man dachte 1789 nicht daran, den Thron umzustürzen, man wollte nur die gesetzgebende und vollziehende Gewalt trennen."

„Beide Gewalten waren nicht in den Händen des Königs, sondern seiner Minister. Die Franzosen wollten damals sich nicht mehr der, sie erniedrigenden Meinung unterwerfen, daß sie unwürdig wären, auf die Gesetzgebung Einfluß zu haben, wie die Engländer."

Was konnte man diesem Volkswillen entgegensetzen? Wie weit konnte sich der König diesem Verlangen entziehen? Warum wollte er sich allein mit der Verantwortlichkeit für das Wohl des Staates beladen? War ihm das Licht, welches er durch eine N. V. erhielt, nicht heller, als von seinen Ministern? Warum wurde an die Stelle des gesellschaftlichen Vertrags die jüdische Lehre von der Heiligkeit und Göttlichkeit der höchsten Gewalt gesetzt? Ohne hier diese Fragen untersuchen zu wollen, wird man doch nicht leugnen können: daß man wenigstens Gewalt haben muß, um diese Theorie durchzusetzen, und daß das göttliche Recht einer critischen Armee bedarf, um sich den Ungläubigen geltend zu machen. Welche Gewalt wohnte damals noch dem König bey?

Nur zweierlei konnte vernünftigerweise noch geschehen: Man mußte Herr der Meinung werden, oder mit derselben sich vergleichen. Gewalt, Gewalt, schrien viele, die da glaubten, wenn sie dieß Wort aussprachen, so wären sie im Besitz derselben. Worin

besteht aber die Gewalt eines Königs, wenn er nicht des Gehorsams der Armee gewiß ist? Dieß war aber nicht der Fall, und der König war nicht General.

Wäre aber Bonaparte an seinem Platze gewesen, so würde er doch 1789 nichts durch Gewalt ausgerichtet haben.

Im 20sten Capitel ist von der königl. Sitzung am 23sten Juni die Rede.

Der geheime Rath des Königs unterschied sich von dem öffentlichen und sichtbaren. In England kann so etwas nicht statt finden (und doch ist es der Fall), denn das verantwortliche öffentliche würde sich dem geheimen Ministerium widersetzen.

Von dem damaligen Staatsminister heißt es:

„Sein harter, rauher Baß ließ auf Energie schließen, und er stampfte den Boden im Gehen, als wollte er Armeen hervorzaubern.“

Herrn Necker läßt die Verfasserin dem König sagen:

„Sire! Ich fürchte, daß man Sie über den Geist der Armee täuscht. Die Briefe aus den Provinzen lassen glauben, sie werde nicht gegen die N. V. marschiren. Lassen Sie daher solche sich nicht um Versailles versammeln, um den Schein zu meiden, als sey sie gegen die N. V. gerichtet. Die Volksparthei kennt noch nicht die Bestimmung dieser Armee. Benutzen Sie diese Ungewißheit zu Ihrem Vortheile in der öffentlichen Meinung, denn wenn die Nachricht von der beabsichtigten Unfolgsamkeit der Truppen bekannt wird, wie soll man alsdann die Partheien im Zaum halten? Sire! Es ist die höchste Zeit, der öffentlichen Meinung entgegen zu kommen, nehmen Sie eine Constitution, wie die englische, an, Sie werden nichts bei der Herrschaft der Gesetze verlieren, denn niemals werden sie Ihnen so viele Pflichten auflegen, als Ihre eignen Bedenklichkeiten. So werden Sie heute geben, was man morgen fordern würde.“

Späterhin, als der günstige Zeitpunkt vorüber war, sagte die Königin:

„Ich wollte einen meiner Arme darum geben, wenn die englische Constitution in Frankreich eingeführt würde.“

Der König, man kann es nicht genug sagen, besaß alle Eigenschaften eines constitutionellen Königs, welcher mehr der erste Staatsdiener, als Feldherr ist, aber, ob zwar er viele Kenntnisse besaß, und die englische Geschichte kannte, so konnte Ludwig des 14ten Enkel sich doch nicht von dem Glauben an die Heiligkeit der Könige losmachen.

Es waren nur drei Mittel jetzt noch übrig, um der politischen Crise zuvorzukommen, welche einzutreten drohte: Neckers Volksgunst, die Hoffnung, der dritte Stand lege noch Gewicht auf die Aussprüche des Königs, die noch herrschende Ungewißheit über die Gesinnung der Truppen. In 14 Tagen waren auch diese letzten Mittel verloren. Necker wurde verbannt, der dritte Stand erklärte sich für eine N. V. und die Truppen nahmen Theil an der Erstürmung der Bastille am 14ten Julius. Der König wurde an diesem Tage genöthigt, nach Paris auf das Stadtge-

meindehaus zu kommen, um die Umkehrung seiner eignen monarchischen Gewalt zu genehmigen.

Der General la Fayotte.

Da er von seiner frühesten Jugend an für die Freiheit von Nordamerika gefochten hatte, so waren ihm die Grundsätze derselben zur andern Natur geworden. Hat er sich darin in Beziehung auf Frankreich geirrt, so haben jene Grundsätze und seine Verehrung Washingtons Schuld daran.

Er war 19 Jahre alt, als er alle seine in Frankreich ihm sich darbietenden glänzenden Aussichten aufgab, um sich in einen fremden Welttheil zu begeben und dessen Befreiung sich zu opfern. Die Liebe für diese Freiheit hat über sein ganzes Leben entschieden. Wäre er ein Eingeborner von Nordamerika gewesen, so würde er sein zweiter Washington geworden seyn.

Eine gleiche Uneigennützigkeit, Enthusiasmus, Ausdauer und Festigkeit, zeichneten beide erhabene Freunde der Menschheit aus.

La Fayette muß als ein wahrer Republikaner anerkannt werden, nicht die geringste Eitelkeit ist ihm eigen, deren großen Gewalt über Franzosen bekannt ist. Die Wuth, in öffentlichen Versammlungen zu glänzen, bestimmt keines seiner Worte. Er hat sein ganzes Glück seiner Meinung geopfert. Er ist in Olmütz als Gefangener, wie auf der höchsten Stufe der Volksgunst, seinen Grundsätzen getreu geblieben. Er geht stets gerade zu, und jeder, der ihn kennt, weiß stets im voraus den nächsten Schritt, den er thun wird. Der Haß, der ihn verfolgte, hat ihn niemals bitter und feindselig gestimmt, aber nichts hat auch je seine Meinung umgestimmt. Seine Grundsätze, im vollkommenen Widerspruch mit dem allgemeinen Egoismus, haben Einigen des Bedaurens werth geschienen. Er war so verkehrt, sagen sie, das Vaterland seinem Ich vorzusetzen, und die besiegte Parthei nicht zu verlassen, und sah die Menschheit nicht als ein Produkt, für seinen Gebrauch bestimmt, sondern als einen Gegenstand an, dessen Wohl jeder sich opfern müsse.

Es war ein Wunder, daß ein la Fayette sich in der ersten Classe des französischen Adels so ausbilden konnte.

Im 12ten Capitel, wo von der nach Paris versetzten N. V. die Rede ist, heißt es:

„Die durch die bewaffnete Macht nach Paris versetzte N. V. befand sich fast in demselben Fall, wie der König, sie hatte keine Freiheit mehr. Der 5te und 6te October waren die ersten Tage der Herrschaft der Jakobiner. Die Revolution wechselte damals ihren Gegenstand und ihre Sphäre. Es war nicht mehr die Freiheit, sondern Gleichheit, welche sie wollte, und von jenen Tagen fing die Herrschaft des Pöbels an.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Es heißt hier von den Emigranten, daß man sie nicht alle in eine Classe werfen und diejenigen nicht verdammen müsse,

welche als constitutionell aus gerechter Furcht vor der Guillotine Frankreich verlassen müssen, um anderwärts lieblos aufgenommen zu werden. Die altadlichen Emigranten aber, welche, den König aufgebend, Frankreich zu früh verlassen hätten, statt den König zu umgeben und zu schützen, diese wären eine Hauptursache der so blutig gewordenen Revolution.

Im dritten Capitel sagt die Verfasserin von der zweiten N. V., welche die gesetzgebende genannt zu werden pflegt, ihre Mitglieder hätten das Revolutionsfieber mitgebracht, in einem Zeitpunkt, wie es nichts mehr zu zerstören gegeben hätte. Das gesellschaftliche Gebäude hätte sich auf die demokratische Seite zu sehr geneigt, und man hätte es wieder aufrichten müssen, durch Verstärkung der monarchischen Gewalt.

Im 4ten Capitel heißt es ferner:

„Die constitutionirende N. V. hatte in 2 Jahren mehr Gesetze gemacht, als das englische Parlament während 50, diese Gesetze aber hatten Mißbräuche zerstört und waren auf Grundsätze gebaut. Die nachfolgende N. V. aber machte ohne Noth eben so viele Gesetze, welche der Factionsgeist einbließ."

Im 5ten Capitel wird von dem 1792 ausgebrochenen Kriege gesagt:

„Im Anfang des Jahres 1792, als der Krieg noch nicht erklärt war, schrieb der Kaiser Leopold an die N. V. einen vertrauten Brief. Barnave und Deport, Mitglieder der constitutionirenden N. V., hatten solchen verfaßt und durch die Königin war er nach Wien befördert worden. Leopold griff in diesem Briefe besonders die Jacobiner an und bot den Constitutionellen seine Dienste an. Was er sagte, war ohne Zweifel weise und erhaben, man fand es aber unschicklich, daß der deutsche Kaiser sich in die neuern Angelegenheiten Frankreichs einmischen wollte und die Conventsmitglieder sträubten sich gegen einen fremden Monarchen."

Im 6ten Capitel ist von den Mitteln die Rede, durch welche die Republik entstanden, und hier sagt die Verfasserin:

„Die N. V. stürzte die Monarchie durch Redensarten um. Ihre Dekrete waren gegen den gesunden Menschenverstand gerichtet und verdarben die Moralität der Staaten vom Grunde aus. Es bedurfte einer politischen Verketzerung, wie es eine religiöse gegeben hat, um den Thron stückweise zu vernichten, den man zu erhalten geschworen."

„Als Ludwig der 16te der revolutionären Parthei zu sehr nachgab, mehr wie sie es wünschte, legte sie ihm 2 Dekrete zur Genehmigung vor, die gegen sein Gewissen verstießen: die Verdammung der unconstitutionellen Priester, und Berufung der Marseiller nach Paris."

„Seit der König sein veto dagegen bestimmt ausgesprochen, wußte man, daß die Vorstädte einen Aufruhr bildeten."

Capitel 8: Man hat behauptet, daß das Manifest des Herzogs von Braunschweig, eine der Hauptursachen des Aufstandes der französischen Nation gegen die vereinigten Mächte 1792

gewesen sey. Daran habe ich nie geglaubt, denn der Hauptartikel darin war das Versprechen, keine Eroberungen machen zu wollen, und sich nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen.

Capitel 9: Eine einzige Revolution, die von 1789, war nur die Folge der wahren Volksmeinung, alle späteren waren das Werk der Partheien.

Den 10ten August 1792 ließen sich die Canonen der Vorstädter um 7 Uhr Morgens hören und im ersten Angriff siegten die Schweitzer. Das Volk zerstreute sich und floh voll Schrecken, worin seine Wuth sich schnell aufgelößt hatte.

Der König mußte sich damals an die Spitze der Schweitzer setzen, die Königin wünschte es. Einige Bataillons der Nationalgarde waren königlich gesinnt. Viele Republikaner glaubten, wenn der König am 10ten August gesiegt hätte, so würden die Alliirten nach Paris gekommen seyn, um die alte Tyrannei wieder herzustellen.

Capitel 12 enthält den Prozeß Ludwig des 16ten.

„Man erstaunt fast noch mehr über das niederträchtige Benehmen in den gerichtlichen Verhandlungen gegen den König, als über den Prozeß und das Urtheil selbst: Als der Präsident der N. V. zu dem, der sein König war, sagte: Ludwig, Sie können sich niedersetzen! wurde man unwilliger, als da man ihn vieler Verbrechen anklagen hörte, die er nie begangen hatte.

Es ist wahr, daß alle Deputirte, welche den König vertheidigten, sich auf einen Schimpf in so fern einließen, als sie damit anfingen, zu sagen: er sey schuldig. Einer von ihnen sagte sogar auf der Rednerbühne: Ludwig war ein Verräther, die Nation muß ihm aber verzeihen.

Wie war es möglich, auf diese Art einen Kampf gegen so viele Feinde zu bestehen, die von allen Seiten über den König herfielen.

Hiurt, nachdem er vergebens versucht hatte, Thatsachen aufzufinden, die den König strafbar machten, endigte damit, auszurufen: Niemand kann unschuldig regieren. Nichts konnte besser die Unverletzbarkeit eines Königs darthun, als diese Behauptung.

Im 15ten Capitel sagt die Verfasserin vom politischen Fanatismus:

„Die Leistungen, welche jeder Staatsbürger gewähren muß, damit die Gesellschaft bestehe, bewegen erhabene Seelen zur Mildthätigkeit, schmeicheln der Eitelkeit anderer, reizen aber die Habsucht der Menge. Diesem Zustand muß man allenthalben den politischen Fanatismus zuschreiben, den wir in Frankreich rasen gesehen haben. Die Armen befiel in der Nähe der Reichen eine Wuth, und die Auszeichnungen des Adels vermehrte noch den Neid, den das Eigenthum einflößte, das Volk verließ sich auf seine Ueberzahl, und alles, was von der Minorität Glänzendes ausging, erschien ihm als eine Usurpation."

Im 14ten Capitel ist von Robespierres Sturz die Rede: „Der Wohlfarthsausschuß war keineswegs von Männern besetzt, welche ein großes Talent auszeichnete, die Allmacht desselben wurde vom Schrecken getragen, den sein Daseyn einflößte und der seine Träger wiederum in den Begebenheiten hatte. Die Regierung glich damals einem Mordinstrument, man sah darin mehr das Beil, als die Hand, welche es bewegte. Die einfache Frage reicht zur Vernichtung des Wohlfarthsausschusses hin: Wie viel zählt er Mitglieder? Man maß aber ihre Gewalt nach der Größe ihrer Verbrechen, daher wagte niemand, sie anzuklagen. Die 12 Mitglieder tranten sich unter einander nicht, so wie der Convent ihnen, und sie wieder diesem nicht trauten. Alle, die Armee, das Volk und die Revolutionairs fürchteten sich wechselseitig. Kein Name ist noch von jener Zeit in der Erinnerung der Zeitgenossen zurückgeblieben, als der des Robespierre, er war aber weder beredter noch geschickter, als die andern, sein Fanatismus war aber noch finsterer und strenger, als der seiner Collegen, und schreckte alle am meisten."

„Ich habe mich einst mit ihm in einer Gesellschaft bei meinem Vater 1789 unterhalten: damals kannte man ihn nur als einen für die Democratie exaltirten Advocaten. Seine Gestalt hatte etwas Gemeines, seine Farbe war bleich, seine Adern grünlich, seine absurden Behauptungen trug er ruhig vor mit der Miene der Ueberzeugung"

„Im Anfange der Revolution hatte er aufrichtige Grundsätze über die Nothwendigkeit der Gleichheit der Stände und des Eigenthums sich angeeignet, wofür ihn sein neidischer, nichtswürdiger Charakter stimmte. Aber nachher, als sein Nebenbuhler Danton von ihm besiegt worden war, wurde er ehrgeizig."

Im 20sten Capitel wird der Standpunkt des Zeitgeistes in der Höhe geschildert, wo die Directorialrepublik in Frankreich eingeführt wurde.

Die Herrschaft des Schreckens muß man ganz und gar den Grundsätzen der Tyrannei zuschreiben; die liberalen Formen, welche diese rohen Despoten beobachteten, waren nichts weiter, als eine Art von Ceremoniel, welches diesen Herren zusagte, aber die Mitglieder des Wohlfahrthsausschusses bekannten öffentlich ihren Machiavellismus, nehmlich eine Gewalt, auf die Verdorbenheit des Menschengeschlechts begründet, sie hatten bloß die Aufgabe, diese alte Lehre mit neumodischen Redensarten auszuschmücken. Die Preßfreiheit war ihnen noch viel verhaßter, als den alten Lehnsherren, sie gestatteten den Angeklagten nicht die allergeringste Sicherheit, weder durch das Gesetz noch durch den Richter, Willkühr ohne Grenzen war ihre Lehre, allen Gewaltstreichen, die sie ausübten, unterzeichneten sie die Worte: öffentliche Wohlfarth, unglückliche Redensart! welche nichts anders sagte, als Aufopferung aller Moralität dem sogenannten

Staatsinteresse, welches nichts anders war, als das Interesse derer, die regierten.

Von dem Sturz Robespierres an gerechnet, bis zur Festsetzung des Direktorii, war ein Zwischenraum von 15 Monaten, den man als den Zeitpunkt der vollkommensten Anarchie ansehen kann. Schrecken herrschte nicht, ob zwar Verbrechen genug begangen wurden, und man hatte gar nicht auf das Prinzip Robespierrescher Herrschaft verzichtet, aber die Preßfreiheit war wieder aufgewacht, mit ihr die Freiheit. Die Volksmeinung sehnte sich nach einer weisen und freisinnigen Gesetzgebung und nach der Entfernung derer, welche Blut vergossen hatten.

Nichts war schwieriger, als diesen beiden Wünschen zugleich zu gnügen, da der Convent noch alle Gewalt inne hatte, und viele Freunde wahrer Freiheit glaubten, das alte Königthum würde wiederkehren, wenn man denen das Heft aus den Händen nähme, welche an dem Umsturz des Thrones Theil genommen hätten. Dieß war eine elende Bürgschaft, welche Verbrechen gewähren sollten, die man auf Rechnung der Freiheit begangen hatte.

Capitel 21: Von den 29 Monaten vom November 1795 bis zum 18ten Fruktidor 1797 oder dem Direktorio.

Der erste Theil der Direktorialherrschaft zeichnete sich aus. Fünf Männer, Carnot, Rewbell, Barras, Lareveillere und Letourneur, im Zorn gewählt, kamen ohne vorzügliches Talent zur Regierung in einem Zeitpunkt, der für sie sehr ungünstig war.

Sie wurden in dem Palast Luxenburg einquartirt, worin kein Schreibetisch vorhanden war, ihm glich der ganze Staat. Das Papiergeld stand gleich Null; es roulirten keine hunderttausend Franks in Metall, die Nahrungsmittel waren selten, der Vendeekrieg dauerte fort, allenthalben gabs Räuber, und alle Armeen waren desorganisirt. In 6 Monaten hatte Frankreich dies überwunden.

Geld ersetzte das Papier ohne Verlust, die alten Besitzer lebten ruhig an der Seite der neuen Domaineninhaber, die öffentliche Sicherheit der Landstraßen war hergestellt, die Armeen waren nur zu siegreich, die Freiheit der Presse lebte wieder auf, die Wahlen geschahen gesetzmäßig, und man würde haben sagen können, Frankreich sey frei, wenn die beiden Stände Geistlichkeit und Adel eine Sicherheit gehabt hätten.

Die besten Generale in Europa gehorchten den 5 Direktoren, wovon nur 3 Freunde gesetzlicher Ordnung waren. Die Vaterlandsliebe der Soldaten war damals noch so stark, daß sie dem Gesetz mehr gehorchten, als der Persönlichkeit ihres Generals, wenn er sich über jenes zu setzen gewollt hätte.

Der Krieg ohne Ende wirkte zuletzt nachtheilig für die Freiheit auf den Soldatengeist. Es wäre gut gewesen, wenn um diese Zeit Friede und der Soldat Bürger geworden wäre, ehe Napoleon auf der Bühne erschien.

Im 24ten Capitel von der Einführung der Militairgewalt in Frankreich heißt es:

Digitized by Google

„Kein Zeitraum der Revolution war gehässiger, als der, wo die Soldatenherrschaft die repräsentative Verfassung verdrängte."

„Den ersten Anlaß dazu gaben die Grenadiere, welche das Direktorium in den gesetzgebenden Körper sandten, dieser tyrannische Streich allein, dessen Handhabe Soldaten waren, bereitete Napoleons Pläne vor, die er 2 Jahre später ausführte."

Im 26ten Capitel erscheint Bonaparte zuerst in diesem Werk, bei Gelegenheit des Friedens von Campo-Formio. Da heißt es:

„Das Direktorium vermied den Frieden, nicht um Frankreich auszudehnen, sondern um es mit einem Kranz von Republiken nach der französischen zu umgeben."

„Es ist ein volksthümlicher Fehler der Franzosen, ein Resultat ihrer gesellschaftlichen Gebräuche, daß einer dem andern nachahmt, und daß sie es feindselig empfinden, wenn andere Völker ihren eignen Gang gehen wollen."

„Napoleon, trotz dem, daß er weniger republikanisch dachte, als das Direktorium, war viel klüger, die Zeitumstände zu seinem Vortheil zu benutzen. Er bemerkte, daß die Volksmeinung für den Frieden gestimmt und der Opfer müde geworden war, darum zeichnete er den von Campo-Formio."

„Der General Bonaparte hatte das Gesetz gegen die Emigranten in seiner Armee nicht publiciren lassen, man sagte, er liebe seine Frau, deren sanfter Charakter anerkannt war, man sagte, er sey leidenschaftlich für den Ossian gestimmt, und man dichtete ihm alle guten Eigenschaften an, welche außerordentlichen Talenten eine gute Unterlage gewähren. Außerdem war man so sehr von Unterdrückern gequält worden, die den Namen der Freiheit mißbrauchten, und von Unterdrückten ermüdet, die alle Willkühr haßten, daß man nicht mehr wußte, woran man sich halten sollte, und der General Bonaparte schien alles zu besitzen, was die Bewunderung fesseln konnte."

„Mit dieser Meinung von ihm sah ich ihn zum erstenmal in Paris, und ein Gefühl von Furcht ergriff mich sogleich bei seinem Anblick. Bonaparte besaß damals gar keine Gewalt, und man hielt ihn selbst für bedroht durch den Verdacht des Direktoriums, daher war die Furcht, welche er fast allen einflößte, die ihn umgaben, Folge seiner Persönlichkeit. Ich habe viele würdige und viele wilde, rohe Menschen gesehen, in Napoleons Aeußerm lag keines von beiden, und ich begriff, daß die Sprache keine Worte habe, um seinen Charakter zu bezeichnen. Er war nicht gut, nicht heftig, nicht sanft, nicht grausam, nach Art anderer Sterblichen, er hatte keinen Gleichen, und konnte nicht wie andere empfinden, er war entweder mehr oder weniger als ein Mensch. Er sah seine Nebenmenschen als ein Produkt an, er haßte und liebte nicht, er war nur sein Ich, alle andere waren ihm Zahlen, er war der

Schachspieler, dessen Gegner das Menschengeschlecht war, das er matt machen mußte, nichts ließ ihn davon abbringen."

„Jedesmal, daß ich ihn sah, fiel er mir auf durch seine geistige Ueberlegenheit, dennoch besaß er keinesweges irgend eine Annäherungsfähigkeit gegen unterrichtete Leute, welche die Wissenschaft oder die Welt gebildet hatte, aber seine Unterredung zeigte immer den richtigen Takt, welchen die Umstände angaben."

Ueber die Revolution vom 18ten Brumäre sagt die Verfasserin folgendes:

„Nicht Furcht vor der Coalition rief Bonaparte aus Egypten herbei, aber die Furcht vor den Jacobinern kam ihm zu Hülfe. Es fehlten ihnen alle Machtmittel und sie glichen bei ihrer Erscheinung einem Gespenst, das die Gräber verläßt. Dieß aber war hinreichend, um den allgemeinen Haß von neuem zu beleben, welchen sie einflößten, und so stürzten sich die Franzosen in Napoleons Arme, um einem Gespenst zu entfliehen."

„Als Cäsar die römische Republik vernichtete, hatte er einen Pompejus, Cicero und Cato zu besiegen. Bonaparte traf auf seinem Wege Gegner, deren Namen zu nennen, nicht der Mühe lohnt. Wäre selbst das Direktorium in seinem alten Ansehn gewesen, so würde es wiederholt haben, was einst Rewbel gesagt, als man ihn damit schrecken wollte, Bonaparte würde seinen Abschied verlangen: Immerhin! Nehmen wir seine Abschiedserklärung an, denn es wird der Republik nie an einem General fehlen, um die Armee zu commandiren."

„Napoleon hatte 5 Wochen lang sich zu der beabsichtigten Revolution vorbereitet. Alle Partheien hatten ihm ihre Dienste angeboten, und er hatte allen geschmeichelt. Den Jacobinern hatte er gesagt, er würde sie vor der Rückkehr der Bourbons schützen, den Royalisten, er würde sie wieder auf den Thron setzen. Sieyes hatte er versprochen, die von ihm verfaßte Constitution zu vollziehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

3) Werden wir, unter der stehenden Rubrik: Rückblicke in die nächste Vergangenheit, eine Uebersicht der neuesten Begebenheiten in den europäischen Staaten, und eine kurze Kritik der interessantesten politischen Journale nud Flugschriften, geben.

Von dem Neunten Hefte an, hat die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, die Hauptbesorgung dieses Journals übernommen. Der Beifall, welchen das Publikum diesem Journale geschenkt hat, ermuntert uns, statt der bisher erschienen zwanglosen Hefte, das Journal als Monatsschrift fortzusetzen, und jährlich 12 Hefte zu liefern. Es erscheint daher vom Januar 1817, und zwar vom 13ten Hefte an, monatlich ein Heft von 8—9 Bogen, im Verlage der Maurerschen Buchhandlung in Berlin. Durch alle löblichen Preußischen Postämter können Bestellungen darauf gemacht, und dasselbe regelmäßig bezogen werden. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften ist 8 Rthl. Courant, der Preis des einzelnen Heftes 20 Gr. Alle Beiträge bitten wir an die Maurersche Buchhandlung in Berlin zu senden, an welche auch alle Bestellungen und Zahlungen unmittelbar, oder durch die löblichen Postämter und guten Buchhandlungen, zu machen sind.

Alle Bedingungen, welche für das Jahr 1817 galten, behalten auch für das Jahr 1818 ihren Werth; sowohl in Betreff des zu liefernden als das des zu fordernden.

Berlin im Januar 1818.

Die Redaktion der Freimüthigen Blätter.

I n h a l t.

Seite

I. Merkwürdiger Prozeß des D. Carlos von Oestreich, Prinz von Asturien. (Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente. Beschluß. 573

II. Das Süddeutschthum, eine politisirende Abhandlung, als Gegenstück zu dem Preußenthume des Hrn. Julius v. Voß. Von Ad. von Schaden. 611

III. Ueber neue Grund - Einkommen - und Personensteuer von F. v. Cölln. 640

IV. Vom Seyn und Schein im christlichen Leben. Fragmente aus einem größeren Werke. . . 657

Rückblicke auf die neueste pol. Literatur. CXCIII - CCXXIV

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: Neueste Behandlung eines Preußischen Staatsbeamten. Eine, mit Aktenstücken belegte Selbstbiographie aus der Epoche von 1811 — 1817 vom Regierungs-Rath M. F. C. W. Grävell 2s Heft. Preis 1 Rthl. 12 Gr.

Es enthält außer den Verfolg der Geschichte folgende höchst interessante Aufsätze: I.) die Erscheinung des Hasses guter Menschen, II.) der Haß der Wahrheit, III.) die gerichtliche Verfolgung, IV.) das Forum der öffentlichen Meinung. V.) die Entwicklung der gegenwärtigen Zeit, VI) der Umfang der Disciplinargewalt, VII.) die Justiz über Amtsführung.

In diesen kräftigen durchdachten Aufsätzen wird jeder den scharfsinnigen Verfasser des mit so allgemeinen Beyfall aufgenommenen Werkes: der Mensch, erkennen

Vom 1. Heft sind auch noch Exemplare zu 1 Rthlr. 12 Gr. zu erhalten.

Leipzig, im July 1818. Gräffsche Buchhandlung.

Freimüthige Blätter
für
Deutsche,
in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

Herausgegeben
von
Friedrich von Cölln.

Des Jahrganges 1818 Achtes Heft.

Zusammenhaltet euren Werth,
Und euch ist niemand gleich.
Göthe.

Berlin 1818.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße No. 29.

Sct 71

Plan und Ankündigung.

Die Freimüthigen Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft, nahmen i. J. 1815 zu einer Zeit ihren Anfang, wo Napoleon in Cannes gelandet war, und ein neuer Krieg gegen ihn Europa unter die Waffen brachte.

Wir richteten daher diese Zeitschrift vorzüglich auf die Tages-Geschichte und die Kriegsbegebenheiten, die aber mit dem Pariser Frieden endigten. Es blieb daher nur der zweite Zweck zu erreichen übrig: Mittheilung europäischer neuer, zunächst deutscher, organischer Gesetze.

Wir haben nun, mit dem Achten Hefte, für jene Zwecke die Freimüthigen Blätter geschlossen, indem wir dieß Journal künftig, für folgende Zwecke, in drei Abtheilungen, dem Publikum vorlegen wollen:

1) Wollen wir einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutschlands, besonders Preußens. Dahin gehören Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung. Jeder Aufsatz in dieser Hinsicht, mag er unsere eigene Ueberzeugung aussprechen, oder die entgegengesetzte Meinung, sey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung.

2) Wollen wir aus der auswärtigen Literatur interessante Auszüge und Uebersetzungen neuer politisch-militairischer Schriften, mittheilen.

Freimüthige Blätter
für
Deutsche

Den Lesern der Freimüthigen Blätter zeigen wir hierdurch an: daß die bisher darin enthalten gewesenen Rückblicke auf die politische Literatur vom 1sten Januar 1819 an davon getrennt in einem besondern Wochenblatt unter dem Titel:

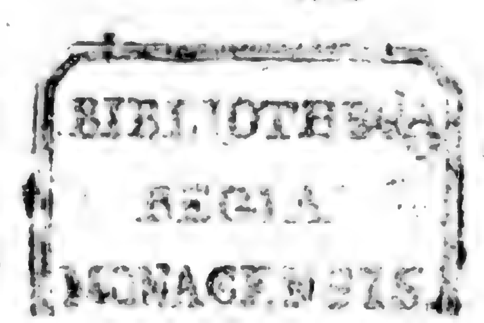
Freimüthige literairische Blätter

erscheinen werden. Regelmäßig erscheint davon wöchentlich 1 Bogen, in 4to, 52 Bogen machen einen Band der 4 Thlr. preuß. Cour. kostet.

Wegen Fortsetzung der Freimüthigen Blätter selbst behalten wir uns das Weitere bevor.

Die Red. der Freimüthigen Blätter
v Cölln.

künstlichen Mechanismus, die Gesammtheit, (voloute de touts) oder das Volk, als Souverain, den Monarchen als beauftragten Beamten des Volks, angesehen wissen wollen. Zwischen beiden soll ein Vertrag über



Plan und Ankündigung.

Die Freimüthigen Blätter für Deutsche, in

2) Wollen wir aus der auswärtigen Literatur interessante Auszüge und Uebersetzungen neuer politisch-militairischer Schriften, mittheilen.

Freimüthige Blätter
für
Deutsche.

I.

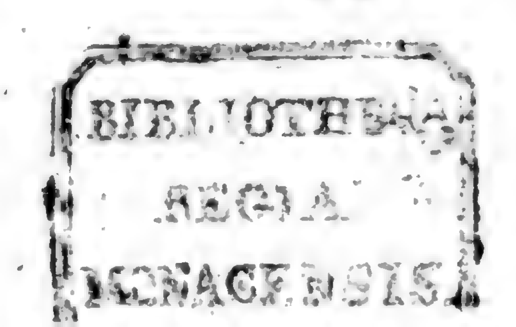
Der im Monarchen lebendig gewordene Staat.

Von

H*****.

Schon Livius hat die Vorzüge der Monarchie darin gesetzt, daß nicht der trockene todte Buchstabe, sondern der lebendige Mensch durch sie herrsche, und Fr. Buchholz hat dasselbe in seiner Kritik der römischen Geschichte (Journal für Deutschland) sehr schön ausgedrückt, wenn er sagt, durch den Monarchen erhält der Staat ein Herz.

Herr v. Haller hat neuerlichst in der Restauration der Staatswissenschaft ausführlich, geschichtlich und kritisch, dargestellt, wie von Hobbes bis auf Fichte, die Philosophen den Staat nur als eine Idee und einen künstlichen Mechanismus, die Gesammtheit, (voloute de touts) oder das Volk, als Souverain, den Monarchen als beauftragten Beamten des Volks, angesehen wissen wollen. Zwischen beiden soll ein Vertrag über


BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

gegenseitiges Recht und Pflicht geschlossen werden, und unter dem Volke Gleichheit des Rechts, und Freiheit alles sich zu erlauben, was das Gesetz nicht verbietet, statt finden; das Gesetz soll Ausdruck des Gesammtwillens seyn, ausgesprochen von gewählten Volksvertretern, die aber frei und selbsiständig urtheilen, ohne auf ihre Mandanten zu achten; der Monarch soll diese Gesetze nur weihen dürfen, aber die ausübende Gewalt besitzen, wozu ihm der Volksareopag die Mittel, nämlich die Steuern, bewilligt. Dies nennen diese Staatsbaumeister eine constitutionelle Monarchie, worin alles seine organischen Gesetze hat, und worin, wenn die Maschine instruktionsmäßig angestoßen wird, die Staatsoperation für alte Ewigkeit mechanisch fortgeht, und allen widerwärtigen Stoff zermalmt; der Beweger und Erreger ist der Zeitgeist, der, wie der lebendige Geist über den Wassern schwebt, in ihr thätig ist, und der in dem Laboratorio, der, in die höchsten Mysterien, Eingeweihten dreifach rektifizirt und sublimirt wird. Er ist unwiderstehlich wie der Geist im Hamlet, und der Knecht Ruprecht am Christabend, trägt jetzt einen Knebelbart und weite Hosen, hat Deutschland vom Antichrist Napoleon befreit, wird diss auserwählte Land zu seinem Reich erklären und einigen, und alles Ungläubige austreiben.

Jene Lehre ist zuerst in England und Amerika, dann in Frankreich experimentirt worden.

In England brachte die praktische Anwendung eine unermeßliche Staatsschuld, eine Geldaristokratie, einen erkäuflichen Volkssenat, die höchste Unsittlichkeit, See- und Handelsdespotie, gegen einen Sattesser hundert Hungerleyder zu Stande. In Amerika ist dem Anschein nach das Experiment geglückt, da es außer näher Berührung fremder Reiche, im Innern des Landes noch

in der Kindheit der Staaten im patriarchalischen Zustande der Pflanzen ist *), und es dort noch keine so verwickelten bürgerlichen Verhältnisse wie in Europa giebt, wo ein Nachbar dem andern das Brodt vor dem Munde weghascht, aber auch in Nordamerika stellt man europäische arme Ankömmlinge auf den Markt und kauft sie von dem Schiffsherrn auf mehrere Jahre zu harter Arbeit, wenn sie ihre Fracht schuldig blieben.

Was von Frankreich zu sagen und wie da die Freiheit Menschen Millionenweise geschlachtet, die Güter der Erde ungleich gemacht, Rang, Würde und Reichthum denen ausgetheilt, welche sie $\frac{1789}{1795}$ zu zerstören geboten hatten, lehrt die neueste Geschichte.

In Deutschland haben sich Zeitungsschreiber, Advokaten, vagabondirende Schulmeister, Winkelschreiber, akademische Rennomisten, Possenreisser, Bänkelsänger, Hungerleyder Eulenspiegel und Bärenhäuter vereinigt, ein ähnliches Schau- und Trauerspiel aufzuführen, der erste Akt in Würtemberg ist ihnen aber verunglückt **). Worin liegt aber der Trieb nach einer beständig fortgehenden Umwälzung bestehender Staatsformen? Etwa in

*) Hier ist jeder Pflanzer ein Emir, der wie Vater Abraham über Frau, Kinder, Kindeskinder, Knechte und Mägde willkührlich gebietet. Mehrere Hausväter schließen hier einen Bund, sich gegenseitig in ihrem Eigenthum nicht zu stören. Hier bedarf es noch keiner Einheit im Fürsten, da kein äußerer Feind abzuwehren ist, wo der Feldherr (der erste Fürst) nöthig ist.

**) Hier trat die höchste Macht im König persönlich auf mit Kraft, des Possenspiels müde, das Narren mit ihm und dem Volke trieben, welche die Verständigen nicht zum Wort kommen ließen, und nun hat sogleich das Spiel ein Ende, und die Drohungen der Zeitgeiströdler wurden verlacht.

der edlen Absicht der wachsenden Entwickelung menschlicher Vollkommenheiten, und in der Idee: da der Mensch mit andern gleich gebohren, nackt und blos auf die Welt kommt, und eben so wieder von ihr scheidet, so müsse er auch mit seinem Nächsten gleichen Anspruch an die Güter der Erde machen dürfen? Bei manchem mögen diese Beweggründe statt finden, besonders bei der Jugend, welche Gaukler und Verführer an diesem Köder fangen. Bei den mehrsten aber, besonders bei solchen, die weltklug und erfahren, ohne Vermögen, Rang und Würden, oder von unbegränzter Ehrsucht, gleich einem Wallenstein, befallen sind, ist es zwar ein sehr natürlicher, aber keineswegs edler Trieb, Umwälzungen zu bewürken. Jeder Mensch wird mehr oder weniger mit dem Hange nach Herrschaft, und mit dem Triebe nach Genuß gebohren, jeder will Hammer keiner Amboß, jeder Herr keiner Diener, jeder reich keiner arm seyn. Wird diesem Naturtrieb kein fester Damm, durch Religion, Sittlichkeit und Polizeyzwang entgegengesetzt, wird kein festes Prinzip angenommen, nach welchem Besitzthümer dauernd sind, so muß offner Krieg, derer die Nichts haben und nichts sind, gegen die, welche sich im Besitz von Vermögen oder Aemtern befinden, statt finden.

Die Besitzenden und Mächtigen haben daher zu allen Zeiten Einrichtungen uud Gesetze zu machen gestrebt, welche die Nichtbesitzenden und Schwachen möglichst unterdrückten, und diese haben möglichst dagegen angestrebt, und dies ist seit der Vermehrung des Geldes leichter geworden, da es das unbewegliche Besitzthum beweglicher gemacht hat, und vorzüglich dem Talent, weniger dem dient, der einen Besitz aber kein Talent hat. Alle alten Republiken waren solche Aristo-

kratien, worin die Besitzer Herrn, die Nichtbesitzer Sklaven waren.

Wenn man annehmen muß, daß die Natur, welche zwar die Ungleichheit der Macht will, doch nicht verlangt, daß ganze Geschlechter ewig die Gedrückten und dienenden, andere die herrschenden seyn sollen, so konnte nichts zweckmäßiger erfolgen, als das Entstehen einer höchsten Macht in der Einheit eines erblichen Monarchen der mit dem Staat als Eins gedacht, oder in welchem derselbe lebendig und persönlich würde. In ihm, der über alles gebot, war der Vermittler zwischen Herr und Diener, zwischen Besitzer und Nichtbesitzer gegeben, der der, von Gott selbst gesetzte, Vormund der Schwachen war *). Selbst dann, wenn er als der größeste Despot gedacht wird, dessen Einfälle Gesetze sind, und der willkührlich über alle Besitzthümer und das Leben seiner Unterthanen gebietet, ist eher anzunehmen, daß er den Schwachen und Armen unschädlicher seyn werde, als dem Reichen und Mächtigen, denn welch Interesse könnte er dabei haben, dem etwas zu nehmen der nichts hat, und dem zu unterdrücken der nichts ist? Immer noch erträglicher für die Mehrheit des Volks, welches stets die Nichtbesitzenden und Schwachen sind, ist solche willkührliche Alleinherrschaft gewesen als eine Aristocratie, worin die Mächtigen eine

*) Dadurch ist nämlich die Aufgabe gelöst, wie man unmerklich und langsam, ohne Sturm und Krampf, mehr Gleichheit in die Vertheilung von Reichthum und Armuth bringe, und den Wechsel den die Natur in allen Erscheinungen will, ohne Schmerz bewürke. Wollte man sagen, nach der Natur finde auch ein Wechsel in der Stellung des Mächtigsten und der legitimen Könige statt, so lehrt dies allerdings die Geschichte. Sollen wir aber gewaltsam diesen Wechsel und ex principio erzeugen?

regierende Kaste bilden, da hier der Druck von Vielen dort nur von Einem ausgeht. Auch da ist kein Wohlseyn für den armen Theil des Volks gewesen, wo die Mächtigen als Landstände einen undurchdringlichen Kreis um den Mächtigsten schlossen und ihn beschränkten, dies lehrt die Geschichte aller solcher ständischen Verfassungen *). Da wo selbst die Schwachen in die Landstandschaft mit aufgenommeu wurden, wie in Schweden, was hat es ihnen denn geholfen? sie brachten stets ihre Schwäche und Beschränktheit mit. Da aber, wo sie auf Momente wie in Frankreich das Uebergewicht erhielten, weil der Mächtigste und die Mächtigen den Kopf und die moralische Kraft verlohren hatten, da entstand Versetzung des Eigenthums, Mord und Todschlag. Der unumschränkte Monarch sey er so böse und unmoralisch wie er immer will, muß, wenn er nur klug ist, es stets mit dem großen Volkshaufen gegen die Mächtigen halten, ohne diese ganz zu unterdrücken, damit ihm der Verein dieser nie schädlich werde.

Gesetzt aber die Revolutionssüchtigen hätten in der Idee recht, wenn sie durch Vertrag zwischen Regierung und Volk, durch den Willen der Gesammtheit ausgedrückt in Gesetzen, einen Vernunft und rechtmäßigen ge-

*) Wo die Mächtigen als Landstände den Mächtigsten beschränkt, und Wahlreiche statt fanden, (Deutschland und Polen) da ist der Mächtigste untergegangen, und die Mächtigen haben sich in größeren oder kleineren Portionen in seine Macht getheilt, sind in Deutschland Fürsten in Pohlen Ackerbesitzer (und hier mit Sklaven umgeben) geworden. Daher Pohlens und Deutschlands Schwäche, jenes Reich hat aufgehört zu seyn, dieses war nahe am Untergang und wäre nicht zu retten gewesen ohne die Macht seiner zwei ersten Fürsten.

sellschaftlichen Zustand herbeiführen wollten, wie steht es mit der Ausführung?

In dem System selbst liegt Widerspruch: das Volk muß frey seyn sagen sie i. e., daß es nach Gesetzen handelt, die es selbst gegeben hat. Gut! das will ich zugeben. Wie soll das Volk die Gesetze geben? durch Mehrheit der Stimmen! das lasse ich mir gefallen, in Reichsstädten geht dies an, wie aber bei großen Völkern? dnrch gewählte Volksvertreter. Wie sollen diese denn die Stimmen ihrer Absender einholen? das brauchen sie nicht, so wie sie constituirt sind handeln sie nach Gutfinden. Wenn das ist, so haben wir eine unabhängige Gesetzgeber Corporation, ein vielköpfiges Ungethüm, worin im Kleinen wie im Großen der natürliche Lauf der Dinge eintritt, daß der Klügste regiert, nicht für das Volk, sondern für sein Privatinteresse. Da wo nun ein König durch die Gnade des Volks gehalten und königlich salarirt wird wie in England, jenem vielköpfigen Senat gegenüber, da läßt er auf diejenigen, welche den Ton darin angeben, seine Reizmittel, die Gewalt des Geldes und der Ehre wirken, es werden Staatsämter erschaffen, die der König vergiebt, und wobei viel gewonnen aber nichts gethan wird, und so regiert der König eigentlich unumschränkt, aber auf verborgener Weise, das dem Volke vielmehr Geld kostet, als geschähe es öffentlich.

Welcher Widerspruch liegt darin: daß der König die ausübende Gewalt haben, die Mittel dazu, die Steuern ihm bewilligt werden sollen? Hat er einmal die ausübende Gewalt, dann wird er sich auch Geld schaffen, hat er sie nicht, dann wird man ihm auch keine Steuern bewilligen. In England kostet dem Volke diese Posse, der ihm zustehenden Steuerbewilligung, unsägliches Geld, welches der Hof durch Bestechung des

Parlaments verwenden muß. Wäre das Parlament nicht bestochen, würde es nichts mehr bewilligen wollen, und der König keine ausübende Macht haben.

Darum bleibt der Hallersche Satz ewig wahr: Wer die Macht hat, der herrscht, und man kann den Mächtigsten nicht unumschränkt genug machen, wenn er das Volk seinem Zweck — Entwickelung seiner Kraft, näher bringen soll.

Darum sind denn die Staaten stets die glücklichsten und freisten gewesen, wo für unumschränkte Monarchen, das hausväterliche Regierungssystem galt, wie in Preußen. Warum soll aber der Mächtigste unbeschränkt seyn? Wird er nicht oft seine Macht mißbrauchen? Wird er nicht das Volk von seiner Bestimmung: Entwickelung zurück — zur Barbarey führen? Wird er nicht das Vermögen seines Volks verprassen? Dies alles ist von ihm weniger zu erwarten, wenn er mit dem Staat identisch, er selbst, erblich und unumschränkt ist, als wenn in einer Volksregierung Einer oder Mehrere dahin streben, dies alles erst zu werden was jener schon ist, er würde gegen sich selbst handeln, wenn er einen Mißbrauch von seiner Gewalt machte, statt daß andere durch den Naturtrieb zu herrschen angeregt würden, die ihnen zustehende Gewalt zu erhöhen und zu mißbrauchen um zur Alleinherrschaft zu gelangen, wenn der Platz leer ist, und zu despotisiren, wenn sie ihn, wie Napoleon, eingenommen haben, um sich darauf zu erhalten.

Wenn übrigens der Mächtigste als Mensch ein Kind der Zeit ist, worin er lebt, so wird er auch mehr oder weniger den Bildungsgrad besitzen, der die Frucht der Zeit ist, und also in ihrem Geist handeln; denn der Ausdruck des Bildungsgrades des Zeitalters im

Menschen ist der Geist der Zeit der unwiderstehlich ist, nicht der den eine Parthei ausspricht. *)

Alleinherrschen in der höchsten Potenz soll aber der Mächtige, weil das Mittel sein ist, was dazu gehört um es auszuführen: die höchste Macht, und nicht erst unter mehreren Mächtigen erstrebt werden darf; herrschen soll er allein, weil es sein Vortheil erheischt, den Schwachen gegen die Mindermächtigen als er ist, in Schutz zu nehmen. Wollte er die Mächtigen noch stärker machen, als sie schon sind, so könnten sie ihm nur gefährlich werden, anstatt die Schwachen, die er verstärkt, immer auf seiner Seite sein werden.

Die Furcht vor der Tiranney unumschränkter erblicher Herrscher, welche Revolutionssüchtige zu verbreiten suchen, ist in unserem Zeitalter in großen Reichen leer und nichtig, und findet nur da statt, wo in kleinen Staaten oder auf einzelnen Gütern und in Städten Magnaten wie in Pohlen und Ungarn hausen und in ihrem Kreise die Schwachen unterjochen zu Sclaven machen, oder wenn sie Sclaven sind, sie stets in diesem Zustande erhalten und den obersten Mächtigsten, wie den König von Pohlen, unterdrückt haben. Das Regieren des Mächtigsten in großen Staaten, welche so cultivirt sind, wo die christliche Religion als göttliches Gesetz herrscht, und die bürgerlichen Verhältnisse so vielseitig und verwickelt sind, besteht größtentheils in der innern Staatsverwaltung, in einem steten übertragen der einzelnen Theile der höchsten Macht auf Einzelne im Volke, und kann nur selten

*) Der Fürst soll sich aber von dem rechten Zeitgeist so wenig wie von dem unrechten treiben lassen, wie der Strohhalm vom Winde, er soll jenen nur beachten und diesen mit Füßen treten, am besten ist es, er giebt selbst den Ton an, wie Friedrich II.

willkührlich vom Herrscher persönlich geübt werden. Beamte sind es also, die Gesetze geben und ausüben, die der Herrscher nur bestätigt, sie mögen salarirte oder rathgebende sogenannte Stände seyn, welche nach altem Herkommen sich selbst constituiren, oder Corporationen, Zünfte, die Geistlichkeit rc. *) Ein Gesetz ist nur als solches von Erfolg, wenn im Volke das Bedürfniß darnach vorhanden ist, wenn es auf die Umstände paßt

*) Der Fürst kann in einem großen Staat unmöglich der einzige seyn, der Gesetze bearbeitet und ausführt, aber er kann sehr wohl den Willen ausdrücken, der ihnen den Geist einhaucht und machen, daß sie ausgeführt werden. Man hat in neueren Zeiten, indem man voraussetzt, daß Volk müsse die Gesetze geben, nicht der Fürst, sich gewaltig gegen die Staatsbeamten und ihre Gesetzgebung gesträubt, da sie vom Fürsten salarirt würden, deshalb sein Interesse und nicht das des Volks wahrnehmen müßten.

Davon findet man häufig das Gegentheil, und in manchen Reichen sind die Staatsdiener keine Fürstendiener mehr, sie leben weit mehr in der Welt der Ideen, als der Würklichkeit, halten gar nicht mehr für verpflichtet ihrem Fürsten zu dienen, sondern nur dem Staat, und grade sie sind es von denen Staatsumkehrungen ausgehen, hier ist ein Areopag von Volksrepräsentanten dem Fürsten oft nicht so gefährlich als seine eignen Räthe, da derselbe mehr in der Würklichkeit lebt, und auf Erhaltung seiner Interessen, denen alle Umkehrung zuwider ist, als in der Idee.

Wenn man daher hören muß, daß ein vom Fürsten für die Bearbeitung errichteter Senat, der aus Staatsdienern aller Classen besteht, eine neue Stütze der Monarchie seyn werde, so irrt man, wenn man die Gesinnungen nicht kennt, und diese sind in dubio als der Alleinherrschaft ungünstig anzunehmen, wenn der Ruf der Maaßstab war, nach welchem der Senat besetzt wurde; denn jetzt wird der Beamte nur gepriesen der die Sache seines Fürsten verläßt, ihn in der Stille lästert und die des Volks anpreißt, als wären sie je getrennt gewesen.

die es erheischen, und angemessen dem Bildungsgrade derer, die es befolgen sollen, bloße Willkühr kann daher wohl ausgesprochen und niedergeschrieben, aber niemals im allgemeinen befolgt werden.

Daher thun unumschränkte Regenten wohl daran, die Regierten bei der Gesetzgebung zu Rathe zu ziehen, ohne sich je von ihnen die Hände binden zu lassen, wenn sie aber ihre Einfälle oder die eines Günstlings oder Projektenmachers als Gesetze aussprechen, so werden sie etwas unwürksames thun, denn solche Gesetze werden nicht befolgt werden. Alle sträuben sich dagegen, Einzelne können gezwungen werden, und zuletzt wird ein solches Gesetz vergessen, confer. das preußische Religionsedikt.

Der hauptsächlichste Zweck der Oberherrschaft und des Staatsvereins, ist Schutz gegen äußere Gewalt, wie soll dieser Zweck wohl besser erreicht werden, als durch den mächtigsten Alleinherrschen? Einer nur muß im Kriege an der Spitze sein, einer nur muß die Diplomatik leiten, Einer nur über die Mittel zum Kriege gebiethen.

Die künstliche Aufstellung einer Staats- und Regierungsmaschiene an deren Spitze das vielköpfige Ungeheuer, Volk, gestellt wird, das jeder Narr, Bandit, Gauner, Phantast uud Dummkopf im Munde führt, und das nirgends zu finden ist, das sich nie einstimmig über das, was es will, und was ihm frommt, aussprechen kann, und in der Regel nur die Träger froblock nd absägt auf denen sein Heil ruht, das nie, selbst beim kleinsten Aufstand, ohne Anführer handeln kann, daß heute seine Lieblinge auf Händen trägt, und morgen an den Galgen häugt; die eine Vertheilung der obersten Gewalt in verschiedenen Zweigen statuirt, so nie getrennt vorhanden sein können; die nur auf dem Pa-

pier allen Anforderungen der Vernunft entspricht, auf Menschen aber nicht paßt, bei denen Vernunft und Leidenschaft in stetem Kampf sind; die einen Machtmenschen als Bedienten eines Volks hinstellt, und ihm so viele Macht einräumt, daß er sich sogleich unabhängig machen kann, direckt oder indirekt oder so wenig, daß er ein leerer Popanz ist; wie lächerlich ist eine solche Maschine, eine papierne Constitution, mit allem anhängenden Narrentand, für die lebendige Menschenwelt? diese soll dem todten Buchstaben gehorchen? des andern Eigenthum schonen, weil es der todte Buchstabe so will? Nimmermehr! Es muß ein cathagorischer lebendiger Imperativ da seyn, der sie dazu zwingt. Eine leben- Person muß auf die lebendige Person einwürken, um jenen Zweck zu erreichen. So ist es auch, allen sogenannten Republiken und Constitutionen zum Trotz, immer gewesen, und geschah es nicht öffentlich und geradezu, so geschah es im verborgenen unvermerkt. Wozu erst Beispiele anführen, die Geschichte weißt sie auf jedem Blatt nach. Das, was die Freiheitsprediger wollen oder vielmehr nur anpreisen, Gleichheit der Erdengüter, der Rechte und Pflichten aller Staatsbürger ohne Unterschied der Geburten, das kann Naturgemäß nie statt finden, da hier Eins das Andere verbraucht und verzehrt, und allenthalben Macht und Schwäche, Druck und Sclaverei, Herrschaft und Gehorsam, Reichthum und Armuth gegen einander überstehen, wenn sie auch, wie in der französischen Revolution, die Plätze wechseln, wo der Marquis Stiefeln putzte, der Fleischer Gesetze machte und Schulmeister Armeen anführten.

Aber der unumschränkte erbliche Monarch kann diesen Zustand in so fern einer gerechten Gleichheit näher bringen, wenn er dem Unterdrückten hilft sich einem

freieren Zustande zu nähern, ohne dadurch das Eigenthum des dritten zu kränken. So ist bei uns der Bauernstand zu Freiheit und Wohlhabenheit gekommen, und nur darin ist gefehlt, daß die Erbunterthänigkeit ohne Entschädigung aufgehoben wurde.

Schon oben erwähnte ich der Wohlthätigkeit des hausväterlichen Systems in der Regierung eines Einzigen.. Seine Folge ersehen wir in Preußen seit 1653 von wo an Preußens Fürsten unumschränkt regierten, und von wo an die Stände nur rathgebend waren. Wie elend stand es dagegen um den preußischen Staat früher, wo im 30jährigen Kriege Stände herrschen? Das hausväterliche System der zur unumschränkten Alleiherrschaft aufgestiegenen preußischen Regenten, das hat uns groß, frei, so weit es möglich, und glücklich gemacht, das entgegengesetzte ständische vielköpfige und vielsinnige die oberste Herrschaft nur als eine Garantie bürgerlicher Rechtsverhältnisse ansehend, wird uns schwach getrennt, zum Spielball der Nachbaren von außen; im Innern der Ränkemacher und kleinen Despoten machen. Das wiederhergestellte uralte ständische auf adliche und Corporationsrechte beruhende ständische Wesen nach Adam Müller, könnte nur, wenn es gelänge, unerträglichen Druck, und da das Golingen unmöglich ist, der Versuch, einen Bauernaufruhr, das entgegengesetzte sogenannte liberale Volksrepräsentationssystem, nur eine allgemeine Umkehrung hervorbringen.

Das jetzt allgemein verbreitete Gift unter denen die für das Volk das Wort führen, hat seine Ueppigkeit, der Erziehung des größesten Theils unser europäischen Regenten zu verdanken, darum bestig denn Ludwig XVI. das Schaffot. Noch jetzt sind viele Fürsten von dem neuen philosophischen System der mechanischen erbärmlichen Baukunst, worin sie nur wie ein lebloser Schluß-

stein, oder wie ein todter Stempel angesehen werden, womit man Gesetze unterfertigt, mehr oder weniger befangen, haben kein Zutrauen in ihre Macht und Regierungsfähigkeit, sagen oft, das müssen die Behörden verstehen, befehlen nicht, sondern bitten, wünschen und stellen anheim, üben nie eine königliche große den ganzen Staat treffende Maaßregel, wie ein wohlthätiges Gewitter die Saaten befruchtet, üben stets die, in der Uebertreibung jeden Monarchen vernichtenden, Eigenschaften Popularität, Humanität, Liberalität, und wenn sie noch in Ansehn und Würden sind, so haben sie es nur ihrer wahrhaft großen Moralität und dem Herkommen zu verdanken, welches im Volke ihnen das Wort redet. Nachfolger die eben so populair human und liberal sein wollten, ohne eben tugendhaft zu sein, würden bald ihre Stellung verlieren.

Der Monarch braucht nicht grob gegen seine Umgebung zu seyn, aber er muß sich nie ihr gleichstellen, er muß sich nie merken lassen, daß ihm der König zur Last ist, und das er lieber Privatmann wäre, will er Liebe erwecken, so erscheine er in der Mitte des Volks mit Würde, aber liebe und anmuthsvoll, hier höre und spreche er den Bettler eher noch als den Fürsten, und wo er auf der Stelle eine an ihm geübte Ungerechtigkeit findet, da strafe er auf der Stelle, streng, aber gerecht. Er lasse jeden vor sich, er bereise seine Länder und steure dem Unglück mit vollen königlichen Gaben. Doch wozu hier weiter etwas sagen, da jeder Preuße wenigstens weiß, wie Friedrich regierte.

Leider ist es gelungen, viele unserer Fürsten dahin zu bringen, daß sie es für unrecht halten, selbst zu regieren, sondern sie glauben nichts davon zu verstehen, und es andern überlassen zu müssen: viele sehen ihr Amt als eine Pfründe an, und glauben alles gethan

zu haben, wenn sie für ihre Person nichts böses und keinem Unrecht thun, und das gern genehmigen, was ihnen von ihren Räthen zum besten des Staats vorgeschlagen wird.

Nein, sie selbst sollten regieren, und wenn sie auch keine Friedriche sind, so sollen sie nur ihrem gesunden Menschenverstande und ihrer Erfahrung folgen, und die Sachen würden stets besser gehen, als wo die Räthe sich in die Regierung theilen.

Sie sollen sich freilich nicht ins Detaille mischen, aber den Ton sollen sie angeben und den Geist ausgehen lassen, nach welchem regiert werden soll.

Jetzt ist es schon so weit gekommen, daß den Schulknaben gelehrt wird, daß der Monarch ihres Gleichen sey, und die Revolutionssüchtigen haben jetzt vorläufig nur eine Tendenz, wie sie die monarchische Gewalt in der Meinung des Volksstürzen, und die Persönlichkeit des Monarchen herabsetzen wollen.

Wenn jetzt Staatsumkehrungen statt gefunden haben und noch ferner statt finden werden, wenn das Eigenthum versetzt, Reiche und Arme ihre Plätze wechseln, Thronen umgestürzt, gute Könige ermordet, Räuberobersten Könige werden, wenn Millionen Menschen geschlachtet, die Religion verspottet ihre Diener entweiht, die Unschuld vernichtet, das Alter verachtet, die Jugend über die Gebühr geehrt, demnächst Landplagen aller Art jenem Sturm nachfolgen werden, dann hat dieß freilich der Geist der Zeit bewürkt, der jetzt vorzüglich ein Geist der Leidenschaft, des Eigennutzes, eitler Ehr und Ruhmsucht, der Genußgier und der Wollust ist, rc. weil die angenommene Schwäche der Monarchen ihn so hat emporkommen lassen, und sich in Gestalt des leibhaften Satans neben die Fürsten stellte und ihnen den teuflischen Rath gab: Laßt eure Macht schlafen,

ergebt euch dem Geist der Zeit, thut was das Volk will, seyd populair human und liberal, laßt euch nie einfallen, selbst regieren zu wollen, überlaßt es den Weisesten des Volks, das sind nämlich meine Genossen.

Nein, sage ich ihr Fürsten! noch ist es Zeit euren Scepter in die Hand zu nehmen, und Friedrichs Krücke, und nur auf kurze Zeit Furcht und Zittern vor euch hergehen zu lassen. Dieß sage ich offen und frei allen denen zum Trotz, die mich dafür öffentlich herunterreißen werden.

Manche Fürsten werden verführt durch das Geschrey der Schriftsteller und Ränkemacher, der Schwärmer und Dichter, ihrem Volke die Freiheit durch eine Verfassung geben zu wollen, als wenn sie dieß in ihrer Macht hätten. So bald sie dieß thun, Volksvertreter wählen, von diesen die Steuern bewilligen, eine Urkunde über gegenseitige Rechte und Pflichten niederschreiben lassen, und glauben der gesetzliche Buchstabe, und die Liebe des Volks werde sie weit eher auf dem Throne ihrer Väter erhalten, als früher die Macht so heißt dieß nichts anders als sich dieser Macht entledigen, und unter ihren Füßen das Volk zermalmen lassen.

Andere wollen klüglicherweise die, welche stets das Wort Verfassung im Munde führen und dabei stets einen Seitenblick auf ihre Taschen werfen, dadurch beruhigen, daß sie ihnen lucrative Aemter austheilen. Dieß that Napoleon deshalb mit Erfolg, weil die Revolution und die Versetzung alles Eigenthums schon vor ihm dagewesen war, da aber, wo die Hungerleider und Lazaroni noch von dieser Operation Geld, Amt und Ehre erwarten, da nehmen sie diese nur von den Fürsten an, um sie zu ihren bösen Zwecken zu gebrauchen.

Nichts kann daher den Fürsten helfen, als der kräf-

kräftige Gebrauch ihrer Macht, und die strenge aber gerechte Ausübung der vorhandenen Gesetze.

Den Zeitgeist dürfen sie gar nicht fürchten, in so fern er ihre Krone antasten will, sobald sie nur stets die Aufgabe erfüllen, die Parthei des Schwachen gegen den Mächtigen zu nehmen ohne diesen selbst zu unterdrücken und in seinen Rechten zu kränken.

Was die Preßfreiheit anlangt, so können sie solche dreist ohne Censur gestatten, sie müssen nur den, der sie gesetzwidrig mißbraucht dermaßen züchtigen, daß ihm der Kitzel vergeht, dann kann sie nur eine Waffe des Schwachen gegen den Mächtigen und eine Quelle der Wahrheit für selbst regierende Fürsten seyn.

Nichts anders, als die Schwäche der Fürsten, die von der ihnen von Gott anvertrauten Macht keinen Gebrauch machen, ist Schuld an Revolutionen; sind sie aber stark durch die That, weichen nicht vom Pfade der Tugend und sind Väter, des in ihre Hände gegebenen Volks, so dürfen sie so wenig die Bücher fürchten, wie Friedrich der 2te, der der Rede und der Schrift nicht Schranken setzte, aber der That zu begegnen wußte. Da aber, wo Rede und That gepaart sind, wo Prediger von der Canzel, Lehrer vom Catheder, Schulmeister in ihrem Unterricht der Jugend Aufruhr predigen, den Königsmord als etwas löbliches anpreisen, da darf es nicht an Galgen fehlen, um sie daran aufzuknüpfen, und es darf nur einer dort hängen, so werden die andern stumm wie Fische seyn. Viele von denen die neumodische Verfassungen anpreisen, glauben im Ernst an die Wirksamkeit dieses Recepts in krankhaften Staaten, die an der Schwäche der Fürsten und ihrer Stellvertreter leiden, und hoffen von einem Bogen Papier der todt ist, er solle die fehlende lebendige Thatkraft in der Persönlichkeit des Fürsten ersetzen; diese wollen keine Re-

volution, sie meinen es ehrlich und verabscheuen die Greuel einer anarchischen Volksregierung. Sie sind den Unvorsichtigen ähnlich, die mitten in einer Stadt ein großes Feuer anlegen, nicht um Brand zu stiften, sondern sich und ihre Mitbürger zu erwärmen.

Es giebt Fürsten, wir haben neuere Beispiele, die sich für stark genug halten, an ihrer Person und dem Staat das Experiment einer Constitutionsmacherey, ausführen zulassen; da wo kein brennbarer Stoff war, und man diese Operation für eine Comödie hielt, da hatte es keine Folgen, da aber wo des brennbaren Stoffs viel vorhanden war, da sah sich der Fürst genöthigt, das Feuerwerk zu löschen, wobei er sich die Finger verbrannt hatte.

Diejenigen welche nur an Umkehrung denken, schimpfen gewaltig auf die geheime Polizey, welche manche Fürsten halten, unterdeß sie es ganz allein sind, welche sie nöthig machen, da sie die oberste Macht wo sie nur wissen und können durch geheime Gänge untergraben. Dieß ist gerade so, als von dem Commandanten einer Festung, verlangen, er solle den Belagerer nur offen von den Wällen abschlagen ohne seine Mienen zu gebrauchen, wenn dieser den Krieg unter der Erde führt.

Läßt man alle die, wenige ausgenommen, die an Verstandsverwirrung leiden, welche Verfassungen und den gesellschaftlichen Vertrag empfehlen, die Revüe passiren, was findet man für Subjekte? Männer die bei dem schnellen Wechsel der Zeitereignisse, vom Schicksal schnell, oft ohne ausgezeichnetes Talent, gehoben, hohe Stuffen erstiegen haben, mehr Ehrgeiz und Ruhmsucht als Tugend und Vaterlandsliebe besitzen, und alles umkehren möchten, um einen 2ten Napoleon zu spielen, dem sie hinsichtlich der Talente nicht das Wasser reichen, ihn aber an Arroganz, Hochmuth, Grausamkeit und

Brutalität übertreffen. Ein Glück ists, daß ihnen die nöthige Klugheit fehlt, daß sie vor der Zeit sich haben in die Charte sehen lassen, und daß sie in dem bürgerlichen Verhältniß worin sie leben, gegen Dienstbauern und Gesinde kleine Despoten gewesen und als solche bekannt sind. Ihnen hilft es nichts, daß sie von eben den Zeitungsschreibern sich als die Herren des Zeitalters ausposaunen lassen, der Unterrichtete weiß zu gut, wie wenig daran ist.

Andere haben stets mit dem Winde geseegelt, der ihnen der Zeitgeist war, sie dienten stets dem Stärksten, und wo sie würkliche oder prinzipienmäßige Schwäche der Fürsten gemerkt haben, welche ihnen gegenüber, die Kraft derer verstarkt, welche Fürsten werden wollen, so ergreifen sie schnell diese Parthei, und aus ihrem Munde strömen die Worte, Freiheit, Verfassung u. dergl.

Schriftsteller, Schulmonarchen, Cathederredner, Bonzen, denen Verstand, Ehrgeiz, Tücke, Scheinheiligkeit, Geldgier und Bosheit verliehen worden, huldigen einem System, welches alle jene Leidenschaften begünstigt.

Ein Heer von Hungrigen, Arbeitsscheuen, Lumpenhunden und Schmarozern ziehen jenen Anführern nach, um bei der angelegten Feuersbrunst ungestraft zu stehlen. Keiner von ihnen allen ist, wenn man sein Leben untersucht, auf dem nicht ein Mäkel haftete.

Diese sind es, welche durch eine Verfassung das arme Volk beglücken wollen. Die Narren sehen aber nicht in die Zukunft, und daß das losgelassene Volk sie zuerst erschlagen wird. Sie sind wie die Nachtvögel, die so so lange das Licht umflattern, bis sie sich die Flügel verbrannt haben.

Was soll der Vaterlandsfreund bei solchem Unwesen thun? Soll er ruhig die Arme übereinanderschlagen, und sehen, wie so viele der ersten Staatsmänner mit

Blindheit geschlagen sind, wenn die Jugend in der Schule, das Volk in der Kirche, die Leselustigen durch Bücher, verführt werden? wenn er dieß thut mag es klug gehandelt sein, aber edler ists, mit Hand und Mund gegen den Strom anzukämpfen, und wenn es nicht anders ist, in seinen Fluthen unterzugehen.

Die Fürsten aber sollten bedenken, daß sie verantwortlich sind, für die Macht, welche ihnen Gott anvertraute zu Beglückung der Völker, und daß sie sich solche nicht sollen stehlen lassen, oder wohl gar aus Grundsatz freiwillig aufgeben.

Fühlen sie in sich selbst nicht die Kraft ein Staatsruder zu führen, so sollten sie doch einen tüchtigen Stellvertreter wählen, wohnt in ihnen aber Kraft und Fähigkeit, sind sie aber zu bequem, selbst zu regieren, oder thun sie es aus Grundsatz nicht, so sind sie Schuld an jedem Unglück, das sie selbst, ihr Geschlecht und ihr Volk trifft. So ist Ludwig gestorben, weil Gott ihn wegen seiner Schwäche strafte; — und Napoleon ist als Gegensatz untergegangen, weil er seine Kräfte mißbrauchte.

Die Politiker streiten jetzt über den Begriff des Worts Legitimität, welches Taleyrand beim Wiener Congreß zuerst gebrauchte.

Allerdings ist auch der Mächtigste legitim, so könnte man Napoleon so nennen, aber der Mächtigste ist es par excellence durch den Glauben des Volks an die Heiligkeit seiner Einsetzung durch Gott, und dieser Glaube fällt weg, wo ein anderer aus dem Volke sich via facti auf den Thron setzt; mithin sind die herkömmlichen erblichen Könige, welche im Besitz der moralischen Kraft — des Volksglaubens — an ihre Heiligkeit, die legitimen, und diese Usurpatoren, die via facti sich eines Throns bemächtigen. Die Umkehrer

suchen jetzt aus allen Kräften die Legitimität anzufechten und lächerlich zu machen, indem sie nur den König als legitim gelten lassen, der es durch Vertrag mit dem Volke geworden ist.

Dieß ist denn einer von den Hauptränken wodurch sie dem Volke den Glauben an die Könige zu nehmen suchen und da es ihnen mit den Aelteren nicht gelingt, so versuchen sie es mit den Jüngeren, daher ist es denn eine gewöhnliche Erscheinung, daß die Schuljugend, wo sie nur weiß und kann, die Fürsten verspottet.

Wenn es irgend ein Majestätsverbrechen giebt, so ist es das, wenn Gelehrte, Canzelredner, Schullehrer, Hofmeister, Journalisten und Zeitungsschreiber dem Volke und der Jugend den Glauben an die Legitimität nehmen, da dieser Glaube das stärkste Bollwerk der Macht des Monarchen ist, wodurch er das Mehrste zum Heil seines Volks bewirken kann, er darf nur winken, so geschieht sein Wille ohne Zwang, statt daß ein Usurpator stets mit Tod und Kerker drohen und strafen muß. Was ist eine Macht doch so schwach, an deren Unfehlbarkeit man nicht mehr glaubt?

Die thörigten, ja wahnsinnigen Umkehrer in Frankreich, nachdem sie Ludwig vor dem Volke die Heiligkeit seiner Stellung genommen hatten, bekleideten sie ihn von neuem mit der Unverletzbarkeit seiner Person durch den Willen und Auftrag des Volks, und ein Jahr darauf schlugen sie ihm den Kopf ab. Ein profanirter König ist stets in den Augen eines Volks ein Verbrecher, und steht an der Schwelle des Schaffots.

Dieß profaniren aller Fürsten geschieht jetzt alle Tage, die Fürsten und ihre Stellvertreter glauben sich aber so stark, daß sie darauf mit Verachtung herabsehen, und es ahnden zu müssen, nicht der Mühe werth

halten; ja sie achten es nicht, wenn es selbst von ihren Beamten geschieht. Sie sind mit Blindheit geschlagen, und die Zeit ist nicht fern, wo der Glaube an die Heiligkeit der Fürsten, mit dem Glauben an Gott und sein Gesetz im Volke gänzlich sinken, eine allgemeine Umkehrung erfolgen, und nur neue Napoleone auf den Thronen erscheinen werden, die das Strafschwerdt nie aus den Händen legen dürfen, und denen nichts nöthiger sein wird, als eine geheime Polizey, um sich auf dem Throne zu erhalten. Das ihr elenden Schwätzer werdet ihr hervorbringen, die ihr die Legitimität mit den Waffen euren sophistischen Philosophie und der Satyre angreift, der überdieß das Salz fehlt, und welche beim Voltaire, Diderot, Mably, Raimal ꝛc. weit kräftiger zu finden ist, denen ihr Wichte! nur blindlings nachtretet.

Viele sagen: Allerdings ist die Regierung eines unumschränkten, weisen und tugendhaften Königs allen Freistaaten vorzuziehen, wo ist aber Sicherheit, daß der erbliche Nachfolger auch so seyn werde; dieser Ungewißheit muß durch eine Constitution abgeholfen werden, die dem König keine Grenzen im Guten, aber im Bösen setzt. O ihr Thoren! Wird der böse Nachfolger, wenn er Macht hat, die Constitution halten? und ein König ohne Macht ist ein Unding.

II.

Auszüge aus der Reise eines Gallo-Amerikaners (M. Simond's) durch Großbritannien in den Jahren 1810 — 11.

(Fortsetzung.)

Der König bewilligt Würden und Titel. Er ist die Quelle, daraus alle Ehrenstellen fließen. Er unterhandelt mit den fremden Völkern, oder vielmehr die Minister unterhandeln in seinem Namen. Er ist das Oberhaupt der Kirche, d. h. er beruft, verlegt und entläßt die Versammlungen der Geistlichkeit; seine Einwilligung ist nöthig, ihre Beschlüsse rechtskräftig zu machen, und er ernennt zu den Bisthümern und Erzbisthümern. Er hat das schöne Recht der Begnadigung; diese Begnadigung befreit von Leibesstrafen, nicht aber von Geld-Compensationen. Wenn im Fall eines Mords die Wittwe oder der nächste Verwandte des Getödteten klagt, so findet die königliche Begnadigung nicht Statt. Ungewiß ist's, ob sich dies Recht auf Fälle erstreckt, wo über Staatsverbrecher nach öffentlicher Anklage abgeurtheilt worden ist, so viel ist nur gewiß, daß der Be-

fehl des Königs nicht als Rechtfertigung der That angesehen wird, und daß seine im Voraus erlangte Begnadigung den Lauf des Prozesses nicht aufhält. Endlich ist noch seine Bestätigung zu jedem Gesetze erforderlich, nachdem es durch beide Häuser des Parlements gegangen ist; aber seit Wilhelm III. 1692 ist kein Beispiel einer vom Könige verworfene Bill vorgekommen. Jenes mal geschah es wegen des Antrags, das Parlement dreijährig zu machen.

Die Mehrheit des Parlements ist im Grunde der Oberherr (Souverän), denn sie hat die Schlüssel zum Geldkasten, und wenn sie ein Gesetz durchgehen läßt, muß es der König wohl bestätigen, sonst veruneinigte man sich und es entstünde eine allgemeine Lähmung. Es muß ihm daran liegen, die Mehrzahl auf seiner Seite zu haben, und man erlangt dies durch Mittel, welche eine von den Parteien, die die öffentliche Meinung theilen, rechtmäßig und schicklich, die andere abscheulich und verdorben nennt. Und wirklich ist von beiden Seiten so viel zu sagen, daß ich noch nicht weiß wem ich recht geben soll. Pitt hat zuerst das Mittel gebraucht, ein widerspenstiges Parlament aufzulösen, um zu versuchen, ob das neue billiger sein würde, und es gelang ihm. Für ein Mitglied eines aufgelös'ten Parlaments, den sein Sitz viel kostet, ist es ein ziemlich ernsthafter Wechsel, nach Hause zu seinen Machtgebern geschickt zu werden, to take the sense of the people und seine Wiedererwählung mit neuen Kosten zu betreiben. Bis zu jener Epoche nahm jeder Minister, welcher die Minderzahl für sich hatte, seinen Abschied. Dies Hülfsmittel Pitts ist eben so, als wenn jemand einem, der ihn Lügen gestraft, den Degen mitten durch den Leib stieße, und sich dann mit der noch rauchenden

Klinge an die übrige Gesellschaft wendete und fragte, was sie davon denke?

10. April. Seit vier Tagen ist London wegen des am 5. dieses Monats im Unterhause durchgegangenen Beschlusses zur Einkerkerung des Sir Francis Burdett, eines seiner Mitglieder, in den Tower in der größten Gährung. Es hat nämlich dieser Mann eine Schmähschrift gegen die Kammer herausgegeben, sich zum Verfasser derselben bekannt, und sich dadurch einer criminellen Beleidigung und Verletzung ihrer Freiheiten schuldig gemacht. Seit dem Morgen des 6. bis gestern des 9. früh hat der Gewaltbote, obwohl mit dem Befehl des Unterhauses in der Hand, und einem Heer 40 — 50,000 Mann regulirter Truppen zur Begleitung, dennoch angestanden, ob er die Hausthür des Sir Francis, der in seinen vier Pfählen dem Befehle seiner Herren Amtsbrüder trotzt, und ihnen das Recht, ihn in Verhaft zu schicken, abspricht, sprengen soll. Es sind zahlreiche Beispiele vorhanden, das diese zur Sicherheit, Ruhe und Existenz des Hauses unentbehrliche Gewalt ausgeübt worden ist; aber man hat noch kein Beispiel von Widerstand. Die Frage war, wie weit der Gewaltbote (Sergeant at arms) im Falle des Widerstandes gehen dürfte, und ob er nicht des Mordes schuldig und nach den Gesetzen dafür zu strafen sei, wenn bei Sprengung des Hauses jemand das Leben verlöre. „Thut eure Pflicht," sagt ihm die Kammer der Gemeinen durch ihren Präsidenten. „Aber" erwiderte der Gewaltbote, „wenn es mir begegnen sollte, daß ich jemand tödtete, werde ich gehangen werden?" — „Das wissen wir nicht," entgegnet man ihm; „aber macht nur, das Gesetz wird hernach entscheiden!" Der Gewaltbote wendete sich in seiner Verlegenheit an den General-Procurator und andere Rechtsgelehrte; aber alle

gaben ihm schwankende Antworten. Dies hieß eingestehen, daß man sich an den Grenzen der rechtmäßigen Gewalt befinde und am Rande der Anarchie stände. In dieser Zwischenzeit ergriff der Pöbel, welcher immer kühn ist, wenn er Schüchternheit und Unentschlossenheit sieht, Sir Francis Partei aus allen Kräften. Er lieferte eine Schlacht vor dessen Hause, schleuderte ganze Ladungen von Ziegelstücken auf vorübergehende Fußgänger, Reiter und Fahrende, die nicht in sein Geschrei und seine patriotischen Gebeerdungen einstimmen wollten, und lief mit Einbruch der Nacht vor die Häuser aller derjenigen, von denen er vermuthete, daß sie sich Herrn Francis widersetzt hätten, warf ihnen alle Fenster ein und bespritzte die der Nachbarn mit Koth.*) Die Truppen und selbst die Leibwache des Königs (lifeguards) sind gröblich beleidigt, mit Steinwürfen verwundet und vom Pferde gestürzt worden, von ihrer Seite hat es dagegen einige Pistolenschüsse und Säbelhiebe gegeben. Endlich ist denn der Gewaltbote nebst seinen Gehülfen theils mit Gewalt, theils mit List ins Haus gedrungen, hat den Gefangenen festgenommen, und in einem Wagen, unter starker Bedeckung in den Tower abgeführt. Da aber diese Bedeckung auf dem Rückwege mit Steinwürfen begrüßt wurde, war es nicht möglich, die Soldaten länger in Zaum zu halten. Von so viel Beschimpfungen und übeln Begegnungen aufgebracht, gaben sie Feuer, und mehrere Personen, unglücklicher Weise meist nur Zuschauer, büßten dadurch das Leben ein. Es scheint, daß weder die Minister

---

*) In der Hitze ihres Eifers zerbrachen sie auch dem Herrn Anstruther und einigen andern Mitgliedern der Opposition die Fenster und sogar die steinernen Stufen.

noch Burdett selbst einen festen Plan gehabt; sein Widerstand war ihnen und ihm selbst unerwartet. Aus Rücksicht gegen ihn ging man anfänglich sehr gelind zu Werke, und da entstand alles Uebrige. Indeß kam der Zufall den Ministern sehr zu Statten; denn diese zerbrochenen Fensterscheiben, und alle andern Ausschweifungen eines tollen Haufens, und die weit tiefer gehenden, furchtbaren, aber wenig verholenen Absichten Einiger haben bewirkt, daß alle Zaghaften, alle Gleichgültigen, Alle, welche etwas zu verlieren haben, sich auf die Seite der Macht geschlagen, welche das Volk gegen den Pöbel schützen kann. Man hat Walcheren und die Parlamentsreform vergessen, und alle Gedanken auf diejenigen gewandt, welche allein mächtig genug sind, Köpfe und Fenster vor Steinwürfen zu schützen. Hätte sich Burdett ins Gefängniß führen lassen, so würde er ein Märtyrer der Vaterlandsliebe gewesen seyn — nun ist er der Verfechter des Aufruhrs, und hat sehr ungeschickt die Rolle des Unterdrückten mit der eines Unterdrückers vertauscht.

Ich bin immer hinterdrein, herauszubringn, was denn eigentlich die Reformatoren wollen. Das Parlament in seiner jetzigen Verfassung, sagen sie, und selbst ein großer Theil der Mitglieder des Parlaments führt diese Sprache, ist ein sehr theures, unbequemes und unnützes Werkzeug. Es ist ein Damm; aber das Wasser steigt und geht darüber und wir haben die Kosten ganz umsonst. Die Leute in Aemtern verzweifeln, sich bei dem Sturme der Parteien lange darin zu erhalten, betrachten sich als bloße Reisende, und bekümmern sich wenig darum, was aus dem Schiffe des Staats nach der gegenwärtigen Reise werden wird, wenn sie nur ihren Theil vom Gewinn an der Ladung erhalten. Eine einfache Monarchie würde mehr Kraft nach außen, mehr

Ruhe im Innern haben, und weniger kosten. Auf der andern Seite würde es Schade seyn, eine so sorgfältig eingerichtete Maschine, welche so viel Zeit und Arbeit zu bauen gekostet hat, in die Polterkammer zu werfen. Es ist möglich, daß sie nicht die Mittel enthält, diese alte verfassungsmäßige Freiheit zu erhalten und zu beschützen, die aus England eine in der ganzen übrigen Welt nicht vorgekommene Erscheinung bürgerlicher Glückseligkeit und Größe gemacht hat; vielleicht wird sie diese unter dem Drucke der außerordentlichen Umstände, worin sich Europa befindet, verschmachten lassen müssen; aber sie enthält die Keime zur Wiedergeburt derselben Freiheit, sie bewahrt diese kostbaren Formen, diese Organe der Verfassung, wodurch die öffentliche Meinung in einer gesetzmäßigen Versammlung reden und sich zeigen, ihre Kraft in einem Vereinigungspunkte sammeln kann. Und wenn es wahr wäre, daß das brittische Parlament keinen Nutzen, als gesetzgebender Körper gewährte; so hätte es immer noch einen großen Nutzen als ein Haus zur Erziehung für erwachsene Männer. Wenigstens ist es ein Ort, wo sich Männer, die durch Vermögen, Rang und Talente ausgezeichnet sind, Beredsamkeit, Kenntniß der Menschen und Geschäfte erwerben, sich an ernste Beschäftigungen gewöhnen, die ihrer unruhigen Thätigkeit eine unendlich vorzüglichere Nahrung geben, als jede eiteln Beschäftigungen und Vergnügungen, denen sich zu meiner Zeit in Frankreich Männer des nämlichen Standes hingaben. Diese reifen Männer würden freilich in keine Schule gehen mögen, aber ein Schein von Gesetzgebung unterhält Interesse und Aufmerksamkeit — wie das Geld beim Kartenspiel.

Es giebt furchtbare Mißbräuche in der Regierung, sagen die Reformatoren, und das kommt von der schlechten Stellvertretung des Volkes. Alle Augenblicke sieht

man die sonderbare Thatsache gedruckt oder hört davon sprechen, daß von 558 Mitgliedern des Unterhauses für die Gemeinden von England und Schottland 307, also eine große Mehrheit, von 154 mächtigen einzelnen Individuen erwählt werden, da die Flecken oder Städte, welche diese Abgeordneten ernannten, ihre Bevölkerung so weit verloren haben, daß sie nur noch einige Hunderte leicht für oder wider das Ministerium zu gewinnende Einwohner enthalten, oder wohl gar so weit entvölkert sind, daß ihr Raum das Eigenthum einiger wenigen Personen, in einigen Fällen sogar eines einzigen Menschen geworden ist, während große, aber erst in neuerer Zeit entstandene Städte, z. B. Birmingham und Manchester, keine Stellvertreter im Parlament haben. Diese Stellen im Parlamente, welche von einer kleinen Anzahl Wähler abhängen, werden öffentlich für Geld verkauft, oder Freunden, Verwandten umsonst gegeben, oder auch durch Unterhändler aufgekauft und wieder an die Regierung verkauft.

Hierauf antwortet man, daß die popularsten Wahlen, welche, wirklich vom Volke geschehen, und wozu jeder kommen darf, der eine Besitzung von 40 Sch. jährlicher Einkünfte (weniger als zwei Guineen) hat, und Steuern bezahlt, oft gerade diejenigen sind, die am meisten kosten, wobei eine ungezügelte Bestechung angewandt wird, so daß oft die reichsten Familien überbieten, sich darüber zu Grunde richten, da das Volk mit beiden Händen nimmt und für denjenigen stimmt, der es am besten bezahlt oder wenigstens am besten behandelt und bewirthet. Die Wähler, sagte Herr Windham in seiner berühmten Rede am 26. Mai 1809, sind also eben so verdorben als die Gewählten, die einen gerade eben so geneigt, sich zu verkaufen, als die andern zu kaufen, und das Volk muß Vorsichtsmaaßregeln

gegen sich selbst ergreifen. Die Maschine der Regierung ist voller Mißbräuche von oben bis unten aus, oder vielleicht besser zu sagen, von unten bis oben aus, und das ist noch nicht alles. Nachdem das Volk mit seinem Rechte der Oberherrlichkeit Handel getrieben hat, ist es nothwendiger Weise auch noch Theilnehmer an allen Mißbräuchen der Verwaltung. Die Lieferungen, Unternehmungen, Einnahmen der Abgaben sind mehr oder weniger in den Händen solcher Leute, welche zum Volke gehören; und es hat die Hälfte von allen Unterschleifen, worüber es sich beklagt.

Herr Windham geht noch weiter und behauptet, es sey nichts Schädliches und Verbrecherisches in dem Verkaufe der Parlamentsstellen; er führt die richterlichen Aemter in den alten französischen Parlamenten, in England selbst geistliche und militärische Stellen an, welche gar häufig gekauft und deßhalb nicht schlecht verwaltet werden. Bei Untersuchung der Frage, was denn die Stimmen des Volkes bestimme, fragt er, woher es komme, daß ein großer Eigenthümer mehr Einfluß auf seine Zinsleute, als auf diejenigen solcher Güter habe, die ihm nicht gehören, oder warum ein reicher Fabrikant seine Arbeiter, und nicht des Nachbars seine auf den poll (Ort der Wahl) führt; warum der Bäcker und Metzger eines reichen Landedelmanns, für diesen statt für seinen Gegner stimmen, dessen Kundschaft sie nicht haben, oder der sie nicht so richtig bezahlt. Was, fragt er, haben diese Betrachtungen mit den erforderlichen Eigenschaften eines Parlamentsrathes gemein? Und wenn der Edelmann, statt selbst nach dem Amte zu streben, seinen Freund oder irgend eine andere Person vorschlüge, würde seine Wahl durch Gründe bestimmt werden, die den parlamentarischen Eigenschaften noch fremder wären, als die der Wähler

selbst? Wenn es denn unmöglich ist, diese persönlichen Beweggründe außer Einfluß zu setzen, und wenn sie am Ende zu einer in vieler Rücksicht bessern Wahl führen als andere reinere, aber dem Irrthum mehr ausgesetzte Triebfedern würden hervorgebracht haben: so muß man sich ohne diese unmöglich zu erlangende Reinheit deren Nützlichkeit noch zweifelhaft ist, behelfen. Die Bestechung worüber man so sehr schreit, kommt darauf zurück, daß man das persönliche Interesse des Volkes ins Spiel ziehen, es überreden, auf diese oder jene Art seine Gunst gewinnen muß. Diese Mittel sind nicht immer untadelig; aber doch immer eine diesem Volke geleistete Huldigung, welches durch eine vortheilhafte Umkehrung der alten Lehnsrechte nun seiner Seits die herrschaftlichen Gebühren und Rechte empfängt, die es sonst bezahlte.

Die englische Regierung beruht auf einem System von Einflüssen, welche sich durch die ganze Nation verzweigen, und eine Kette gegenseitiger Interessen zwischen Reichen und Armen, zwischen dem Talent und der Macht, zwischen der öffentlichen Meinung und der Regierung ausmachen. Die Macht Aller ist immer nur die Macht eines Einzigen oder einer kleinen Anzahl! Hier ist zu gleicher Zeit die Macht eines Einzelnen, Aller und einer kleinen Anzahl beisammen, und doch sehr bestimmt unterschieden, neben einander gestellt und vermischt, so daß sie, wenn nur jeder der verschiedenen Theile an seinem Platze bleibt, ein ziemlich fest verbundenes Ganzes ausmachen. Ungeachtet vieles Streitens und unvermeidlicher Zänkereien ist das Besonderste, das Bewundernswürdigste, in der englischen Verfassung und was ihr eine lange Dauer zu verheißen scheint, dies, daß sie schon alle menschlichen Leidenschaften befriedigt hat. Von dem großmüthigen Ehrgeize an, der bloß nach

Ruhme dürstet, bis zur niederträchtigsten Bestechung, finden alle ihre Rechnung dabei.

Vielleicht würden die Meinungen über die Parlaments-Reform weniger verschieden sein, wenn jedermann mit dem Worte Stellvertretung den nämlichen Begriff verbände. Jedes Parlaments-Glied, sagt Blackstone, obwohl nur von einem Bezirke gewählt, ist doch für das ganze Königreich und nicht bloß für seine Machtgeber da u. s. w., woraus folgt, daß die Parlamentsglieder keine Instructionen von ihrem Bezirke zu empfangen und nur ihrer eigenen Meinung über das Wohl nicht des Bezirks, sondern des ganzen Königreichs zu folgen haben. Die genaue geographische Stellvertretung ist also um so weniger wichtig.

„Die Engländer," sagt J. J. Rousseau, „halten sich für frei; aber sie sind es nur bei den Wahlen der Parlaments-Glieder. Sobald diese geendigt, sind sie Sklaven, sind sie nichts, und der Gebrauch, den man sie von ihrer Freiheit in ihrer kurzen Dauer machen sieht, zeigt, daß sie ihrer wenig würdig sind." — Die Gedanken einiger Reformatoren nähern sich diesem Grade der Uebertreibung; sie scheinen zu glauben, die Freiheit bestehe mehr darin, Gesetze zu machen, als ihres Schutzes zu genießen. Der beschimpfte, geplagte römische Bürger war unter den tyrannischen Obrigkeiten, die er selbst unter dem tumultuarischen Gedränge des Forums hatte wählen helfen, nicht frei: aber der Bürger von Manchester, Birmingham, seines Eigenthums, seines Lebens, seiner Befugniß der freien Ortsveränderung, alles dessen sicher, was ein Engländer sein Recht der Geburt nennt, ist sehr frei, ob er wohl nicht die geringste Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten hat. Wie kann er alles dessen sicher sein, wird man fragen? Das ist eine andere Betrachtung: das Recht, diejenigen zu

wählen,

wählen, welche die Gesetze machen, kann das Mittel sein und nicht sein, gute zu bekommen, nicht aber die Freiheit selbst ausmachen, es sei denn jene speculative Freiheit, welche die französische Revolution sich vorsetzte.

Die Sicherheit des Eigenthums ist beinahe von eben so grosser Wichtigkeit als die persönliche, nicht bloß weil das Eigenthum für seine Besitzer eine Quelle von Genüssen, sondern die Grundlage der Civilisation ist, ohne welche die menschlichen Fähigkeiten für immer vergraben bleiben würden. Die persönliche Sicherheit erfordert wenig Gesetze, und sie werden, wenn sie einmal vorhanden sind, von den Gerichtshöfen leicht aufrecht erhalten. Eine verdorbene Verwaltung macht ihre Angriffe nicht auf das Leben, sondern auf den Beutel, und ihren Ermächtigungen muß auch wieder mit dem Beutel gewehrt werden. Mithin muß die Sicherheit des Eigenthums der erste Gegenstand der Gesetzgebung seyn; sie verlangt Wächter, welche bei dem Umsturze der stehenden Ordnung viel zu verlieren und nichts zu gewinnen haben. Wie sie für die Aufrechthaltung der Regierung interessirt sind, müssen sie es auch dafür seyn, daß diese nicht unabhängig von ihnen und Herrin des Geldkastens werde, welcher für das Volk recht eigentlich das Palladium der Freiheit ist. Diesen Leuten mag immerhin Kühnheit fehlen, sie mögen mehr Klugheit als Talente besitzen; die Volkswahlen sind am geschicktesten, das Fehlende zu ersetzen. Die glänzenden Eigenschaften sind nicht allgemein genug mit den wesentlichen verbunden, als daß man wünschen sollte, sie in einer gesetzgebenden Versammlung herrschen zu sehen. Man weiß, wer die vom Volke gewählten Gesetzgeber der französischen Republik waren — Advocaten ohne Prozesse, Dorfpfarrer, Schauspieler, alles, was in der

bürgerlichen Gesellschaft von dürftigen, frechen, an öffentliches Sprechen gewöhnten Abentheurern zu finden war, oder Theoretiker, die eine blinde Begeisterung dahin riß. Je reiner eine Wahl, d. h. je mehr sie von bloßer Ueberzeugung eingegeben wäre, desto schlechter würde sie ausfallen; denn niemand giebt sich die Mühe das Volk zu überzeugen, wenn er es betrügen kann. Diejenigen, welche es durch Freigebigkeit gewinnen, beweisen dadurch wenigstens, daß sie rücksichtlich des Geldes unabhängig und gemeiniglich für die Aufrechthaltung der Ordnung und der Ruhe interessirt sind. Die Reformatoren und selbst die gemäßigtsten, sagen, daß die gegenwärtigen Wahlen im Grunde eine wahre Neuerung sind, statt eines alten Gebrauchs, weil die entvölkerten Flecken (boroughs) nicht mehr sind, was sie waren; daß nach dem Geiste der Verfassung man nicht wollen könne, daß ein Drittheil der Parlaments-Glieder von einigen Familien gewählt werde, während neuere Städte und ihre zahlreiche Bevölkerung keine Stimme haben, daß eine solche Stellvertretung täuschend und völlig mißgestaltet sey. Man müßte jedoch betrachten, daß die Einwohner dieser neuern Städte meist Manufacturisten sind, und wegen ihrer Unwissenheit und ihres natürlichen Ungestüms die schlechtesten Wähler abgeben, die man nur irgend finden kann, so daß eine solche Art der Bevölkerung eher eine Verengerung als eine Ausdehnung des Wahlrechts wünschenswürdig machte, und für jede neue Manufacturstadt müßte man einen neuen Flecken (borough) schaffen, statt einen von diesen zu Gunsten jener eingehen zu lassen. Ohne diesen äußersten Satz nach der Strenge behaupten zu wollen, suche ich nur dem fremden Leser das gemischte Princip anzudeuten, worauf sich die englischen Parlaments-Wahlen gründen, damit er sich hüte, eine zufäl-

lige Einrichtung, deren scheinbare Ungereimtheit doch bis auf einen gewissen Grad wesentliche Vortheile verbirgt, nicht mit in die allgemeine Klage über Mißbräuche und Verderbnisse zu werfen. Das rechte Maß von Demokratie und Aristokratie für Parlaments-Wahlen ist eine Sache der Erfahrung und muß mehr durch Thatsachen, als durch Abstractionen bestimmt werden. Vielleicht wäre es gut, einige der rotten boroughs (verfallenen Flecken) einzuziehen und das Wahlrecht auf einige Städte überzutragen, welche es nicht haben; aber in diesem Falle müßten die Erforderniss zum Stimmrecht höher gestellt, der Theil des Einflusses, welchen man den Reichsten nähme, den Mittelleuten zugelegt werden, oder vielmehr man müßte ihn den ganz Reichen und den ganz Armen völlig abschneiden, so daß der Einfluß des Eigenthums in der Masse vermehrt, und in der kleinen Zahl vermindert würde, kurz, das Stimmrecht dürfte nur solchen Leuten zukommen, welche eine Art von Unabhängigkeit haben und über das Bedürfniß erhaben sind. Ein Volk kann nicht geldreich und zahlreich sein, und zugleich eine sehr populäre Regierung haben; überall, wo man Riegel an die Thüren braucht, muß die Regierung eine angemessene Gewalt besitzen.

Das Ungewitter der Parteien, welches unaufhörlich am Horizonte Englands brüllt, die Uebertreibung in den Verhandlungen, das falsche Licht, das die öffentlichen Blätter auf alles werfen, geben ihm den Schein als sei es immer am Rande einer Umwälzung, und wirklich scheint es, als fehlte nur ein kühner und geschickter Anführer, um die Regierung über den Haufen zu werfen und seinen Thron auf ihren Trümmern aufzuschlagen. Wir wollen einen Mann voraussetzen, der sich ganz zu einer solchen Unternehmung eignet, verherrlicht durch

große Kriegsthaten zu Wasser oder zu Land, unterrichtet, beredt, an Geschäfte gewöhnt, und so entblößt von Grundsätzen, so geschmeidig, als ihr ihn euch denken könnt. Ein solcher Mann säße unfehlbar im Parlamente; dies ist eine so glänzende Laufbahn, daß es ihm nicht in den Sinn kommen könnte, sich eine andere zu bahnen, mit Gefahr, sich sofort bloß zu geben, und alle Gewalten gegen sich zu kehren. Ein ehrgeiziger Bürger hat diesen großen und schönen, aber auch nur diesen Weg vor sich. Ist er einmal im Parlamente und in der Opposition (denn damit fangen sie alle an), so wird er die Minister necken, ihre Maßregeln verschreien, der Abgott des Volkes werden, endlich, an der Spitze einer Partei, eine Mehrheit im Parlamente erlangen und sie zwingen, ihre Stellen niederzulegen. Immer im Strome schwimmend, wird dieser ihn zu angenehm fortreißen, als daß er versucht sein sollte, ihm zu widerstehen, auch wenn er es wollte, und er sehr natürlich an ihre Stelle treten, wahrscheinlich als erster Minister. Was wird er nun thun? Etwa die Abgaben vermindern, die Mißbräuche abstellen, gegen die er so sehr declamirt hat, die parlamentarischen Kunstgriffe, wodurch die Macht der Minister gesichert wird, außer Gebrauch setzen? Nichts von dem Allen. Das immer wachsende Geldbedürfniß wird ihn wahrscheinlich nöthigen, die Abgaben zu vermehren, statt sie zu verringern, und an den Einfluß der Minister aufs Parlament zu rühren, wird er sich weislich hüten; seine Vorgänger sind noch da und nehmen ihn von den Bänken der Opposition aus, wohin sie sich verfügt haben, aufs Korn, bereit und fertig, ihn zu stürzen, sobald er die Schranken öffnet. In dieser Stellung haben sie gut Spiel, ihm die Verleugnung seiner eigenen Grundsätze und seine abscheuliche Falschheit vorzuwerfen. Von diesem Augenblicke an

sinkt er in der Gunst des Volkes sehr geschwind, jedes Mittel, sich der Oberherrschaft durchs Volk zu bemächtigen, ist für immer verloren. Seine Talente wollen wir so groß annehmen, daß er sich zeitlebens im Ministerium erhält; aber er kann nicht mehr sein als dies, und wenn er die Pairschaft erlangt, was ihm leicht und lockend sein wird, so ist er nur um desto entfernter von jener Art der Gewalt, wonach ein Usurpator strebt. Das bürgerliche Leben bietet also keinen Weg zu einer Usurpation dar. Giebt es einen durch die Kriegsmacht, d. h. durch die Landmacht? denn die Seemacht vermag nichts. Die Lage Englands erfordert wenig regelmäßige Truppen, und bietet ihnen wenig Gelegenheit dar, furchtbar zu werden. Das englische Heer ist, in gewöhnlichen Zeiten, eine Art wohlgeübter Miliz, welche nie Pulver gerochen hat, von reichen Leuten befehligt, welche keine Erfahrung haben, und nur auf ihr Vergnügen sinnen. Dies Heer wird im Lande selbst, das niemals der Kriegsschauplatz ist, nie in Corps zusammengezogen, und wenn es etwa auf dem Festlande gebraucht würde und einen Feldherrn hätte, der damit große Thaten thäte, und nun, wie Cäsar, an der Spitze seiner siegreichen Schaaren zurückkehren wollte: so muß er sie erst auf einer Transportflotte einschiffen, der Seemacht preis geben. Wenn er dann aber auch die zerstreuten Mannschaften nach dem Ausschiffen zusammenzöge, so wäre dies Beginnen um so gefährlicher, da er keinen Vorwand dazu hätte.

Die jetzige Lage Englands, mit einem sehr zahlreichen und kriegerischen Heere, bietet gewiß mehr Gelegenheit zu einem Thronraub durch Soldaten dar als je; aber die Schwierigkeit der Ueberfahrt bleibt die nämliche. Die Sitten sind einer solchen Unternehmung ganz besonders entgegen, und die Umstände werden sich eher

als die Sitten ändern. Ein äußerster Mißbrauch der Macht von Seiten der Regierung könnte ohne Zweifel Widerstand, Empörung und Ermächtigung herbeiführen, wie unter Cromwell; aber das ist ein anderer Fall. Ich rede hier bloß von freiwilliger Usurpation, und diese Art ist in England fast unmöglich.

Die von de Lolme zum Beweis der Festigkeit der Macht der Krone angeführten Thatsachen gelten auch als Beweis für die Festigkeit der ganzen Verfassung. Er erinnert (S. 214 der 4ten Ausgabe), wie leicht Marlborough und seine Anhänger ihrer Macht beraubt wurden. Hannibal, sagt er weiter, setzte unter fast ähnlichen Umständen den Krieg gegen den Willen des Raths von Carthago, so wie Cäsar in Gallien fort; und als er endlich aufgefordert wurde, sein Amt niederzulegen und seine Vollmacht abzugeben, ging er auf Rom los und gründete hier eine unumschränkte Soldatenherrschaft. Man findet in diesem Werke von de Lolme eine sehr lichtvolle Auseinandersetzung alles Wissenswürdigen aus der englischen Verfassung und Gesetzgebung. Die gemäßigten Engländer schätzen ihn sehr. Die strengen Whigs machen ihm den Vorwurf, daß er das, was sein sollte und als vorhanden angesehen wird, auch als wirklich annähme, und man muß gestehen, daß er die Dinge ein wenig zu sehr von der schönen Seite ansieht. Ein Beispiel! „Da die ausübende Macht,“ heißt es bei ihm, „ungetheilt nur in einem Einzelnen ruhen kann, so sind alle übrigen dabei interessirt, ihn in seinen Schranken zu halten, und die Gesetze gegen den Mißbrauch der Gewalt zu verwahren. Die Habeas-Corpus-Acte z. E. wird mit demselben Eifer von dem Vornehmsten wie von dem Geringsten vertheidigt.“ Mit der nämlichen liebenswürdigen Einfalt fährt er fort: „Der Minister selbst ist eben so

interessirt bei der Aufrechthaltung der Gesetze worauf die Freiheit beruht, als der gemeinste Bürger; denn er weiß, daß Launen oder Ränke ihn unter die Menge zurückschleudern können und daß ein gehässiger Nachfolger ihn in einem Gefängniß könnte schmachten lassen." Diese ganze Gedankenreihe könnte man auf Richelieu, Wolsey, Strafford oder auf jeden andern tyrannischen Minister, und, wie hier zu Lande viele Leute mit Recht oder Unrecht hinzufügen würden, auch auf Pitt anwenden, und es scheint nicht, daß diese Betrachtung viel Einfluß auf ihr Betragen gehabt habe.

Je weiter ich mich von London entferne, desto gemäßigter finde ich die politischen Meinungen, desto weniger reden die Leute von einer Staatsumwälzung, entweder weil sie eine fürchten, oder eine wünschen, oder glauben, das Volk sei dazu geneigt. Die Partei, deren Posaune wo nicht gar Anführer Cobbett ist, scheint mir außer der Hauptstadt nicht zahlreich zu sein. Dieser politische Schriftsteller ist eine in England ganz eigenthümliche Nationalerscheinung; es ist Hogarth mit der Schreibfeder; seine Zerrbilder sind von Meisterhand. Fremde, welche die Parteischriften, die unaufhörlich unter den englischen Pressen hervorquellen, und besonders Cobbett lesen, machen sich eine ganz irrige Vorstellung von dem Stande der Sachen. In Amerika glaubte ich nebst vielen andern, und ich weiß, daß Personen an der Spitze der amerikanischen Regierung es geglaubt haben, und wahrscheinlich noch glauben, England sei am Vorabend einer Umwälzung, welche sie zu benutzen hoffen, um sich dem Joche seiner Seemacht zu entziehen. Wenn man sich in einem England so ähnlichen Lande dergestalt irren kann, wie wird es vollends in Frankreich seyn, wo man gar keinen richtigen Begriff von der Uebertreibung und Frechheit sol-

cher Schriften hat? Weit entfernt, alles was, diese politischen Schriftsteller sagen, nach dem Buchstaben zu nehmen, sehe ich vielmehr, daß das englische Publicum sie als eine Art von Kämpfern betrachtet, deren Geschicklichkeit und Stärke anzieht und ergözt, die aber bei ihren Kämpfen keinen andern Zweck haben, als den Kampf selbst, und keine andere ernstliche Absicht, als — Unterzeichnungen. Die Meinung, welche man von der Aufrichtigkeit der Sprechenden und Schreibenden faßt, ist von solcher Bedeutung, daß ohne sie keine wahre Ueberzeugung statt finden kann. Welch einen weit tiefern Eindruck macht doch die kurze Wiederholung des eingeleiteteten Prozesses vom Richter, als die schönsten Reden, die vorher gehalten wurden! — Herr Cobbet hat die Gabe der Invective im höchsten Grade; er ist Titularprofessor dieses Theils der Logik; die seinige ist stark und männlich; er hat eine an treffenden und lichtvollen Vergleichungen vorzüglich reiche Einbildungskraft. Unter dem Schutze vieler Wahrheiten, eines Scheins von Freimüthigkeit und einfacher und derber Aufrichtigkeit, läßt er irrige und gefährliche Grundsätze mit unterlaufen; aber so viel ich sehe traut man ihm nicht. Mich dünkt, er würde mit weniger Uebertreibung viel mehr Gutes oder viel mehr Böses bewirken. Seine Unzuverlässigkeit macht ihn unwirksam. In diesem Augenblicke ist er in einen peinlichen Prozeß wegen Aufwiegelung der Soldaten zum Ungehorsam verwickelt, und heut sollte er sein Urtheil empfangen.

Keine Regierung in Europa könnte den Anfällen, die unaufhörlich gegen die hiesige gerichtet werden ausgesetzt, sein, ohne tief verwundet zu werden. Hier läßt man Dinge drucken, welche in jedem adern Lande die Köpfe entzünden würden; aber sei es aus Unempfindlichkeit, Vernunft oder Gewonheit, kurz man geräth hier nicht so leicht in

Bewegung. Die Gefühllosigkeit äußert sich auch bei den empfindlichen Vorfällen, welche Einzelne betreffen; täglich werden in Druckschriften so niedrige, so lächerliche Schändlichkeiten an den Tag gebracht, daß man meinen sollte, die, welche derselben beschuldigt werden, Gesetzgeber, Minister, Prinzen, müßten vor Scham sterben, oder sich ihr ganzes übriges Leben in eine Einöde verkriechen. Mit Nichten! Sobald den Nacken aus dem Halseisen ist, welches der Zeitungsschreiber ihnen umlegte, sobald die Schultern nach der Geißelung, die er ihnen gab, wieder bedeckt sind, sieht man sie ihren Rang in der Gesellschaft wieder einnehmen, als wenn nichts geschehen wäre. Es ist auffallend, daß ein so stolzes, so hochmüthiges, und wenigstens eben so sittliches Volk als die benachbarten Nationen so wenig empfindlich für die Schande ist.

Folgende von Pennant *) erzählte Anekdote giebt ein auffallendes Beispiel von den Lastern und Tugenden der schottischen Bergbewohner. „Als der Prätendent nach seiner Niederlage von einem Zufluchtsorte zum andern floh, und 30,000 Pf. St. auf seinen Kopf gesetzt waren, verbargen ihn zwei Brüder, Namens Kennedy, eine Zeit lang. Oft stahlen sie, um demselben Nahrung zu verschaffen und trieben ihren Eifer und ihre Kühnheit so weit, das sie das Gepäck eines Generals überfielen und wegnahmen, damit der Fürst keinen Mangel an Hemden leiden möchte. Einige Jahre darnach wurde der eine dieser Kennedy in Inverneß gehängt, weil er eine Kuh, an Werth 30 Sch., gestohlen hatte. Und der Unglückliche hatte der Versuchung widerstanden, 30,000 Pf. St. zu verdienen! Man fügt

*) Pennant 2r Th. S. 346.

noch hinzu, daß er im Augenblicke seiner Hinrichtung seine Mütze abgenommen und Gott gedankt habe, daß er nie das Vertrauen eines Menschen verrathen, nie den Armen Leid gethan, nie sich geweigert hätte, sein Brot mit dem Fremden und Nothleidenden zu theilen." Man glaubt unter den Arabern zu sein!

Die Neujahrsnacht schläft man in Edimburg nicht. Unter dem Volke ist es gewöhnlich, alle Frauenzimmer zu umarmen, die man um Mitternacht auf den Gassen zu Fuß oder zu Wagen antrifft. Wenige setzen sich diesen Liebkosungen aus; aber doch laufen die gemeinen jungen Burschen die ganze Nacht auf den Gassen herum, schlagen an die Thüren und machen Lärm. Es ist ein Ueberbleibsel der groben Sitten, die man duldet; und wenn man bedenkt, was dies Land vor seiner Vereinigung mit England war, so hat man mehr Ursache, sich zu wundern, daß es so sehr, als daß es so wenig polizirt ist.

Die Hoffnungen der whigschen Partei sind doch nicht ohne alle Beimischung von Furcht, welches auch die Grundsätze des muthmaßlichen Thronerben sein mögen. Andere Zeiten, andere Sitten, und ein whigscher König ist ohne Beispiel. Das Königshandwerk erfordert, sich so viel Macht anzumaßen, als nur geht (die Minister sind der König), und des Parlaments Beruf ist, ihm diese Fuß für Fuß streitig zu machen. Die brittische Verfassung ist ein Ding, das nachgiebt und sich nach der Seite dehnen läßt, wohin man es zieht. Bis zu einem gewissen Punkt kann man ihr jede beliebige Ausdehnung und Richtung geben, und dafern es nicht möglich wäre, diese Richtung im Voraus für alle künftige Veränderuugen, Umstände und Fälle zu bestimmen, muß man wohl vertheidigen, was immer streitig gemacht

wird und werden wird, und seine Rechte in ihrem ganzen Umfange behaupten, um davon zu behalten, was Vernunft und Nothdurft erfordern. Mit einem Worte, mit einem whigschen Könige würde es sich eben so verhalten, wie mit einem Quäkervolke, das Nachbarn hätte, die es nicht wären.

Man hat mich versichert, daß im Jahre 1794 nur 13 Personen es wagten, Foxens Geburtstag zu feiern, und die Nahmen dieser 13 kühneu Patrioten wurden an der Thür aufgezeichnet und als verdächtig dem furchtbaren Ministerium jener Zeit (Pitt) eingeschickt. Letzteres Jahr waren 150 Gäste bei dieser Mahlzeit, und diesmal noch 50 mehr. Man versichert dieser Zuwachs bestehe hauptsächlich aus solchen Leuten, die man hier Ratten nennt, weil die kleinen Thiere dieses Namens einen Instinct haben, alte Gebäude zu verlassn, die bald einstürzen wollen. Die Anspielung ist deutlich.

Man legt in der Gegend um Edimburg neue Sammelplätze von Kriegsgefangenen an, und es sind schon mehrere Abtheilungen solcher Unglücklichen zu Schiffe aus dem mittäglichen England angekommen und in Leith ausgeschifft worden. Ehe man sie in die Sammelplätze vertheilt, werden sie ins Edimburger Schloß quartiert. Ich erfuhr, daß sie meist ohne Schuhe, im Kothe wadend angelangt wären. Begierig zu sehen, was daran wäre, und zur Linderung ihres Elendes beizutragen, ließ ich mich dem commandirenden Offizier Col. Maghie vorstellen, der die Güte hatte, mich zu den Gefangenen zu begleiten. Ich fand ungefähr 3 — 400 Menschen, die wie Seeleute aussahen, in einem offenen Ort eingesperrt wareu, der vor demjenigen Theile der Gebäudes ist, wo sie des Nachts liegen. Dieser Platz, ungefähr 100 oder 120 Fuß im Gevierte, mit einem Gatter umgeben, hat vor sich die

Neustadt und eine herrliche Aussicht, zu deren Genuß diese Unglücklichen freilich eben nicht aufgelegt sein möchten. Sie spazierten die Länge und Breite im Kothe herum und plauderten meist ziemlich fröhlich mit einander, waren ärmlich gekleidet, doch nicht zerlumpt, und die. welche keine Kleider haben, erhalten gelbe Jacken, weil diese kenntliche Farbe ihnen die Flucht erschwert. Ihr gewöhnlichstes Schuhwerk bestand aus einer hölzernen Sohle und oben drüber Anschroten von Tuch. Sie sagten uns, daß ungefähr 150 unter ihnen ohne Schuhe wären, und der Obrist versicherte, daß sie ihnen beim Abgange aus dem Schlosse nach dem Sammelplatz gereicht werden würden. Ihre tägliche Beköstigung besteht aus 1½ Pf. Brot, das Pf. zu 3 d., ½ Pf. Fleisch, zu 6¼ d. das Pf., ein- oder zweimal die Woche erhalten sie statt des Fleisches Fisch. Jeder hat eine Hangematte oder ein Schiffsbett, und zwei wollene Decken. Funfzig flehende Hände boten Werke ihrer Geschicklichkeit zum Verkauf an, Uhrbänder von Haaren und allerlei sehr sinnreich verfertigten Flitterklam. Ein junger Mann, dessen Gesicht von guter Laune leuchtete, erzählte mir, daß er sieben Jahre so im Käfig zugebracht habe, indem er am Bord des ersten nach Wiederausbruch des Kriegs gekaperten Schiffs gefangen genommen worden sei. Was hätte man denn bei solcher Stimmung noch auf der Welt zu beneiden? und was sind die reichsten Gaben des Glücks gegen die unzerstörbare Anlage, allenthalben glücklich zu sein! Mehrere dieser Unglücklichen sah ich, von den andern abgesondert, den schmalen kothigen Raum durchschweifen, oder an das Gatter gelehnt, mit hohlen, stieren Augen, abgezehrten, erdfahlen Gesichtern, traurig brütend über nichts, über die Zeit, die nicht vergeht, über diese ewigen Stunden, die keine andere Veränderung herbeiführen, als die des

Lichts und der Finsterniß, eines Lichts mit langen und schaurigen Zwischenräumen der Dunkelheit, über ein Dasein nachsinnend, dessen Dauer nichts bezeichnet, und doch die schönsten Jahre des Lebens verzehrt, endlich über die Vernichtung einer flüchtigen Hoffnung auf Befreiung — ich meine die fruchtlos gebliebenen Unterhandlungen wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen. Und in dieser kläglichen Lage sollen sich 50 — 60,000 Menschen befinden! Gewiß nicht so viele; der größte Theil fühlt nicht, daß ihm die Haut über die Ohren gezogen wird. Man sah hier die unbekümmerte Menge sich mit großem Geschrei um einen Winkel drängen, wo mit Nadeln oder Würfeln gespielt wurde, mit dem nämlichen lauten Gelächter, den nämlichen rasenden Schwüren, als wenn es um ihre theuersten Angelegenheiten zu thun gewesen wäre; alle redeten auf einmal, und keiner verstand etwas. Ein Aristokrat am Laternenpfahl, die Hinrichtung Robespierre's, die Nachricht von einer allgemeinen Auswechselung der Gefangenen hätte keine größere Bewegung, kein ärgeres Geschrei erregen können. Es ist die möglich beste Schule des Müßigganges und der Laster aller Art. Wenn diejenigen, von welchen hier und in Frankreich die Befreiung so vieler Unglücklichen abhängt, sehen könnten, was an den Orten vorgeht, wo sie eingeschlossen sind, alle Uebel, die hier geduldet und vorbereitet werden; so müßte nothwendig die Auswechselung erleichtert werden, welche harte Herzen man auch bei ihnen voraussetzen möchte. Mehrere Gefangene schienen alt und kraftlos, und könnten ohne Gefahr heimgeschickt werden. Ich hörte von dem Capitän eines Schiffs der indischen Compagnie erzählen, der zu Anfang des Kriegs 1793 gefangen, beim Frieden 1802 befreit, im folgenden Jahre wieder gefan-

gen wurde und noch jetzt Gefangener ist, und Weib und Kinder in Frankreich hat.

Jetzt eben gibt man hier ein Aergerniß anderer Art. Es sind vornehme Personen von beiderlei Geschlecht in der ausdrücklichen Absicht angekommen, um gegenseitige eheliche Austauschungen vorzunehmen, welches man in der Handelssprache ein Riscontro oder Ab- und Zuschreiben nennen würde. Die Sache ist folgende: Lady Charlotte W** hat sich heftig in Lord P**, einen, wie man sagt, mit jenen Eigenschaften, die allenthalben unwiderstehlich machen, begabten Helden in der Liebe und in der Schlacht, verliebt, und sich unverholen ihrem Geliebten in die Arme geworfen. Der Gemahl dieser gefühlvollen Dame ist, wie es scheint, ein vernünftiger und duldsamer Mann, der sich erboten hat, seine Frau wieder zu sich zu nehmen, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren wollte u. s. w. Allein diese setzte eine Ehre darein, in der Unbeständigkeit beständig, gewissenhaft in der Vergessenheit dieser Pflichten zu sein, und so mußte er es denn endlich auf Scheidung ankommen lassen. Es ist hier nicht der Gebrauch, sich mit dem Liebhaber seiner Frau zu schlagen; wohl aber, wie es scheint, für seine Schwester, denn der Bruder der Lady Ch. W** hat den Liebhaber aufs heftigste verfolgt. Dieser aber hat mit dem Zartgefühl der wahren Ehre und der Zuversicht eines Mannes, dessen Muth nicht zweifelhaft ist, ohne Klage alle verdiente Beleidigungen ertragen, und sich geweigert, das Blut des Bruders zu vergießen, nachdem er die Schwester entehrt hatte. Dies Liebespaar ist nach Schottland gekommen, um seine Verbindung durch Verheirathung noch fester zu knüpfen. Da aber Lord P** schon verheirathet ist und Untreue des Ehemanns in England die Ehe nicht lös't, wohl aber in Schottland, so hat man seine Zuflucht zu einer

örtlichen Untreue, nach den Worten des Gesetzes, nehmen müssen, und Lord P** hat sich nun in richtigen Stand gesetzt. Noch nicht alles! seine erste Frau mußte auch dabei sein. Ihr kam es zu, wegen Untreue ihres Mannes zu klagen und sie hätte die Bosheit haben können, es nicht zu thun; aber Amor hat gegen die von ihm gestifteten Uebel selbst ein Mittel bereitet. Der Herzog von A** hat sich das Schicksal der neuen Dido zu Herzen gehen lassen und in ihr eine Geneigtheit bewirkt, sich die Scheidung gefallen zu lassen. Am Ende machte man es übers Kreuz. Lady Ch. W** hat den Lord P** und Lady P** den Herzog von A** geheirathet. Lord P** vertauscht durch dies Abkommen eine schöne und liebenswürdige Frau gegen eine, die einer dieser Vorzüge fehlt, eine Gattin, die er, wie man sagt liebte, gegen eine, die er nicht liebt. Es ist also hier bloß Großmuth und Hingebung im Spiele. Zu bemerken ist noch, daß das neue Paar schon 14 Kinder zählt, da Lady P** vor ihrer Scheidung sechs, und Lord P** acht gehabt hat.

Eine andere abweichende Heirath beschäftigt und ärgert gegenwärtig die Edimburger Welt. Die verstoßene Gemahlin eines schottischen Lords, der früher Gesandter an der Pforte war und England mit gelehrten Ueberresten Griechenlands bereichert, hat sich wieder mit ihrem Geliebten verheirathet. Dies kostete diesem glücklichen Liebhaber 10,000 Pf. St.; aber nach seiner guten Laune, nach seinem vergnügten und zufriedenen Wesen zu schließen, scheint er zu glauben, er hätte für das doppelte noch nicht zu theuer gekauft.

Die Ehescheidungen sind ohne Zweifel jetzt viel häufiger als ehedem. Vor 30, 40 Jahren wies man mit dem Finger auf eine geschiedene Frau, als auf einen Gegenstand der Neugier und der Verwunderung. Jetzt

macht nicht sowohl das Uebel als das Mittel Aufsehen, und der Hof der beiden letzten Stuarts, wo dies Mittel unbekannt war, hätte es viel nöthiger gebraucht, als der Hof Georgs des Dritten.

Man hört jetzt allgemeine Klagen über Handelsnoth; bei den Manufacturisten in Glasgow ist sie außerordentlich. Man muß sie großen Theils den Beschränkungen auf dem europäischen Festlande und in den vereinigten Staaten von Amerika zuschreiben: auch die Rückwirkung der unklugen Speculationen nach dem spanischen Amerika trägt gewiß viel dazu bei. Die Einwohner von Edimburg, obwohl ohne allen Antheil am Handel und den Manufakturen, sind sichtbar davon ergriffen.

Sehr hat mich Wunder genommen, daß unter den täglich häufiger werdenden Bankerottirern sich auch Pächter befinden. Ein einziger Grundbesitzer hat dreizehn Pächter die bankerott geworden sind! Die Bilanz eines Pachters würde in Frankreich eben so außerordentlich und lächerlich scheinen, als die Bilanz einer Obsthökerin oder eines Essenkehrers; aber ich habe schon angemerkt, daß der englische Pachter ein großer Fabrikant ist und kein bloßer Bauer, ein Geschäftsmann, der seine Bücher nach allen Regeln hält. Noch wußte ich aber nicht, daß er auch seinen Banquier hat, der ihn in den Stand setzt, seinen Pacht zur gesetzten Frist zu bezahlen, indem er ihm Vorschüsse auf den Credit seines Capitals oder seiner Ernte auf dem Boden macht, die jener bis zu vortheilhafterem Verkaufe aufhebt, oder der die Verschreibungen seiner Abnehmer discontirt, wenn er zur Zeit verkauft hat Der Vortheil der aus diesem erleichterten Umlauf für den Handel entspringt, ist eben so offenbar für den Ackerbau, veranlaßt aber auch die nämlichen Mißbräuche. Wie bei jedem verwickelten Geschäft, treten hierbei

bei Unfälle ein. Wenn in einem Zweige dieses großen Systems des öffentlichen Credits irgend eine Stockung entsteht, wenn eine der Hauptbanquen weniger discontirt, so sind alle andern ebenfalls dazu genöthigt; und bei allem Getreide auf dem Boden, bei allen acceptirten Wechseln in seiner Brieftasche kann der Pachter wie der Kaufmann dahin kommen, daß er nicht im Stande ist, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Dieser Bankerott ist jedoch nur eine Ausnahme von der gewöhnlichen Pünktlichkeit, und die französischen Pächter wurden nicht bankerott, eben weil diese Pünktlichkeit dort nicht vorhanden war. Da die Capitalisten sicher sind, ihren Landpacht zum bestimmten Tage zu heben, so haben sie auch um so mehr Lust, Urbarmachungen und andere Werke, welche die Anlegung großer Capitalien erfordern, zu unternehmen und mit einer geringern Rente zufrieden zu sein, so daß die Pünktlichkeit des Pachters ihm eben sowohl als dem Eigenthümer zum Nutzen gereicht, und der Gewerbfleiß überall ermuntert und belebt wird.

Mit Vergnügen nahm ich den mir gemachten Vorschlag an, in eine Grube mit einzufahren, die mir Stoff zur Beobachtung geben mußte. Das ist ein etwas schauerliches Beginnen. Das Ende des Tau's, womit man die Kohlen heraufzieht, wird zu einer großen Schleife geschlungen; hier hinein steckt man das Bein, umklammert das Tau fest mit den Armen und so rücklings stößt man euch von dem Gerüste ab, und ihr schwebt über einem Abgrunde, dessen schreckliche Tiefe die Dunkelheit verbirgt. Ein Kohlengräber trat neben mir ins Tau, und so fuhren wir hinunter. Die Felsenmauer um uns herum schien schnell in die Höhe zu steigen, wie die Ufer eines reißenden Flusses, auf welchem man im Kahne hinunter fährt, vorüberzufliegen scheinen. Der Eingang

in diesen tiefen Brunnen war nur noch ein Lichtpunkt, aus Furcht vor Schwindel schloß ich die Augen zu und wir kamen bald 378 Fuß tief auf die Erde. Zwei andere Personen fuhren nach uns ein. Mit einem großen wollenen Oberrock über unsern Kleidern, jeder mit einem Lichte in der Hand, gingen wir durch eine lange Gasse vorwärts, über uns Fels, unter uns Fels, zu beiden Seiten eine schwarze glänzende Mauer. Die Kohlenkarren laufen in zwei eisernen, längs der Gasse hin befestigten Rinnen. Zu diesen Karren braucht man 50 bis 60 Pferde, für welche ein großer Stall da ist und nahe dabei ein kleiner Röhrbrunnen, um sie zu tränken. Ihr Haar ist fein, weich und glänzend wie das vom Maulwurfe. Ob sie gleich fast immer in dieser Unterwelt leben, so zieht man sie doch zuweilen und ziemlich leicht in einem großen Netze oder Sacke herauf. Die Karren fassen 8 große Körbe mit Kohlen, die einzeln auf andern kleinen Karren nach der Hauptgasse gebracht werden. Diese kleinern Karren ziehen oder schieben Kinder auf Nebengassen, welche die Hauptgasse unter rechten Winkeln durchschneiden. Sie sind nur so hoch als die Kohlenschicht, nähmlich $4\frac{1}{8}$ Fuß, aber die Hauptgasse ist etwa 18 Zoll höher in die Decke des Felsens gehauen, damit die Pferde durchkönnen. Man muß also gebückt gehen und oft ausruhen. Die Gassen sind 24 Fuß breit und eine 36 Fuß von der andern entfernt. Andere Gassen, die mit der großen paralell laufen, durchschneiden die erstern, und da sie die nämliche Breite und den nämlichen Zwischenraum haben, so folgt daraus, daß die ganze Grube in Blöcke von 36 Fuß in allen Richtungen getheilt ist. Unaufhörlich entbindet sich Wasserstoffgas aus den Kohlen, mit einem sehr merklichen Zischen, und es ist von höchster Wichtigkeit, daß dieses Gas mittelst eines äußern Luftzugs fortge-

schafft werde. Um diesen Zug hervorzubringen, theilt man die Oeffnung oder den Schacht durch eine Bretterwand, so daß die Luft auf einer Seite hinunter und auf der andern hinaufzieht. Diese Scheidewand läuft auch durch die Gassen fort, bis wieder zurück an die Oeffnung; denn nun entsteht ein Luftzug von einer Gasse zur andern, ohne wieder in die nämliche zurückzugehen. Wenn man einen zweiten Schacht am andern Ende des Bergwerks anlegt, so zieht die Luft in dem einen hinunter und zum andern wieder hinaus. Einige dieser Gruben sind größer als Philadelphia, und ihre Gassen eben so regelmäßig als die Gassen dieser Stadt. Es gehört viel Kunst dazu, allenthalben Luftzug hinzubringen, ohne eine Gasse zu vergessen, und das geringste Versehen hierin verursacht oft große Unglücksfälle durch die Entzündung des Wasserstoffgasses. Die Gassen sind mittelst des Kompasses angelegt und mit solcher Genauigkeit vermessen, daß ein neuer Schacht, den man von oben herunter treibt, gerade an die Gasse oder den Gang mehrere hundert Fuß tief unten trifft. Ob nun gleich das Bergwerk so in allen Richtungen durchgraben ist, darf man doch nicht denken, daß die Blöcke oder Pfeiler von 36 Fuß übrig gelassen würden. Man fängt vielmehr an dem von dem Eingange entferntesten Punkte an, einen nach den andern wegzunehmen, und erst nachdem man einen Raum von 2 — 300 Fuß ins Gevierte leer gemacht und alle Stützen weggenommen hat, fängt die Decke an zu spalten und fürchterlich zu krachen, indem sie sich nach und nach bis zum Boden senkt. Die Arbeiter ängstigen sich darüber nicht, sondern verlassen sich auf die Pfeiler, an welchen sie arbeiten, fahren immer fort zu arbeiten und die Decke sich hinter diesen Pfeilern zu senken, bis man an den Fuß des Schachts kommt, keine Kohle mehr in der Grube

vorhanden, und selbst der Raum, welcher sie enthielt, verschwunden ist. Indessen spüren die Leute oben auf der Erde nichts von dem, was unter ihnen vorgeht; die von Steinen gebauten Häuser werden nicht erschüttert; das Sinken ist so gleichförmig, daß es unmerklich wird, oder es findet auch gar kein Sinken Statt, und die Zwischenräume der zusammengebrochenen Felsen ersetzen die weggenommene Kohlenschicht. Die Kohlenschichten liegen gemeiniglich ein wenig abhängig und die Arbeit geht hinaufwärts, wie die Gassen oder Gänge nach dem Schachte oder der Oeffnung der Grube aufwärts laufen, wodurch das Fahren der Kohlen und das Abtrocknen des Wassers sehr erleichtert wird. Die Kraft der Dampfmaschiene hebt die Kohlen und das gepumpte Wasser heraus.

Die Bergleute sehen aus der Beschaffenheit des Felsens, in welchem sie den Schacht graben, wann sie an die Kohle kommen; auf den schwärzlichen Schiefer folgt eine Lage weißer Sandstein, welcher die Kohlenschicht deckt, und unter dieser ist wieder eine Lage weißer Stein. Sie graben die Woche ungefähr zwei Klafter tief in den Schacht.

Der Vorrath in London hat sich seit einigen Jahren um den vierten Theil vermehrt, und beläuft sich jährlich bis auf eine Million Caldronen *) oder 1,200,000 Tonnen Kohlen, welche 6000 Schiffsladungen, jede zu 200 Tonnen, betragen **). Sie machen jährlich neun Reisen, und es werden folglich bloß in diesem Zweige des Handels zwischen London und Newgate 666 Schiffe

*) chaldron, ein Kohlengemäß von 36 Scheffeln.

**) Die von den bloß in London verbrauchten Steinkohlen erhobene Abgabe trägt dem Staate nahe an 600,000 Pf. St. ein. (Oddy's canal navigation.)

gebraucht. Die Bemannung besteht aus zwei alten Seeleuten, einer als Capitain, der andere als dessen Gehülfe, und aus acht jungen Bootsleuten oder Lehrlingen, die alle von dem Pressen für die königlichen Schiffe frei sind. Der Capitain und sein Gehülfe erhalten jeder ungefähr neun Guineen für die Reise, die Lehrlinge bloß den Unterhalt. Dies ist also eine Schule für mehr als 5000 junge Matrosen und eine Anstalt, um 1000 alte Seeleute aufzumuntern und zu belohnen. Der berühmte Seemann Cook hatte auch auf einem Kohlenschiffe gelernt.

Wenn die Kohle aus der Grube an die Oberfläche kommt, so schafft man sie auf vierrädrigen Karren, die auf zwei parallel und gleich hoch auf dem Wege aufliegenden eisernen Stangen *) rollen, ans Ufer des Flusses. Die Räder sind von Eisen und in der nämlichen Form gegossen, ihre Achse dreht sich zugleich mit ihnen um, und somit ist ihre Bewegung vollkommen gleich. Der Umfang dieser Räder ist hohl ausgefugt, so daß sie sich in ihrer Stellung auf den eisernen Stangen erhalten. Jeder dieser Karren führt 92 Scheffel Kohlen, welche außer dem Gewichte des Karrens $2\frac{1}{2}$ Tonnen wiegen. Sie werden von einem einzigen Pferde mit solcher Leichtigkeit gezogen, daß der Fuhrmann beim geringsten Abhange genöthigt ist, einen Knöppel ins Rad zu stecken, um durch die Reibung die Bewegung zu hemmen und zu verhindern, daß der Wagen das Pferd nicht fortreiße. Die Kohlen werden in platte Kähne von ungefähr 15 Tonnen, die man Keels nennt, geschüttet, um sie am Bord der Schiffe zu bringen.

Die Leute, welche in den Gruben unter der Erde

*) Diese eisernen Wege nennt man railways.

Digitized by Google

arbeiten, genießen gemeiniglich einer bessern Gesundheit als die, welche auf der Erde arbeiten, da die regelmäßige Temperatur sie vor vielen Krankheiten bewahrt und überdieß die Luft beständig erneuert wird.

Als wir an den Eingang des Bergwerks, Speedwell. Leadmine oder Navigationmine genannt, angekommen waren, gab man jedem von uns ein Licht in die Hand, und wir stiegen hundert und sechs Stufen oder holprige, schmutzige, schlüpfrige Unebenheiten, die man in den Felsen angebracht hatte, hinunter. Am Fuße dieser Art von Treppe fanden wir einen 7 Fuß breiten, mit 2 Fuß Wasser bedeckten, horizontalen Gang, der einen unterirdischen Canal bildet, auf welchem wir uns in einem langen, platten, mit Bänken versehenen Kahne einschifften. Die Bergleute stießen von Zeit zu Zeit an den Felsen, wodurch der Kahn sehr schnell fortging; an einigen Stellen zeigten sie uns Spuren des Metalls, zu dessen Gewinnung dieses große Werk ausgeführt worden ist. Bald hörten wir von fern ein dumpfes und beständiges Geräusch; — Es war ein Wasserfall, ein großer Katarakt, auf welchen unser Kahn mit solcher Schnelligkeit zufuhr, daß man hätte unruhig werden können; da wir uns aber gänzlich auf die Erfahrenheit unserer Führer verließen, so erwarteten wir den Ausgang bloß mit Neugierde. Plötzlich, als das Geräusch am stärksten war, hatte der Gang ein Ende, und statt einer Felswand, die man mit der Hand greifen konnte, lag ein ungeheurer, sehr finsterer Raum vor uns, zu seiner linken ein Abgrund, in welchen sich das Wasser über eine kleine Mauer von Bruchsteinen stürzte, die allein uns und unsern Kahn vor dem nämlichen Falle schützte; rechts konnte man an's Land treten, und einer der Bergleute, der mit einer Hand voll dürren Holzes versehen war, klomm zwischen den Felsen hinauf.

Er machte Feuer auf einer Höhe, und vermittelst desselben konnten wir einige Theile dieser Riesenhaften Aushöhlung unterscheiden, welche die Hand der Natur hier spielend gebildet hat; denn sie ist, wie man leicht denken kann, kein Werk der Bergleute. Einer von denen, die uns begleiteten, war bei Entdeckung der Höhle gegenwärtig gewesen; er schilderte uns sein und seiner Gefährten Schrecken, als nach 6 oder 7 Jahren Arbeit ein letzter Hammerschlag diesen unermeßlichen Raum mit dem Geräusche des Wasserfalls vor ihnen öffnete. Die Menschen benutzen alles, und man wurde nicht nur bald mit dem Wasserfalle vertraut, sondern baute auch die erwähnte kleine Mauer quer durch sein Bett, auf einen platten Rand, der ihre Erbauung erleichterte. Vermittelst dieses Dammes brachten die Bergleute 2 Fuß Wasser in ihren Gang und machten einen sichern und bequemen Canal daraus, der nie mehr, nie weniger Wasser hat. Um die Höhe der Höhle zu entdecken, warf man Racketen, die nur das Leere zeigten. Um ihre Tiefe kennen zu lernen, haben sich einige Bergknappen an einem Seile heruntergelassen. In einer Tiefe von 90 Fuß fanden sie ein großes Wasserbecken, in welchem das Senkblei 300 Fuß gab. Obgleich die Höhle so hoch und tief ist, hat sie doch eine geringe Breite. Ohne über so vieljährige, fruchtlose Arbeit muthlos zu werden, trieben die Unternehmer ihren wagerechten Gang weiter, und ungefähr eine halbe Meile tiefer, in der nämlichen Richtung, öffnete sich eine zweite Höhle unter dem Hammer der Knappen, die ungleich geräumiger als die erste ist, aber von geringer Höhe. Man drang drei Meilen weit vorwärts, ohne das Ende zu entdecken; sie ist äußerst roh und unregelmäßig und man könnte sich leicht darin verirren. Da man nun keine Hoffnung des Erfolgs mehr hatte, so ließ man

einr Arbeit liegen, die elf Jahre gedauert hat und für immer sowohl die Geduld und den Fleiß der Menschen, als auch die Gefahr solcher Unternehmungen bezeugen wird. Sie bietet dem Naturforscher Gelegenheit dar, die Anatomie der Kalkgebirge und den Umlauf der unterirdischen Gewässer zu studiren, welche die Flüsse ernähren. In diesen Höhlen hat man einen regelmäßigen Luftzug, welcher die Flamme der Lichter immer auf eine Seite neigt und das Athemholen der Menschen erleichtert. Aller Schutt aus dem zweiten Gange ist in das große Becken geworfen worden, ohne es merklich seichter zu machen. Statt des gesuchten Bleis hat man viel luftsauern Kalk in schönen Krystallen gefunden, woraus man verschiedene Gefäße und Zierrathen macht, die in England unter dem Namen Derbyshire spar (Derbyshire Spath) so bekannt sind. Bei unserer Rückkehr zum Kahn empfing uns einer der Bergleute, ein kleiner, krüppliger Alter, mit einem Gesange; er hatte eine Donnerstimme, eben so unharmonisch als gewaltig.

Es giebt in Derbyshire noch andere solche Stollen, länger als diese, aber sicherlich einträglicher; einer davon ist vier Meilen lang.

Ich würde mich vergeblich bemühen, eine umständliche Beschreibung von allem dem zu geben, was wir gesehen haben. Es arbeiten hier 500 Menschen an der Verfertigung tragbarer Stühle, die man in ein Rohr zusammenlegen kann, an Taschen-Sonnenschirmen, an Kutschtritten mit einer Feder, die fallen wenn man den Schlag öffnet, und sich von selbst wieder zusammenlegen, wenn man ihn wieder zumacht, an wunderbaren Erfindungen, Brot oder Käse zu rösten, und tausend andern eben so wichtigen Dingen. Ferner fertigen 300 Menschen monatlich 10,000 Flintenläufe; ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaschine in Bewegung ge-

setzt, welche die Kraft von 120 Pferden hat, zerschmettern die Eisenstäbe, wenn sie aus dem Ofen kommen. In einem Augenblicke sind sie in eiserne Bänder verwandelt; um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Kaliber bestimmt, die Enden zusammengeschweißt, und so ist der Flintenlauf fast fertig. Stabeisen, dicker als ein Zoll, wird in ungeheuere Scheren gehalten, die ihren stählernen Rachen unaufhörlich öffnen und schließen und es wie Papier zerschneiden. Eisendrath, einen bis $\frac{1}{18}$ Zoll stark, kommt aus den Zieheisen eben so leicht und mit noch weniger Geräusch, als ein baumwollener Faden sich um die Spindel windet. Große Schleifsteine zum Poliren des Metalles drehen sich mit solcher Heftigkeit daß sie zuweilen durch die bloße Centrifugalkraft zerbrechen. Man hat schon erlebt, daß Stücken davon durch die Mauer geschlagen haben oder zum Dache hinausgefahren sind; aber neuerlich hat man ein Mittel erfunden, solche Unfälle zu verhüten.

Die Kupfergießerei bietet andere Wunder des Kunstfleißes, der Geschicklichkeit und der Macht dar. Dies Metall dehnt sich unter dem Cylinder der Dampfmaschine, wie der Teig unter dem Rollholze des Pastetenbäckers, und man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beschlagen werden. Kurz, Eisen und Kupfer laufen von allen Seiten aus Feuerquellen und ergießen sich in Formen aller Art.

Vielleicht kommt eine Zeit, wo man ganze Schiffe in der Form gießt, wie einen Topf, oder wahrscheinlicher, wo man sie aus geschmiedeten eisernen Schienen macht, Rand an Rand zusammenschweißet, wie die Flintenläufe, sie wieder mit andern Platten in entgegengesetzter Richtung beschlägt, daß die beiden vereinigten Oberflächen oder Schalen nur ein Stück oder Gefüge ausmachen. Um mich deutlicher zu machen —

die innern Platten werden in der gewöhnlichen Richtung der Rippen und die äußern Platten in der Richtung der Bretter gelegt, d. h. das Vorderste zu hinterst. Die Masten werden Röhren sein, aus senkrechten, zusammengefügten Platten, wie die einer Muschelschale. Bloß zu den Verdecken braucht man bei einem solchen Baue Holz. Man wird solchen eisernen Schiffen die zum Segeln beste Form geben können, ohne durch die Natur der Materialien beschränkt zu seyn, da das Metall sich arbeiten läßt, wie man will. Man wird diejenigen Theile, denen es etwa noth thun möchte, nach Belieben durch noch andere aufgelegte Schienen verstärken können, das eiserne Schiff wird jene zu seinem Gange so wesentliche Biegsamkeit und Elasticität besitzen, es wird scheitern, ohne in Trümmern zu gehen, das geschmiedete Eisen wird einer Kanonenkugel nachgeben, ohne ein Loch zu bekommen, es wird keinen Leck erhalten, nicht kalfatert werden müssen: aber es könnte nöthig werden, es mit Zinn oder verzinntem Bleche zu belegen; endlich würde die ganze Dicke des Zimmerwerks an einem hölzernen Schiffe eben so viel gewonnener Raum im Innern seyn. Wahrscheinlich würde ein eisernes Schiff nicht viel mehr kosten, als ein hölzernes, gewiß nicht im Verhältniß der überwiegenden Vortheile, die ein solcher Bau gewähren würde.

Das schöne weiße Glas, Flintglas genannt, wird bloß durch die Reibung eines schnell gedreheten Rades mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit geschnitten. Der Arbeiter hält eine Flasche, einen Becher, oder ein Stück Zierrath an dieses Rad, und es nimmt im Augenblicke weg, was es berührt; er dreht das Gefäß in seiner Hand, hält nach und nach alle Seiten desselben mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, Ge-

Schicklichkeit und Sicherheit daran, und bildet so in einigen Minuten die regelmäßigste Zeichnung. Während wir in dieser Fabrik waren, kam ein fremder Mann, näherte sich dem Schmelzofen, und maß mit einem Instrumente, das vorn an einem langen eisernen Stabe stak, die flüssige Glasmasse in den Schmelztiegeln. Es war der Accisbediente, der diese Verrichtung mehrmals des Tages wiederholt. Man merkte nicht, daß dies jemand verdröß; diese Leute sind an Abgaben gewöhnt; sie klagen zwar oft darüber, aber so, wie sie sich über ihr Clima beklagen, aus bloßer Gewohnheit, den Kindern gleich, die noch lange weinen, wenn sie schon die Ursache ihres Verdrusses vergessen haben.

Diese Anstalt wird durch Wasserstoffgas erleuchtet und zwar erleuchtet wie von der Sonne. Ein metallenes Rohr läuft um die Gemächer herum, jeder Arbeiter hat seinen Hahn, und sobald dieser geöffnet ist, entzündet sich der Gasstrahl einige Zoll lang, wenn man ein brennendes Licht daran hält und brennt nun gleichförmig fort. Man kann ihn willkührlich verstärken oder vermindern, je nach dem man den Hahn mehr oder weniger dreht. Es waren hundertzwanzig solcher Lichtstrahlen hier. Man erhält das Wasserstoffgas durch Destillation aus den Steinkohlen; die Retorte ist ein eisener Cylinder, ungefähr 9 Zoll im Durchmesser und 2 — 3 Fuß lang. Ein Scheffel (boiseau) Kohlen reicht für einen Tag hin. Man läßt das Gas durch eine Masse Wasser gehen, worin das Erdpech und der üble Geruch zurückbleiben. Hier ist dieser üble Geruch aber noch sehr merklich und fast unerträglich; die Arbeiter scheinen ihn aber nicht zu spüren. Offenbar war der Wasserbehälter zu klein, und das Wasser ganz in Theer verwandelt. Man sagt uns, das Gas verliere von seiner Entzündbarkeit, wenn es durch eine größere

Masse Wasser ginge, welches aber wahrscheinlich ein Irrthum ist. Diese prächtige Erleuchtung, nebst dem Zins vom Werthe der Vorrichtung und der Ausbesserungen, kostet auf eine Nacht nur 4 Schill. 6 d. oder einen Dollar; 240 Lichter, die nicht so viel Schein geben, würden ungefähr 20mal so viel kosten; und doch ist diese Methode noch nicht allgemein angenommen, ich weiß nicht warum.

Die Fabriken von dem schönen geschliffenen Glase scheinen durch die Unterbrechung des Handels mit den vereinigten Staaten mehr als manche andere gelitten zu haben. Die neuen Reichen jenes Landes lieben diese Art von Pracht, und scheuen die Kosten dafür nicht; hier ist dieser Luxus schon ein wenig gemein. Die in Folge der politischen Begebenheiten verschiedenen Fabriken eröffneten neuen Handelswege haben verhindert, daß diese Unterbrechung bis jetzt eben fühlbar geworden ist; aber ohne Zweifel wäre die Nachfrage aus den vereinigten Staaten unermeßlich gewesen, und würde immer stärker geworden seyn. Für jetzt hat sie größtentheils aufgehört. Herr N** sagt uns, daß ein einziges Birminghamer Handelshaus im letzten Jahre mehr Waaren nach den vereinigten Staaten abgesendet habe, als vor 10 Jahren alle dortigen Häuser zusammen, doch freilich nach anderthalbjähriger Unterbrechung, die durch den politischen Versuch des Embargo verursacht worden. Jetzt haben die Kaufleute aufgehört, für die vereinigten Staaten fabriciren zu lassen.

Die Arbeiter verdienen wöchentlich 16 bis 60 Schilling, je nach dem sie geschickt und fleißig sind. Sie arbeiten alle nach dem Stücke, leben gut und haben ihr Auskommen. Ein kleines Quartier von drei Stuben kostet jährlich 5 Pf. St. Miethe, die Feuerung ein Fünftel dessen, was sie in Neu-York kostet. Die Nah-

rungsmittel sind etwa noch einmal so theuer. Das Volk, und besonders die Weiber sehen gut aus, und wir haben nichts von den grünen Haaren bemerkt, von welchen Don Espriella redet. Von allen Bosheiten, die dieser apokryphische Reisebeschreiber den Brimingha-mer Fabrikanten nachsagt, hat die Fabel von den grünen Haaren den meisten Eindruck gemacht.

Obgleich die Fabriken hier im Großen betrieben werden, obgleich das riesenhafte Verhältniß der Maschinen aller Art und die Vollkommenheit, wozu sie gebracht sind, urtheilen lassen, daß nichts gespart ist; so sind doch die Gebäude selbst, welche die ganze Geräthschaft enthalten, ziemlich dürftig, zu verschiedenen Zeiten gebaut und angestückt. Man sieht, daß sie mit dem Wachsthume der Fabrik auch gewachsen sind und daß man seine Mittel in Verschönerung des Aeußeren nicht erschöpft hat. Diese Vorsicht verbürgt den guten Fortgang schon wegen der unmittelbaren Ersparniß, die daraus entspringt, und noch mehr wegen des guten Geistes, den sie verräth.

Nach Hamlett gab man den Blaubart, eine Art tragikomischer Oper, die an Albernheit und Verderbtheit des Geschmacks alles übertrifft, was ich noch von neuern Stücken auf der englischen Bühne gesehen habe. Es ist Reiterei darin und zwar wirkliche Pferde, in zwei großen Haufen, welche sich auf den mit Erde bedeckten Brettern eine Schlacht liefern. Dies sind Astley's sorgfältig abgerichtete Pferde. Sie bäumen sich, schlagen hinten aus, beißen, klettern auf Wälle und nachdem sie Wunder der Tapferkeit gethan, fallen und sterben sie mit eben so viel Grazie, als ihre Mitbrüder, die andern brittischen Tragiker. Wenn diese Nachfolger Garricks spielen, ist das Haus voller, als bei der Siddons.

Die Bierbrauereien machen mit Recht eine von den Merkwürdigkeiten Londons aus, und die der Herrn Barcley und Comp. ist eine der beträchtlichsten. Alles wird darin durch eine Dampfmaschiene von der Kraft von 30 Pferden in Bewegung gesetzt, und obwohl an 200 Menschen und eine große Anzahl Pferde darin gebraucht werden, so dienen sie doch fast bloß zu den auswärtigen Arbeiten. Im Innern dieser ungeheuren Fabrik sieht man keinen Menschen, eine unsichtbare Hand verrichtet alles. Große Rechen steigen auf und nieder und rühren unaufhörlich in Kesseln von 12 Fuß Tiefe und etwa 20 Fuß Durchmesser, voll Hopfen und über Feuer gestellt. Hebemaschienen schaffen täglich 2500 Scheffel Malz auf den obersten Theil des Gebäudes, von wo aus es durch verschiedene Canäle nach den Orten vertheilt wird, wo es gebraucht werden soll. Die Tonnen werden fortgeschafft, ohne daß man sie berührt. Die Dampfmaschine selbst, die das alles bewirkt, ist mit solcher Genauigkeit gebaut, es findet so wenig Stoß oder Reibung Statt, daß, ohne Uebertreibung, sie so wenig Geräusch macht, als eine Uhr, und man überall eine Nadel auf den Boden fallen hören würde. Die Bottiche oder Tonnen, worin die Flüssigkeit gegossen wird, nachdem sie die letzten Zubereitungen erhalten hat, sind von riesenhafter Größe; der größeste faßt 3000 Faß, jedes zu 36 Gallonen, welches, wenn man 8 solche Fässer auf die Tonne rechnet, einem Schiffe von 375 Tonnen gleich kommt, und solcher Gefäße sind 40 — 50 da, wovon das kleinste 800 Faß und folglich 100 Schiffstonnen hält. Diese Flotte steht unter einem und demselben Dache, sie schwebt oder ruht wenigstens auf einem Zimmerwerk, worunter man aufrecht stehen und das Untere wie das Obere sehen kann. Der kleinste Bottich, wenn er voll Bier ist, enthält für

3000 Pf. St.; und wenn man in diesem Verhältniß die andern anschlägt, so wird man finden, daß bloß der Keller ein Capital von 300,000 Pf. St. enthält. Bloß die Fässer, worin das Bier zu den Abnehmern gebracht wird, kosten 80,000 Pf. St. und wahrscheinlich braucht die ganze Anstalt nicht weniger als eine halbe Million Pf. St Capital. Das Gebäude ist feuerfest, denn die Fußböden sind von Eisen und die Mauern von Backstein. Es liefert jährlich 250,000 Fässer Bier womit man eine Flotte von 150 Schiffen, jedes von 200 Tonnen, beladen könnte. Herr Barcley und seine Handelsgesellschafter sind die Nachfolger Thrale's, dessen Name an Johnsons Unsterblichkeit geknüpft ist. Natürlich fielen uns bei Beschauung dieser Gegenstände die Worte des Philosophen ein: „Wir sehen hier nicht bloß einen Haufen Bottiche und Kessel," rief er aus, „sondern die Kraft, über die Träume des Geizigen hinaus reich zu werden."

Hundert Pferde braucht man bloß, um das Bier in die Stadt zu schaffen, und wir haben ihnen in einer langen Reihe reinlicher und bequemer Ställe einen Besuch abgestattet. Es sind Elephanten, Kolossen. Man füttert sie mit einem Gemengsel von getrocknetem Klee, Stroh und Hafer, unter einander geschnitten, das sie fressen können, selbst wenn sie schon die Zähne verloren haben. Es war kein krankes da, ob sie gleich oft sechzehn Stunden des Tages arbeiten und mehrere sehr alt sind.

Diese Brauerei bezahlt jährlich an Tranksteuer die ungeheure Summe von 400,000 Pf. St. Die Haupteinnahme der vereinigten Staaten ist der Eingangszoll auf Rum, Branntwein, Genever und andere geistige, aus den Antillen und aus Europa eingeführte Getränke der wenn mir recht ist, 2 Millionen Dollars einbringt.

Hier ist eine bloße Bierbrauerei für eine einzige Vorstadt von London (denn man zählt in der Stadt selbst zwölf solcher Hauptbrauereien, ohne noch eine große Anzahl anderer), die der Regierung ein Einkommen gewährt, welches der Haupteinnahme (ungefähr $\frac{1}{8}$) eines großen Volks fast gleich kommt. Ungeachtet der stufenweisen Erhöhung der Tranksteuer und des Tagelohns des Steigens der ersten Zuthaten, die binnen einer gewissen Zeit (ich habe die Zahl der Jahre, die aber nichts zur Rechnung thut, vergessen) auf 120 pro Cent geschätzt wird, ist doch der Preis des Biers binnen derselben Zeit nur von 50 zu 100 gestiegen. So groß ist der Vortheil der Arbeit im Großen, ihrer richtigen Eintheilung, der Maschinen und besonders der Dampfmaschiene. Die Geldersparniß, welche daraus entspringt ist nur der geringste Vortheil, oder vielmehr nur das Merkzeichen von der Menschenersparniß, dieser disponiblen Kraft, worin die Kraft des Staats besteht, und die hier so weit über die Bevölkerung des Landes geht. Diese Menschenersparniß in den nützlichen Künsten erklärt auch die Verschwendung in allem, was zum Luxus gehört. Die Zahl der Bedienten in London und in ganz England übersteigt alles, was man in andern Ländern sieht: nicht bloß bei einigen Privatpersonen, sondern bei allen. Man versichert, daß auf den Gassen Londons immer 50,000 dienstlose männliche Dienstboten seyen. Welch ein Behälter stagnirender Bevölkerung, welche schlechterdings verloren geht! Und das ist nun eben keine Verbesserung durch die Dampfmaschine.

Die Preßfreiheit ist zugleich Englands Palladium und seine Geißel. Dieser Sauerteig belebt und versäuert den constitutionellen Teig beständig; es ist eine bessere öffentliche Censur, als die der Römer; aber sie

ist

ist unerträglicher Mißbräuche fähig, wofern man sie nicht für ihre Handlungen verantwortlich macht.

Nichts ist so unbeständig und so veränderlich, als die Gesetze, oder vielmehr die Gewohnheiten, die Bekanntmachung von Schmähschriften betreffend, und folglich auch nichts mangelhafteres in der englischen Gesetzgebung. Die alten Verfassungssätze hatten über eine Sache nicht bestimmen können, die kaum vorhanden war, und als hernach die Buchdruckerkunst Gelegenheit zu häufigen Schmähschriften gab, so ließen sich die Gerichte wahrscheinlich zuerst von dem römischen Gesetze leiten. Hier fanden sie Beispiele von großer Strenge; aber da bei den Römern der Beweis der in der Schmähschrift enthaltenen Beschuldigungen zur Rechtfertigung zugelassen war, so scheint es, daß dies auch bei den Engländern bis auf die Zeiten der Elisabeth, selbst noch unter ihrer und ihrer Nachfolger Regierung, geschehen ist. Der willkührliche, unter dem Namen der Sternkammer bekannte Gerichtshof setzte Censoren ein, ohne deren Erlaubniß nichts gedruckt werden durfte, und Contraventionen wurden, ohne Jury, mit äußerster Strenge bestraft. Diese Einrichtungen dauerten fort bis nach der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron setzte, und die Preßfreiheit wurde in England im Jahre 1694 bloß durch das Erlöschen der Gesetze wieder hergestellt, die sie beschränkten. Seitdem hat sie keine andern Grenzen gehabt, als die, welche aus dem Mißbrauche dieser Freiheit entstehen; aber die Bestimmung dieses Mißbrauchs ist eine äußerst zarte Sache, und es waltet hierüber ein unabsehbarer Streit zwischen der Partei der Macht und der Partei der Freiheit ob.

Bei jedem peinlichen Verfahren entscheidet das Geschwornengericht nicht nur über die begangene That,

sondern auch über die Absicht dieser That, welche allein die Criminalität derselben bestimmt, da selbst der Todtschlag, je nach dem die ihn begleitenden Umstände sind, kein Verbrechen sein kann. Es ist kein besonderes Gesetz über Schmähschriften vorhanden; ihre Criminalität wird bloß nach den allgemeinen Grundsätzen des Gewohnheitsrechts (common law) wie jedes andere Verbrechen bestimmt. Jedoch haben die Richter in ihrem Eifer gegen eine Art Verbrechen, welches besonders gegen die Macht gerichtet ist, und auf die von der Sternkammer angenommene Gewohnheit gestützt, eine sonderbare Unterscheidung eingeführt. Sie legten nämlich der Jury auf, bloß über die einfache Thatsache der Herausgabe zu sprechen, ohne die Wahrheit der in der Schmähschrift enthaltenen Beschuldigungen und manche andere, die Acht bezeichnende Umstände zu untersuchen, und behielten sich vor, über die Absicht, d. h. über die Criminalität, allein zu entscheiden. Zuweilen hat sich die Jury dieser Willkürlichkeit des Richters nicht gefügt, d. h. sie hat den Verfasser einer beleidigenden Schrift, als durch die Umstände gerechtfertigt, für unschuldig erklärt: es giebt mehrere merkwürdige Beispiele davon. Endlich hat das Parlament im Jahr 1792 auf eine Motion von Fox festgesetzt, daß die Jury wie bei jedem andern Criminalprozeß verfahren solle, und einem ärgerlichen und unseligen Streite der Macht ein Ende gemacht.

Es wird dem, der einer Schmähschrift beschuldigt wird, nicht immer erlaubt, die Beweise für die Wahrheit dessen zu geben, was er behauptet hat. Je mehr eine Schmähschrift Wahrheit enthält, desto verbrecherischer ist sie. So scheint das Axiom der Gesetze zu sein und nicht ohne allen Grund. Das Publicum braucht sich mit den Schwächen, Gebrechlichkei-

ken, selbst mit den Lastern bloßer Privatleute nicht zu beschäftigen; wer darunter leidet, hat allein das Recht, sich darüber zu beklagen und auf dem gerichtlichen Wege Genugthuung zu suchen. Große Laster machen sich von selbst bemerklich genug, und es ist besser, daß die geringern verborgen bleiben; alle Menschen haben ihren Antheil daran, und der Anblick der fremden versöhnt uns nur mit den unsrigen, setzt herunter, ohne zu bessern. Uebrigens würde die Leichtigkeit, sich zu vertheidigen, die Schmähschriften nur vervielfältigen, und in Ermangelung einer kurzen und einfachen Rache durch das Gesetz würde man zu Thätlichkeiten und Meuchelmord schreiten. Der oberste Entzweck der Gesetze ist die persönliche Sicherheit; man muß in ihnen einen Friedensvertrag zwischen dem Schwachen und dem Starken, nicht einen Katechismus der Moral oder einen Lehrgang der Erziehung suchen. Vielleicht sollte der öffentliche und selbst der Privatcharakter der Beamten und derer, welche es werden wollen, eine heilsame Ausnahme machen, so daß dem, der gegen sie schreibt, der Beweis der Wahrheit zu seiner Rechtfertigung zugelassen, er aber auch um desto strenger bestraft werden sollte, wenn er dies nicht vermag. Uebrigens weiß die Jury in Ansehung öffentlicher Personen recht wohl, woran sie sich zu halten hat; ohne die Beweise nachzusehen, kann man sich auf die Einstimmigkeit von zwölf gleichgültigen Personen verlassen; der Angeklagte hat wenig zu fürchten.

Gestern war der Tag eines großen Kampfes in den Schranken, zwischen dem amerikanischen Neger Molineaux und einem jungen englischen Faustkämpfer, Namens Rimmer. Da ich einmal das nationelle Scha-

spiel eines wirklichen Faustkampfes zu sehen wünschte, so begab ich mich diesen Morgen bei guter Zeit auf's Schlachtfeld, Molesey-Harst bei Hampton-Court, 15 Meilen von London, in gefälliger Begleitung des Herrn S**.

Es war ein großer Kreis gebildet, eine Art Wagenburg von neben einander gestellten Fuhrwerken und Karren ohne Pferde. Es ist dies eine Speculation der Landleute, welche diese hohen Standplätze an die Liebhaber vermiethen. Wir waren also hinausgewandert und hatten unsere Plätze eingenommen. Eine unzählbare Menschenmenge füllte den Kreis, und in der Mitte sah man eine Schranke von 40 — 50 Fuß im Durchmesser, aus Pfählen und Seilen. Ungefähr halb 1 Uhr Mittags trat Rimmer in die Schranken. Es ist ein großer junger Mensch von gutem Ansehen und hochrothem Gesichte. Bald hernach erschien der Schwarze, in einen Ueberrock mit großen Kragen gehüllt, auf einem vierspännigen Wagen, von einigen jungen Leuten von gutem Ton kutschirt, wahrscheinlich Mitgliedern des Postzugsklubbs (four in hand club). Nun begab sich ein ganz unerwarteter Auftritt. Es sollte die Schranke geräumt werden. Alle gegenwärtigen Faustkämpfer, Lehrer und Liebhaber der Kunst, griffen das Volk mit einem Male an. Die Menge wich in Unordnung zurück und bildete außer der Schranke einen Kreis, der jedoch nicht groß genug war. Diese Ritter fuhren also fort, das Volk ohne Umstände mit Peitschenhieben und Stockschlägen zu bearbeiten, warfen es auf sich selbst zurück und erweiterten den Kreis. Alle Augenblicke erwartete ich durch die Rache einen allgemeinen Kampf entzündet zu sehen; aber keineswegs. Diese Behandlung wurde sehr wohl aufgenommen, und ich höre, daß es in solchen Fällen so angenommen und gebräuchlich

ist. Doch muß ich sagen, daß die Hiebe meist über die vordersten Reihen weggingen und auf die hintern fielen die so von einer unsichtbaren Hand getroffen, nicht anders, als zurückweichen konnten. Endlich kauerten die Vordersten nieder auf den Rasen, um die Aussicht nicht zu benehmen; es schien Ruhe und Ordnung wiederzukehren und es entstand eine Art allgemeinen Stillschweigens. Die Kämpfer legten bald ihre Kleider ab, der Schwarze zeigte den Zuschauern seine vierschrötigen Gliedmaßen und den kleinen Herkuleskopf,

Scarce more extensive than the sinevy neck;

Kaum größern Umfangs als ein nerv'ger Hals.

Sein Gegner, größer, breitschultrig, aber jünger und weit weniger muskulös, schien fest und entschlossen, und sein Gesicht hatte nichts von der Farbe verloren. Nachdem sie sich zum Zeichen der Freundschaft die Hand gegeben hatten, nahmen sie eine gedeckte Stellung an und beobachteten sich einige Minuten, Faust gegen Faust, Auge gegen Auge. Ich weiß nicht wer den ersten Stoß gegeben hat, der augenblicklich erwiedert wurde; beim zweiten Gange fiel Rimmer auf den ersten Angriff unter den Stößen seines Gegnes; beim dritten faßte er ihn um den Leib, und ob sie gleich mit einander fielen, lag doch der weiße Athlete auf dem schwarzen; aber liegend wird nicht mehr gestoßen, und es macht nichts aus, auf diese Art die Oberhand zu haben. Noch zweimal suchte der Weiße den Schwarzen zu fassen und niederzuwerfen; aber dieser empfing ihn immer mit einem so wohl angebrachten Stoße, daß er zu Boden stürzte; sein linkes Auge war ganz zugeschwollen und sein Blut rann an mehreren Stellen. Auf der Haut des Schwarzen konnte man die Wunden nicht so gut

gewahr werden, man sah bloß, daß er mehr außer Athem war.

> C'est un plaisir de les voir se baisser,
> Se relever, reculer, avancer,
> Parer, sauter, se ménager des feintes;
> Et se porter le plus rudes atteintes.
>
> Voltaire.

Bei jedem Angriff (round), der sich allemal mit einem Falle endigt, heben die Secundanten den Kämpfer wieder auf, trocknen ihm das Blut ab, waschen ihm das Gesicht, besonders die Schläfe, mit einem, ich glaube, in Wasser und Weinessig getauchten Schwamme. Der, welcher nicht gefallen ist, setzt sich auf das Knie seines Secundanten, der das andre Knie auf die Erde stemmt; er lehnt sich an ihm hin und ruht so gut er kann. Der Kampf dauerte seit einer halben Stunde, als der ungeheure Haufe, wahrscheinlich von den Hintern gedrängt, die nichts sehen konnten, plötzlich durch die Reihen der Kauernden drang. So wie diese Bewegung einmal angefangen hatte, war der Kreis bald von allen Seiten durchbrochen und in einem Augenblicke die Schranke nebst den Kämpfern in die allgemeine Fluth mit fortgerissen. Vergeblich versuchte die Schaar der Faustkämpfer sie wieder hinter ihren Damm zurückzudrängen; man sah Fäuste, Peitschen und Stöcke erheben; aber es war nicht Platz zum Schlagen. Nachdem zwanzig Minuten geschrieen, getobt, gelärmt worden war, schien es, man wolle Seile und Pfähle wegnehmen, als sey es nicht möglich, den Kampf fortzusetzen, oder als wolle man ihn anderswo endigen. Das Volk sah, was es verlieren würde, schien sich seines Mangels an Lebensart zu schämen, und es wurde ein wenig Platz. Die Faustkämpfer benutzten den Augenblick klüglich, fielen über diese wankende Masse her

und trieben sie von allen Seiten zurück. Der Kreis bildete sich von neuem, die vordersten Reihen nahmen ihre Sitze auf den Rasen wieder ein, die folgenden bückten sich halb nieder, damit die hintersten sehen konnten, und es entstand eine Art von Ruhe und Schweigen.

Mitten im Kreise sah man die Kämpfer, jeden auf seinen Secundanten gestützt (der Neger hatte einen schwarzen und einen weißen) ihre Kleider über die Schultern hängend. Beide erschienen wieder in ihrer athletischen Nacktheit. Der Weiße schien noch stark und munter; aber beim ersten Angriffe sah man leicht, daß diese lange Ruhe ihn um seinen einzigen Vortheil, nämlich um die Athemlosigkeit seines Gegners gebracht hatte. Dieser frisch und ruhig, war ihm zu sehr überlegen, und warf ihn bei jedem Angriffe über den Haufen. Er stand nur auf um wieder zu fallen, wie ein Ochs unter der Keule des Metzgers. Es war schrecklich anzusehen. Vom Siege war nicht mehr die Rede; man kämpfte nur noch um zu zeigen was der Muth (bottom) ertragen kann. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, der Kopf sank ihm auf die Brust, er war sichtbarlich zum fernern Kampfe unfähig, und da die zu neuem Widerstande vorgeschriebene Zeit verflossen war (2 oder 3 Minuten), so ließen die Anhänger des Afrikaners ein Siegsgeschrei ertönen und warfen ihre Hüte in die Luft. Ich bemerkte, wie der Barbar lächelnd und wie ein homerischer Held triumphirend den hingestreckten Leib seines Gegners ansah. Wir mochten nichts weiter sehen, suchten unsern Wagen und kehrten unverzüglich nach London zurück.

Den Liebhabern zu Folge ist es ein schlechter Kampf gewesen; der junge Rimmer hat seine Kräfte nicht recht gekannt und die Lehre erhalten, welche seine Verwegen-

heit verdiente. Der Neger wird wenig so muskulöse Fechter finden, als er ist; aber es fehlt ihm an Athem und kaltem Blute; er geräth in Zorn, und wird von den Meistern der Kunst geschlagen werden, wenn er sein Spiel mit ihnen treibt *).

Eine einzige Betrachtung milderte die Empfindung, welche dies brutale Schauspiel erregte, nämlich die Unparteilichkeit, mit welcher dieser ganze Volkshaufen die Kampfgesetze beobachtete. Er sah einen Fremden, eine Art von Wilden, einen Neger, einen englischen Landsmann zu Boden schlagen, und ließ ihn seinen Sieg ohne Belästigung genießen. Die Unterbrechung des Kampfes war nur zufällig gewesen, bloß übertriebene Neugierde und Theilnahme. Wenn ich diese Versammlung einen Volkshaufen nenne, so meine ich nicht, daß er aus lauter gemeinem Volke bestanden hätte; man sah keine Lumpen, ein Drittheil wenigstens von dem, was ich Volkshaufen nenne, bestand, wo nicht aus Gentlemen, doch aus Herren.

Das englische Reich in Ostindien ist eine politische Erscheinung von so ganz neuer Art, in seiner jetzigen Unermeßlichkeit daß außer England wenige sich eine richtige Vorstellung davon machen. Vielleicht hat es nie eine zum Theil so wichtige, zum Theil so außerordentliche Begebenheit gegeben, worüber eine so allgemeine Unkunde geherrscht hätte; so sehr haben die ungewöhnlichen Dinge, welche sich in den letztern zwanzig

*) Im folgenden October, nach unserer Abreise aus England, hat zwischen dem schwarzen Athleten und Cribb, Englands Vorfechter, ein großer Kampf Statt gehabt, worin der Afrikaner völlig geschlagen worden ist.

Jahren in unserer Nähe zutrugen, unsere Aufmerksamkeit von dem abgezogen, was sich bei den Gegenfüßlern zugetragen.

Vor ungefähr 100 Jahren hatte das mongolische Reich unter Aurang-Zeb den Gipfel seiner Größe erlangt und die ganze indische Halbinsel zwischen dem Ganges und Indus eingenommen, d. h. ungefähr die Ländermasse, welche gegenwärtig das englische Reich ausmacht. Die Einkünfte desselben beliefen sich auf 32 Millionen Pf. St., und er hatte unter seinen Befehlen eine damals kriegerische Miliz von 1,200,000 Mann.

Dieser tartarische Regentenstamm wurde 30 Jahre nach Aurang-Zebs Tode von 100,000 Persern unterjocht, und nach ihnen wurden die Maratten Herren der indischen Halbinsel. Ehedem hatte Alexander mit seinen 300,000 Griechen diese Länderstriche ohne Schwierigkeit eingenommen. Indien gehört dem, der es nehmen will. Eine Abtheilung französischer Truppen, weniger als das Zehntheil dessen, was Alexander hatte, brachte in Decan eine Revolution hervor. Im Jahr 1756 rächte der Obrist Clive seine im Gefängniß zu Calcutta (dem berüchtigten Black-Hole) erstickten Landsleute, und stürzte mit einer Hand voll Soldaten (weniger als 1000) den Thron des Tyrannen von Bengalen. Die Engländer haben ihre Niederlassungen in Indien später angefangen, als die andern europäischen Mächte, und doch besaßen sie im Jahr 1792 eine Provinz von etwa 100 Stunden ins Gevierte an der Mündung des Ganges, deren Hauptstadt Calcutta sich unter ihrer Regierung mit einer halben Million Einwohnern bevölkert hat. Von dort bis Madras hatten sie nur einen an zwei Stellen unterbrochenen Küstenstreif. Aber seit 1792 bis jetzt haben sie diese

Erwerbungen, theils durch völlige Eroberungen, theils durch Subsidienverträge, die das Vorspiel von jenen sind, verfünffacht und sich mit einem Worte zu Herren einer Ländermasse gemacht, welche 60 Millionen Einwohner enthält. Der erste Schritt ist gewöhnlich gewesen, einem Fürsten gegen eine gewisse jährliche Zahlung eine Hülfe von stehenden Truppen zu geben, und auf diese Art die freundschaftliche Macht von jedem andern Bündniß und den eigenen Vertheidigungsmitteln abzuziehen. Erst unterjochte man die Feinde dieses Freundes, und dann den Freund selbst, wegen seiner Undankbarkeit! Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen, oder Sicherheitsplätze; er weigerte sich dessen und man nahm ihm alles. Wenn man die Verhältnisse der Handelsgesellschaft mit den indischen Mächten im Verlaufe der letztern 18 Jahre durchgeht, so entdeckt man kein einziges, weder ein freundschaftliches, noch ein feindliches, das sich nicht auf diese Art geendigt hätte. Ein Schriftsteller von der Opposition (Lord Lauderdale) vergleicht die Anklagen gegen die indischen Fürsten, welche gewöhnlich diesen Besitzergreifungen ihres Gebiets vorausgingen, mit den französchen Schmähschriften gegen die europäischen Fürsten gerade in jenem Zeitraum, und es ist schwer zu sagen, wem die Erfindung dieses sinnreichen politischen Verfahrens gehöre. Wahrscheinlich hat man's zu allen Zeiten gekannt, und selbst vor der Fabel vom Wolfe und Lamm.

Die Geschichte hat kein Beispiel eines Staates, welcher beständiger Herr des Schicksals von Ländern geworden ist, die bei den Gegenfüßlern liegen, die fruchtbarsten der Erde sind und eine vierfach stärkere Bevölkerung haben, als seine eigene. Das Erstaunen steigt, wenn man sieht, daß es nicht einmal ein Staat, ein

unabhängiger europäischer Fürst ist, der sich so zum Herrn eines weitläuftigen Reichs gemacht hat, sondern eine bloße Gesellschaft von Kaufleuten, und zwar ohne sich dessen zu versehen, ohne es zu wollen, und fast gegen ihre Befehle.

Das brittische Parlament setzte 1784 einen Gerichtshof oder einen Rath von Aufsehern über die Maßregeln der Compagnie ein (board of controul) und erklärte feierlich, es sey der Ehre und dem Interesse des Volkes entgegen; daß die Handelsgesellschaft ihre Besitzungen in Indien durch Eroberungen erweitere, wobei es Mäßigung und Gerechtigkeit gegen die indischen Fürsten empfahl. Es ist ganz bekannt, daß die Gesellschaft selbst sich immer sehr stark gegen das System der Eroberungen erklärt hat, und doch sind sie von ihren Statthaltern und Generalen gemacht worden, man weiß nicht wie, und von demselben Rathe bestätigt, welchem man ihr zu Aufsicht gegeben hatte. Sind sie aber einmal gemacht, so muß man sie wohl behalten; und da es bei allen verwickelten Regierungsformen schwer ist zu entdecken, wem die Fehler zugeschrieben werden müssen, so schlüpft der Einzelne, welcher die Verantwortung hat, immer durch.

Die Eroberungen kosten viel Geld. Im J. 1803 hatte man in Indien eine Macht von 125,000 Mann, nämlich 25 000 M. Europäer, 90,000 M. indische Truppen und 10,000 M. Invaliden, unregelmäßige und lascarische Truppen. Dies Heer beläuft sich jetzt auf ungefähr 150,000 Mann, und daraus ist eine Schuld in Europa und eine andere in Indien erwachsen, die zusammen 35 Millionen Pf. St. ausmachen. Das jährliche Einkommen von 15 Millionen Pf. St. wird von den Ausgaben für das Militair- und Civilwesen

mehr als verschlungen, und die Schuld wächst alljährlich.

Noch mehr! die Kaufleute sind unter die Beherrscher zu stehen gekommen; die Gesellschaft hat für ausgerüstete Schiffe und Truppen, für Besoldungen der Geschäftsträger, Jahrgelder, Geschenke, Gnadengehalte, Dividenden der Actionairs und endlich für die halbe Million, welche sie, wie man annimmt, jährlich der Regierung zahlt, unerlaßliche Remessen nach Europa zu machen. Man muß folglich aus Indien eine gewisse Menge Waaren nach England schicken, die aber für Englands Verbrauch zu groß ist, da ihr Vertrieb durch die fortschreitende Vervollkommnung seiner eigenen Manufacturen und die Hindernisse ihrer Ausfuhr nach dem festen Lande außerordentlich verringert worden. Der jährliche Betrag der Einfuhr von indischen Waaren an 4,667,000 Pf. St. im Jahr 1798 war im Jahr 1808 bis auf 1,191,000 Pf. St., also auf $\frac{1}{4}$ in 10 Jahren gesunken. Noch merkwürdiger ist das Fallen der Preise; denn die Einfuhr von 1798 gab 298,000 Pf. St. Gewinn, die von 1808 hingegen 264,000 Pf. St. Verlust!

Die Gesellschaft schickt kein Geld mehr nach Indien zum Einkauf ihrer Waaren; sie treibt keinen Handel mehr, sie läßt nur so viel von ihren Landeseinkünften zurückbringen, und zwar in indischen Waaren, mit wie viel Verlust es auch sey, als erforderlich ist, ihre Zahlungen in Europa zu bestreiten. Dieser Verlust ist so groß, daß die Gesellschaft mehr gewinnt, wenn sie 8 Procent Zins auf ihre Schuld in Indien, als 5 Procent in England bezahlt. Die Summe der Zinsen zu 8 Procent, in Waaren verwandelt und nach England geschickt, gewährt hier nicht so viel, daß man 5 Procent bezahlen könnte, woraus sich ein Verlust von mehr als $\frac{3}{8}$ oder $37\frac{1}{2}$ Procent ergiebt. Außer den unvermeidlichen

Remessen der Gesellschaft sind die ihrer Geschäftsleute nicht minder beträchtlich. Man rechnet, daß von der Menge junger Abentheurer, die jährlich im Dienste der Gesellschaft nach Indien geht, nur der zehnte Mann vom Klima nicht getödtet wird. Von diesem Zehntel sammelt ein Theil Vermögen; dies Vemögen geht alles mit den Eigenthümern nach England. Da aber das persönliche Interesse thätiger und sorgfältiger macht, als das öffentliche, so suchen diese reichen Privatleute Nebenwege, die minder lästig sind, als der gerade Weg auf den Schiffen der Gesellschaft; sie remittiren durch die vereinigten Staaten und andere neutrale Flaggen; aber diese Heimsendungen vergrößern die schon allzubeträchtliche Menge indischer, nach Europa gebrachter Waaren immer noch mehr.

Wenn man die indische Gesellschaft aus dem Gesichtspunkte des Handels betrachtet, so hat man schon gesehen, daß sie nichts ist. Sie ist nur ein Mittel, die Landeseinkünfte zu erheben, und wenn die Erhebungskosten die Einnahme verschlingen und selbst übersteigen, so muß man gestehen, daß das Land ganz und gar nichts einbringt.

Was nun den Gesichtspunkt der physischen Kraft betrifft, so ist England weit entfernt, Hülfe von jenen 60 Millionen Unterthanen zu erhalten, noch genöthigt, in Indien 20 — 30,000 Mann europäischer Truppen zu unterhalten, welche das Klima schnell aufreibt. Indien bereichert ohne Zweifel einige Privatleute, die ihre ungeheuren Reichthümer nach England zurückbringen, und es ist möglich, daß die Anleihen hierdurch noch erleichtert werden. Endlich sagt man noch, daß die Gesellschaft 50,000 Leuten in London Brodt verschafft; allein wenn sie dieselben zu unnützer Arbeit gebraucht, so giebt nicht sie ihnen das Brodt, sondern das Publicum.

Das ist also die unerschöpfliche Goldgrube, von der man sich einbildet, sie mache Englands ganze Stärke aus, um welche seine Feinde es beneiden und welche sie ihm um jeglichen Preis entreißen möchten! Wenn es ihnen gelänge, so würden sie bald mit Erstaunen sehen, daß sie wenig gegen England und noch weniger für sich selbst ausgerichtet hätten. Die Eingebornen in Indien würden allein beim Tausch verlieren: ihr Zustand ist ohne Widerstreit glücklicher als ehedem. Von Freiheit ist nicht die Rede. Was man in Europa unter diesem Namen versteht, taugt für Asien nicht; aber die Vereinigung eines großen Länderstrichs unter einem einzigen Herrn der nach bestimmten Gesetzen regiert, die von achtbaren und unabhängigen Richtern unparteiisch gehandhabt werden, sichert den Eingebornen Indiens das Wesentliche, wenn auch nicht die Formen der Freiheit und gewiß mehr, als sie je unter ihren alten Herren hatten. Dieser Zustand des Friedens und comparativer Sicherheit hat viel Blut gekostet, und große Uebel sind vorhergegangen. Einige unter den neuen Herren Indiens sind furchtbarer Verbrechen beschuldigt worden. Da diese Beschuldigungen vom Parteigeiste eingegeben waren, so mußten sie übertrieben sein; aber solche vorübergehende Greuel waren unter den vorherigen Herrschaften der gewöhnliche Zustand. Revolutionen waren damals so häufig, daß in 13 Jahren 13 Kaiser nach einander abgesetzt und ermordet wurden, und Raynal führt hierüber folgenden gräßlichen, aber kräftigen Gedanken eines morgenländischen Dichters an: „Die Väter schenken, so lange ihre Söhne leben, ihre ganze Liebe den Enkeln, weil sie in ihnen die Feinde ihrer Feinde sehen.“ Als Sir Th. Row vor 200 Jahren auf seiner Reise nach Surate durch mehrere Provinzen kam, so bemerkte er mehr Empörer als Unterthanen, an den

Straßen hin waren die Köpfe der Schuldigen aufgepflanzt, als Opfer einer unregelmäßigen und wilden Polizei. Die unter den Namen der Maratten bekannten militärischen Despoten erhoben mit gewaffneter Hand und der äußersten Strenge einen Tribut, unter dem Namen Chout; dabei verwüsteten sie das Land mit 80,000 Reitern und begingen die allerschrecklichsten Grausamkeiten. Gemeiniglich folgte auf diese Züge Hungersnoth im ganzen Lande und theilweise, wogegen bei dem Mangel an Handel kein Mittel war. Das flache Land wurde zu aller Zeit so sehr von Räubern verheert, daß die Landleute sich nicht getrauten, unbewaffnet aufs Feld oder zu Markte zu gehen. All dies Elend und alle diese Unterdrückung könnte noch schauderhafter im Einzelnen beschrieben werden; aber es sei genug um zu zeigen, daß die indischen Eingebornen beim Wechsel der Herrschaft nur gewinnen konnten. Auch fühlen sie, ungeachtet ihrer Vorurtheile und ihrer Abneigung gegen das Christenthum, doch die Ueberlegenheit der Europäer, und man bemerkt, daß sie ziemlich geneigt sind, ihre Kinder englisch lesen und schreiben lernen zu lassen. Auf der andern Seite zeigt aber auch die letztere Verbündung der Maratten, daß die indischen Fürsten die europäischen Lehren nur allzuwohl benutzt und sichtbare Fortschritte in der Kriegskunst gemacht haben. Ein Zufall der Hauch der Meinung könnte, wie einst der berühmte Oberstatthalter Hastings sagte, die englische Macht in Indien auflösen. Das Unglück würde für England sehr gering seyn. Was hatte man nicht alles von den Folgen des Abfalles der englischen Colonien in Amerika vorhergesagt! Man sehe dagegen, welchen Aufschwung der Handel genommen hat, seit sie unabhängig geworden sind. England hat seine Seemacht verdoppelt, seit es 40,000 amerikanische Matrosen ver-

Digitized by Google

lohr, es hat sein Einkommen vervierfacht, seit es für immer auf das Recht verzichtete, Amerika zu besteuern. Hat es sich aber unverwundbar bei dieser Gelegenheit gezeigt, so darf ihm die Trennung eines Landes keine gerechten Besorgnisse einflößen, welches weder Menschen noch Einkommen liefert, noch auch englische Waaren verbraucht.

Man muß die Quelle der Reichthümer Englands in der großen innern Circulation, in der großen Vertheilung der Arbeit und in der Vollkommenheit der Maschienen suchen. Eine Masse von Genüssen aller Art wird mit weniger Ungleichheit und in größerem Ueberflusse als in irgend einem andern Lande von Europa, in allen Classen der Gesellschaft hervorgebracht und vertheilt. England könnte den Handel mit Europa, es könnte sogar den mit seinen Colonien entbehren, wenn es dessen nicht bedürfte, um Matrosen zu erziehen. Man braucht Colonien der Seemacht wegen, und eine Seemacht der Colonien wegen, wie man Aecker für die Landwirthe und Landwirthe für die Aecker braucht. Wenn man England als ein Ganzes betrachtet, so wird man in Erstaunen gesetzt, daß eine Bevölkerung von 15 Millionen Menschen, geräumig, wie es wirklich ist, auf einem Flächenraume wohnend, der mehr als diese Zahl ernähren könnte, unter der Herrschaft der Gesetze lebend, auf allen Seiten vom Ocean und der besten Seemacht auf der Welt vertheidigt, unüberwindlich ist, wie groß auch die Zahl seiner Feinde, und zahlungsfähig, wie groß auch seine öffentliche Schuld sein mag, dafern es sie sich nur selbst schuldig ist. Ohne mir das Ansehen philosophischer Einfachheit geben zu wollen kann ich doch nicht glauben, daß dieses Volk zu Erhaltung seines Lebens für alle seine Nachbarn Tuch und

Musselin

Mussellin fabriciren, ihren Wein, Branntwein, ihr Oel oder ihre Seide verbrauchen müsse.

Die Untersuchung der Ursachen der außerordentlichen in den Manufacturen fühlbar gewordenen Noth vor einem vom Unterhause ernannten Ausschusse, und die Aussagen sehr vieler Kaufleute und Fabrikanten haben mehrere merkwürdige Thatsachen ans Licht gebracht. Der Lohn der Baumwollen-Arbeiter in Glasgow beträgt jetzt nur ein Viertel von dem, was er vor neunzehn Jahren betrug, obwohl in dieser Zeit alles noch einmal so theuer geworden ist. Diese Verringerung kommt aber nicht allein von den neuern Unterbrechungen des Handels her, sondern ist in diesem Zeitraume stufenweise entstanden. Das neue System des Ackerbaues, die großen Pachtungen, die Einführung Arbeitsparender Maschinen und Werkzeuge, die Schafe u. s. w. trieben die Einwohner aus den schottischen Hochländern weg, während die Zunahme der Manufacturen sie in die Städte rief, so daß die Auswanderungen von einem Orte zum andern mit diesen Ursachen im Verhältniß standen. Aber die fortschreitende Anwendung der Mechanik auf die Manufacturen, die dabei noch viel größere Ersparniß der Handarbeit, als im Ackerbau, haben die Nachfrage nach Arbeitern gehemmt, die zwischen Schafheerden und Dampfmaschinen und mitten unter Systemen, welche unstreitig einen größern Ueberfluß aller Dinge hervorbringen, vom Hunger bedroht werden.

Irland.

Das in kleine feindselige Fürstenthümer getheilte Irland wurde von den Engländern ohne Schwierigkeit und in einem einzigen Feldzuge unter Heinrich dem Zweiten im Jahre 1172 erobert. Er gründete sein Recht auf eine Bulle Pabst Hadrians des Dritten, die er einige Jahre vorher erlangt hatte. Die Einwohner wurden im Besitze ihrer Ländereien gelassen; nur eine kleine Zahl Engländer blieb unter ihnen. Sie war zu gering, um beide Völker in eins zu verschmelzen, aber groß genug, um die Irländer an ihre Knechtschaft zu erinnern. Vor Heinrich dem Siebenten ward ein Engländer in Irland, wenn er einen Eingebornen des Landes getödtet hatte, um nichts mehr gestraft, als man in Amerika gestraft wurde, einen Wilden aus dem Wege geräumt zu haben. Die gegenseitige Feindseligkeit und Rache pflanzten die innern Zwistigkeiten und nationellen Unterscheidungen immer fort. Das halb freie, halb eroberte Irland bestätigte in vier Jahrhunderten der Unterdrückung, der Empörungen und der Anarchie, die natürliche Barbarei seiner Sitten, und und wurde erst im Jahre 1603 gegen das Ende der Regierung Elisabeths völlig unterworfen.

Die Spanier, welche während dieser langen Regierung zu verschiedenen Malen Truppen zur Unterstützung der Empörer in Irland ausgeschifft hatten, ermangelten nicht, die Königin als eine des Thrones verlustige Ketzerin vorzustellen, und die Irländer, welche katholisch geblieben waren, weil England protestantisch war,

vermehrten ihren Haß noch. Um zu zeigen, auf welche Art dieser Colonialkrieg geführt wurde, begnüge ich mich, folgenden Zug zu erwähnen, den Hume unter einer Menge anderer anführt. Als Gray, Elisabeths General, nach der Einaahme von Kerry im Jahr 1580 nur wenig Truppen hatte und mit seinen vielen Gefangenen in Verlegenheit war, ließ er ohne Barmherzigkeit alle Spanier niederhauen und ungefähr 1500 Irländer hängen. Es scheint aber nicht, daß der General deßwegen gestraft worden oder in Ungnade gefallen wäre, obwohl er hinzufügt, diese Grausamkeit habe der Elisabeth großes Mißvergnügen verursacht. Auf diese Art unterworfen, empörte sich das unglückliche Volk bald von neuem, und im Jahr 1641 gerieth es in eine so wüthende Rachsucht, wie man sie nur unter den amerikanischen Wilden antrifft. Es war eine allgemeine Bartholomäusnacht, aber von noch ausgesuchterer Grausamkeit. Nichts wurde verschont, weder Weiber, noch Kinder an der Brust; alles bis auf die Thiere, was den englischen Namen trug, wurde überfallen, niedergemetzelt, gemartert, an langsamen Feuer verbrannt. Es gibt keine List, die diese Rasenden nicht wandten, um diejenigen ihrer Schlachtopfer, welche sich in feste Oerter geflüchtet hatten, herauszulocken, und das gebrochene Wort schien das Vergnügen noch zu erhöhen, mit welchem sie dieselben todt marterten — und das alles im Namen Gottes und des katholischen Glaubens. Die Stadt Dublin allein entging diesem Schicksale wie durch ein Wunder. Carl der Erste lebte damals in Streitigkeiten mit seinem Parlamente, trauete ihm entweder nicht, oder hatte es im Verdachte, Theil an der Niedermetzelung der Protestanten von den Katholiken zu haben. Weit entfernt, eine hinreichende Macht nach Irland zu schicken, um die unglücklichen

Digitized by Google

Ueberbleibsel der englischen Einwohner zu beschützen, machte vielmehr die Parteiwuth, daß man die Erzählung von den Greuelthaten, in welche man den König zu verwickeln hoffte, gern hörte. Aus Mangel an Mitteln sah sich dieser unglückliche Fürst genöthigt, mit den Empörern oder vielmehr mit diesen wilden, der Freiheit unwürdigen Bestien, einen Waffenstillstand zu schließen, woraus das Parlament ihm ein Verbrechen machte und ihn nicht bestätigte. Der Katholicismus bildete eine Art natürlichen Bandes zwischen dem Könige und den Irländern. Auch sah man sie wirklich wegen Aufrechthaltung der Sache des Königs mit dessen Stellvertreter, Lordlieutenant Ormond, unterhandeln, dann, auf Anstiften des päpstlichen Nuntius selbst, ihn verrathen, endlich sich ihm wieder nähern; aber immer ohne Tugend, ohne Vereinigung, ohne Standhaftigkeit, selbst ohne Muth, wenigstens ohne jenen vernünftigen Muth, welcher die Menschen von den Thieren unterscheidet, und jene zu Herren von diesen macht. Wirklich ist den Irländern kein einziger Befreiungsversuch gelungen, und sie sind, ungeachtet ihres constitutionellen und fast sprüchwörtlichen Muthes, immer geschlagen worden, wenn sie in Masse waren.

Jedoch führte die Errichtung der Republik in England die Stunde der Rache herbei. Cromwells eiserne Hand lag auf dem Volke. Mit seiner gewohnten Schnelligkeit und Scharfsichtigkeit machte er alle Maßregeln der irländischen Oberhäupter und Königlichgesinnten zu nichte. Die gräßliche Art, wie er sich rächt, verbreitet Schrecken, sein Name macht seinen Waffen Bahn; in drei Monaten ist dies ganze revoluzionäre Wesen zerdrückt, zerstreut, zerstört. Vom August bis November 1649 ist das Land unterworfen, und in seiner Gnade erlaubt er 40,000 irländischen Soldaten,

ungefähr dem Doppelten seines eigenen Heeres, sich für immer aus ihrem Vaterlande zu verbannen.

Die Partei machte in den folgenden Jahren noch einige convulsivische Bewegungen, die von Ireton, Cromwells unbeugsamen Stellvertreter, und von Ludlow ohne Barmherzigkeit unterdrückt und gestraft wurden. Zuletzt legte er die Regierung in die Hände von Commissarien.

Ein gleichzeitiger Schriftsteller, Sir William Petty, sagt, daß in diesem eilfjährigen Aufstande 500,000 Irländer und 112,000 Engländer, also mehr als ein Drittel der Bevölkerung, da diese 1652 in Irland 850,000 Menschen betrug, durch Schwert, Feuer, Hunger und Pest umkamen. „Die Ursache dieses Kriegs, sagt er, war die Begierde der Römischen (der katholischen Priester), die Einkünfte der Kirche, die sich jährlich auf etwa 110,000 Pf. St. beliefen, wieder an sich zu bringen, und des gemeinen Volkes, sich der Güter der Engländer zu bemächtigen. Die Aussicht von zehn bis zwölf großen Familien war, die Herrschaft über Alle zu haben. Die Engländer haben das Spiel gewonnen und nun auch noch (außer andern Vorwänden) das Recht der Spieler. Wem das vergossene Blut zuzurechnen sey, weiß Gott."

Nach Wiederherstellung der Monarchie waren Irlands Angelegenheiten noch schwieriger zu leiten als je. Die von den Würgern des Jahres 1641 aus dem Besitze geworfenen irischen Protestanten und Engländer hatten gerechte Ansprüche auf ihr ehemaliges Eigenthum; auf der andern Seite war diesen Würgern, in Folge der Hülfe, die sie ihm versprochen hatten, von Carl dem Ersten verziehen worden, und sie glauben sich berechtigt, zu behalten, was sie zur Zeit des Vertrags besessen hatten. Da Cromwell in der Folge alle Ein-

wohner ohne Unterschied aus den Provinzen Münster, Leinster und Ulster vertrieben und über ihre Ländereien verfügt hatte, so war es ohne Zweifel gefährlich, eine grosse Zahl neuer Eigenthümer aus ihrem Besitze zu werfen. Außerdem war eine grosse Menge Reclamationen für Kriegsdienste gegen Insurgenten im Jahre 1641 vorhanden. Unmöglich konnten alle befriedigt, unmöglich irgeud eine Maßregel ergriffen werden, die nicht eine grosse Zahl Mißvergnügter gemacht hätte. Und als ob diese noch nicht zahlreich genug gewesen wären, ließ sich das durch seinen Haß gegen den Papismus verblendete Parlament im Jahr 1668 beigehen, die Einfuhr des Rindviehes aus Irland nach England zu verbieten, da dies noch die einzige Waare war, welche dies arme Land ohne Kunstfleiß auszutauschen hatte. Vom Unglück gezähmt, empörten sich die Irländer nicht; aber das Parlament gab sich alle Mühe, sie durch Angaben von eingebildeten Verschwörungen dazu zu treiben, und ließ ehrenwerthe Männer auf die Aussage gedungener Zeugen verurtheilen. Dies trug sich 1681 zu. Einige Jahre nahher (1687) sah man den neuen König Jacob den Zweiten seine Irländer in entgegengesetztem Sinne bearbeiten. Unter dem Schutze der vorübergehenden Volksgunst, die er im Anfange seiner Regierung genoß, verfolgte er die Protestanten eben so heftig, als die Katholiken unter der vorigen Regierung verfolgt worden waren. Nie hat es eine römische Provinz, nie Unterthanen von Sparta oder Athen, nie einen Bundesgenossen des neuern Frankreichs gegeben, die so systematisch geplündert worden wären, als Irland. Es kämpfte für die Freiheit unter Carl dem Ersten, und wurde geplündert, für das Königthum unter Cromwell, und wurde geplündert, es stritt für Jacob den Zweiten, und wurde ge-

plündert. Die Plünderungen in der Empörung wurden für recht erklärt bei Wiederherstellung der Königswürde; die Plünderungen der Revolution von 1688 sind seitdem durch eine lange Reihe von Strafgesetzen in Schutz genommen worden.

Sir William Petty, den ich schon angeführt habe, war Arzt bei dem englischen Heere, das in Irland nach dem Aufstande von 1641 gebraucht wurde; er schrieb im Jahr 1672 das, was sich zu seiner Zeit und unter seinen Augen zugetragen hatte. Die Aussagen und Meinungen eines so verständigen Zeugen erregen natürlich die Neugierde, und man darf ihm glauben, wenn er zu Gunsten der Irländer spricht, auf deren Kosten er sein Glück gemacht zu haben scheint und deren Feind er sein mußte. „Es gibt Sprudelköpfe, sagt er, die es gern sähen, wenn eine neue Empörung in Irland ausbräche, damit sie die Einwohner übar die Klinge springeu lassen könnten. Das ist aber nicht nur unmenschlich, sondern auch verderblich. Die Irländer können sich nicht mehr empören. 1) Die Protestanten, die Engländer und die Kirche besitzen drei Viertel des Landes, alle festen Plätze und neun Zehntel der Häuser darin; zwei Drittel des auswärtigen Handels sind in ihren Händen. Es sind jetzt in Irland 300,000 Engländer und 800,000 Papisten, von denen 600,000 wie das Vieh in Hütten ohne Schornsteine, ohne Thüren, ohne Fenster wohnen, und die so räuchrig, so stinkend und so voll Ungezieser sind, daß man nichts, sogar nicht Eier darin aufheben kann, ohne daß es einen übeln Geschmack annähme, so klein, daß man nicht Platz darin hat, um Wolle oder Flachs zu bearbeiten. Eine solche Hütte wird in drei oder vier Tagen gebaut. Den Tabak ausgenommen, der die Wonne ihres Daseins ausmacht, verzehren die Einwohner bloß, was an dem Orte

selbst wächst, Kartoffeln vom August bis zum Mai, Austern und andere Schalthiere (da sie fast überall nahe am Meere wohnen), Milch und Käse. Aber obgleich 8 Päpisten auf 3 Protestanten kommen, so sind doch unter letztern mehr Soldaten oder wehrhafte Männer. In allem gibt es ungefähr 20 römischkatholische Edelleute, die wegen ihrer Geburt und ihrer feinen Lebensart von den Irländern ernannt werden, um ihre Angelegenheiten bei der englischen Regierung zu vertreten. Diese Edelleute erheben die Steuern durch die Priester, welche wirklich und unmittelbar das Volk lenken. Die Priester stehen aber wieder unter etwa 24 Bischöfen, die alle in Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland als Kaplane, Prediger u. s. w. gelebt haben, noch Verbindungen im Auslande unterhalten und Pfründen dort besitzen; so daß das Volk von etwa 1000 Weltgeistlichen und 2500 Mönchen verschiedener Orden, hauptsächlich Franziscanern, regiert wird. Alle diese hängen wieder von ihren Bischöfen ab, die anerkannt unter fremdem Einflusse stehen. Ihre Macht ist eben sowohl weltlich als geistlich. Einem katholischen Friedensrichter fehlt es nicht an Vorwänden und Mitteln, jeden zu strafen, welcher der Geistlichkeit nicht gehorcht. Die niedere Geistlichkeit ist nicht leicht außer Irland gewesen und hat eine üble Meinung von den Fremden und Protestanten, den Manufacturen und dem Handel. Sie schwatzt dem Volke Prophezeiungen von der Wiederherstellung ihres Landes u. dgl., abergläubische Mährchen von gewissen Höhlen, Brunnen, Felsen und Bergen vor. Das Volk hat wenig Ehrfurcht vor einem Eid auf eine englische Bibel; es hält ihn treuer auf einen Stein, den es ein Buch nennt. Unter allen Eiden bricht es am unbedenklichsten den land oath, d. h. den Eid, zum Beweis, daß der Rechtsanspruch auf den Besitz von Län-

dereien oder auf schuldige Renten falsch ist, oder um die eingezogenen Güter ihrer Freunde wieder zu erhalten. Unstreitig denkt es wie Hudibras:

He that iwposes an oath, mahes it,
Not he that for conveniethe tahes it.

Es thut den Eid, wer ihn begehrt,
Und nicht, wer herkömmlich ihn schwört.

Das irländische Volk ist ganz in die irländische und englische, protestantische und katholische Partei getheilt; aber den wahren Unterschied bilden die, welche mit den Gütern der Insurgenten von 1641 belehnt, und die, welche daraus vertrieben wurden, so wie der große Haß der katholischen Geistlichkeit gegen die protestantische daher kommt, daß diese die Pfründen besitzt. Der vierte Theil der Landeigenthümer lebt in England, ihr Einkommen geht aus dem Lande und kommt nie zurück. Ein großer Theil des irischen Heeres wird außer Irland gebraucht, aber von Irland bezahlt. Da aller Handel zwischen beiden Königreichen verboten ist, so muß man, um diese Summen zu bezahlen, Irlands Erzeugnisse z. B. nach Barbados schicken und sie gegen Zucker verkaufen, der dann nach England gebracht wird und eine nachtheilige Rücksendung ausmacht, da am Umsatz oft 15 Procent gewonnen wird, während er die Kosten Fracht und der Versicherung des baaren Geldes nicht übersteigen sollte. Da alle Ländereien zu verschiedenen Zeiten eingezogen worden oder einziehbar gewesen sind, so gibt es wenig Besitztitel, die nicht streitig gemacht werden könnten. Es ist ein ordentliches Gewerbe, die Mängel der Besitztitel aufzuspüren, und es gibt Leute, die dazu beauftragt werden. Die öffentlichen Abgaben sind verpachtet und werden auf eine sehr drückende Art erhoben. Das Volk muß bezahlen, was

man ihm abverlangt. Die Friedensrichter wissen die armen Leute in criminelle Händel, Angebereien zu verwickeln, ziehen sie vor die geistlichen Gerichte (bishop's courts), setzen das Vergehen voraus, und pflegen dann Vergleich wegen der Strafe. Von 200,000 Häusern, auf jedes eine Familie gerechnet, die in Irland vorhanden sind, kann man 16,000 mit Schornsteinen, Thüren und Fenstern rechnen, und 184,000 sind solche elende Hütten, wie ich sie schon beschrieben habe. Bei dem Mangel eines andern Gewerbfleißes kann man sagen, daß diese 16,000 Optimaten durch Prozesse, Angebereien, Steuerverwaltungen u. dgl. entstanden sind. Sie sind die Heuschrecken und Raupen des Landes, und die 184,000 Hütten sind das brachliegende oder wilde Land. Irland enthält 12 Millionen Acker, englisches Maß, tragbares Feld oder gute Weide, und 2 Millionen, die etwas geringer sind. Das übrige noch sehr beträchtliche Land besteht in Felsen, Sand, Morästen und Schluchten. Es kommen also mehr als 10 Acker gutes Land auf den Einwohner, statt vier, wie in England oder Frankreich, oder nur eines Ackers, wie in Holland. Dublin und seine Vorstädte bestehen aus 5000 Häusern. Davon sind 1200 Schenken, und dies Verhältniß ist in den kleinen Städten noch stärker. Die Unthätigkeit der Irländer kommt nicht sowohl von einer natürlichen Anlage, als von dem Mangel an Aufmunterung zur Arbeit her. Warum soll man denn arbeiten, wenn die Arbeit eines einzigen Menschen hinreicht, für vierzig Menschen Kartoffeln zu bauen? Wenn die Milch einer Kuh für drei Personen hinreicht, wenn Fische und Schalthiere im Ueberfluß vorhanden sind, wenn man ein Haus in drei Tagen bauen kann; warum sollten sie eine andere Lebensart suchen, da man sie lehrt, daß dies die Lebensart der Heiligen und der Erzväter war, deren Verdienste

ihr ewiges Heil bewirken werden? Wozu Vieh aufziehen, da dessen Ausfuhr nicht erlaubt ist, und die englischen Verordnungen den Handel verbieten, durch den man den Ueberfluß austauschen könnte? Warum sollte man endlich Güter zu erwerben suchen, da die Gesetze sie nicht schützen, da List und Ränke die Stelle der bürgerlichen und natürlichen Rechte vertreten?

Man bemerkt in Irland, daß die Engländer, welche arm und mißvergnügt werden, in Irländer ausarten, und umgekehrt, daß Wohlhabenheit und Reichthum die Irländer in Engländer verwandeln. Wenn es gerecht ist, daß die Engländer, welche Güter in Irland erworben haben, bei der gesetzgebenden Macht vertreten werden; wenn es gerecht ist, daß die Irländer nicht von denen gerichtet werden, welche sie beschuldigen, sich ihrer Güter bemächtigt zu haben: so sollte man beide Reiche durch eine und dieselbe gesetzgebende Gewalt vereinigen.

Unstreitig reichen diese Auszüge und der vorhergehende Entwurf hin, um sich eine Vorstellung von der Art Regierung zu machen, die seit seiner Eroberung bis auf W. Petty's Zeiten Statt gefunden hat, und unmöglich kann man sich einen monströsern Zustand der Dinge denken. Man wundert sich über die Greuelthaten der Spanier in Amerika; aber wahrlich der berühmte Geschichtschreiber ihrer Eroberungen (Robertson) erzählt uns nichts Ausschweifenderes und Scheußlicheres, als das Betragen seiner eigenen Landsleute in Irland. Zwar scheinen die Irländer weit wenig liebenswürdige Barbaren gewesen zu sein, als die Peruaner und Mexikaner; aber es scheint auch, daß die Engländer sich Mühe gegeben haben, sie selbst zu allen den Lastern anzuführen, die sie nachher an ihnen so grausam straften, und ganz absichtlich Ungeheuer aus ihnen zu machen, um sie nachher zu zertreten, wie Fox von der franzö-

sischen Revolution sagt: Sie bis zur Tollheit reizen, und dann beklagen, daß sie toll sind.

Die glückliche Revolution (wie man gewöhnlich in England diejenige nennt, wodurch der Prinz von Oranin auf den Thron kam) war für Irland nicht sehr glücklich. Wilhelm kam mit seinen siegreichen Waffen auch nach Irland und schloß mit den Einwohnern im Jahre 1691 einen Vertrag, dessen Bedingungen bald verletzt wurden. Ihre Gefangenen behandelte man grausam. Im Kriege wie im Frieden waren es immer Feinde. Folgendes Beispiel zeugt eben so sehr von damaliger schlechten Politik als Ungerechtigkeit. Als das Parlament dem Könige vorgestellt hatte, daß die Irländer den englischen Manufacturen durch die Einfuhr ihrer wollenen Zeuge, die sie bei ihrer Armuth für den niedrigsten Preis verfertigten, Schaden thäten, antwortete ihnen dieser weise Fürst (die Fürsten kommen wohlfeil zu ihrem Ruhme), sie könnten darauf rechnen, daß er so viel möglich den irländischen Fabrikanten den Muth benehmen würde. Die Unduldsamkeit der Protestanten erwiederte den Katholiken in Irland alle Uebel, welche die katholische Unduldsamkeit den Protestanten in Frankreich zufügte. Jedes Jahr der Regierung Wilhelms und seiner Nachfolger fügte den niederdrückenden Gesetzen, unter welchen die Irländer schon seufzten, noch ein neues hinzu; — Einziehung der Güter derjenigen, welche ihre Kinder auf auswärtige katholische Universitäten schickten; Verpflichtung, Sonntags anglicanischem Gottesdienste beizuwohnen; Unfähigkeit, bei den Wahlen der Mitglieder des irländischen Parlaments zu stimmen; Unfähigkeit, ein ehrenvolles oder einträgliches Amt zu bekleiden, nicht einmal das eines Advokaten u. dgl.; kaum konnte einer Lastträger sein; denn man liest, wie das irländische Parlament

eine Bittschrift der protestantischen Lastträger in Dublin annahm und einem Ausschuß übergab, worin sie sich beklagten, daß man nur papistische gebrauche. Die Presbyterianer, weniger verabscheuete Nonconformisten als die andern, und die an Eifer gegen die Papisten den Anglicanischen nichts nachgaben, erlitten einen neuen Druck durch die Test act, welche ein gewisses Glaubensbekenntniß in Bezug auf das Abendmahl vorschrieb. Sie schrien also auch über Unterdrückung. „Ich habe gesehen, sagt bei dieser Gelegenheit Swift, der Rabelais Englands, was Verfolgung heißt, nämlich Alles, was da hindert, andere zu verfolgen."

Im Jahr 1723 schlug ein Mitglied des irischen Parlaments im Ernste in einer langen Rede vor, die gothische Strafe der Entmannung gegen die katholischen Priester wieder einzuführen. Man wird kaum glauben, daß eine so sonderbare Motion vom Parlament angenommen, seiner Majestät übergeben und kräftig empfohlen, auch nur durch Verwendung des Cardinals Fleury bei dem Minister Walpole verworfen wurde. Der offenbar parteiische Curry erzählt diese Anekdote im 2ten Th. S. 253. Ich kann aber doch nicht denken, daß er sie erfunden habe. Merkwürdig ist, daß die Irländer an der Invasion des Prätendenten und der Rebellion von 1745 gar keinen Theil nahmen; dennoch finde ich, daß sie im Jahre 1759 revolutionärer Versuche zu Gunsten desselben und Frankreichs beschuldigt wurden. Der Vorwand zu den damaligen Unruhen, sagt ein anderer, eben so, aber im entgegengesetzten Sinne, parteiischer Schriftsteller, waren die Erpressungen der großen Grundeigenthümer und der Geistlichkeit, das Urbarmachen der Gemeinheiten u. s. w. Wahrscheinlich waren diese Beschwerden halb wahr, halb vorgegeben; ohne Zweifel haben die Irländer unaufhörlich

Gelegenheit gesucht, ein verhaßtes Joch abzuschütteln, weniger aus Verlangen nach der Freiheit, als nach Rache. Eine gewisse unruhige Zusammenrottung, wegen ihrer weißen Uniform the white boys (die weißen Leute) genannt, verheerte zu jener Zeit besonders den Süden Irlands. Diese liebenswürdigen Leute waren in der Art ihrer Rache gegen diejenigen, welche nicht das Glück hatten, ihnen zu gefallen, besonders sinnreich. So schnitten sie z. B. Menschen und Thieren die Knieflechsen (ham string) ab, oder scharrten sie lebendig in Gräber ein, die ganz mit Dornen ausgefüttert waren, so daß nur der Kopf heraussah. Jedoch war dies der gewöhnliche Stand der irländischen Sitten, und man hielt solche Vorfälle für so unwichtig, daß eine humble address oder unterthänige Bittschrift, welche Sr. Majestät 1775 von ihren getreuen irischen Unterthanen überreicht wurde, und worin sie ihre verschiedenen Beschwerden anführten und um Erleichterung baten, sich ausdrücklich auf ihre lobenswürdige Aufführung berief, da sie in den letztern 80 Jahren so folgsam und friedlich gelebt hätten. Das Verdienst der guten Aufführung, welches sie sich hier beilegen, ist unstreitig nur vergleichsweise; aber die Regierung schien es doch gelten zu lassen, da zu jener Zeit die Strenge nachließ und ein versöhnendes Verfahren eintrat, welchem der zuletzt angeführte Schriftsteller die Revolutionen gegen Ende des Jahrhunderts zuschreibt. Die obige Bittschrift beschwerte sich unter andern darüber, daß die Katholiken keine Güter besitzen, kaum eine Pachtung haben könnten, daß sie unaufhörlich von gewissen Angebern verfolgt würden, deren Geschäft darin bestände, auszukundschaften, ob sie das geringste Vermögen mehr erworben hätten, als das Gesetz ihnen erlaubt, in welchem Falle nicht bloß dies Mehr, sondern das Ganze dem Angeber

Digitized by Google

zufiele, und daß dies Geschäft so glücklich von Statten gegangen, daß es keine Schande mehr sei, es zu treiben; daß ein unnatürlicher Sohn sich nur zur herrschenden Religion bequemen dürfe, um den katholischen Vater des Rechts zu berauben, über sein unbewegliches Vermögen zu verfügen, es zu verkaufen oder zu verpfänden, während er selbst den Heimfall veräußern kann; daß beim Tode eines katholischen Vaters das erste seiner Kinder, welches sich zur herrschenden Religion bequemt, die ganze Erbschaft allein bekomme u. s. w. Diese Beschwerden waren, ganz unabhängig von den politischen Rechten, die hier nicht in Frage stehen, gewiß äußerst hart. Sie mußten durch ihre Folgen alle Lust zum Gewerbfleiß ersticken, allen häuslichen und geselligen Tugenden Abbruch thun, und man fühlt sich unwillkührlich für die Bittsteller eingenommen. Bei alle dem darf man sich aber nicht einbilden, daß das gemeine irrische Volk zu seiner Zeit sehr unglücklich gewesen sei. Man hat hierüber das Zeugniß Arthur Young's, der das Land in den Jahren Jahren 1776, 77, 78 und 79 durchreis'te und sich allenthalben sehr genau von der Lage der Einwohner unterrichtet zu haben scheint. Er fand freilich, daß sie sehr schmutzig in der kleinen Hütte ohne Fenster und ohne Schornstein lebten, wie sie Sir W. Petty 109 Jahre vorher beschrieben hatte; aber sie hielten ihre Kuh, oft ein kleines Pferd, ein oder zwei Schweine, eine Menge Federvieh. Dies alles und ein Ameisenhaufen von Kindern lebte in dem nämlichen Loche beisammen. Sie hatten so viel Kartoffeln, als sie und ihr Vieh verzehren konnten; ein Stück Land, das nur 40 — 60 Schilling jährlich kostete, trug sie ihnen, und die Heizung (mit Torf) hatten sie vollends nur für die Mühe des Stehlens. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, eine Stelle aus Young über eine landwirthschaftliche

Unternehmung eines bloßen Privatmannes auszuziehen, die zwar ziemlich ungewöhnlich ist, aber doch zeigt, daß der Geist der Betriebsamkeit in Irland nicht erstorben war, und nur einer klugen Sorgfalt bedurfte, um aufs neue zu erwachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke.

I.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Der Krieg in Deutschland und Frankreich 18 13/14 von v. Plotho. 3ten Theil.

Dieser Theil fängt mit der Darstellung des Operations-Plans der Verbündeten am 1sten Januar 1814 an und endet mit der Beschreibung der Belagerung, der vom Feinde besetzten Festungen und dem Einzug von Paris.

Der Operationsplan beabsichtigte Frankreich mit der Hauptmacht an seiner schwächsten Seite, von der Schweiz her, anzugreifen und mit möglichster Eile Langres zu erreichen, das Centrum unter Blücher auf dem geradesten Weg nach Paris vorrücken zu lassen, und den rechten Flügel der Armee vorläufig mit der Eroberung Hollands und Belgiens zu beauftragen. Die Zweckmäßigkeit dieses Plans, der schon seit langer Zeit in den Werken der Kriegsschriftsteller, einen offensiven Krieg gegen Frankreich voraussehend, gezeigt worden war, wird vom Verfasser ausgeführt.

Die Stärke der vereinigten Armeen wird zu 881000 Mann angegeben.

S. 112. Die Schlacht von Brienne war eine Frontalschlacht, die wenig entschied und keine großen Resultate hatte. Es kämpften darin:

45000	Oestreicher.
39000	Russen.
8000	Preußen.
17000	Bayern.
14000	Würtemberger.
123000	

von denen 80000 eigentlich nur ins Gefecht kamen. Der Sieg muß vorzüglich S. 123 den russischen Grenadieren zugeschrieben werden, die den nächtlichen feindlichen Ueberfall der Dörfer Rothiere und Dionville abschlugen.

S. 176. Nachtheiliges Gefecht des 5000 Mann betragenden Corps des russischen General Alsufiew bey Chameaubert. Es wird der zu großen Vorsicht dieses Generals, seine Artillerie nicht auszuziehen, zugeschrieben, welche er zu früh rückwärts gesandt habe. Die Russen verloren 3000 Mann und 14 Kanonen, indem ihnen der Feind in den Rücken gekommen war.

S. 179. Nachtheiliges Gefecht des Sackenschen Corps. Es verliert 7 Kanonen und 2500 Mann.

S. 186. Nachtheiliges Gefecht des Marschall Blücher bey Jouvilliers, Champeaubert und Etoges und forzirter Rückzug nach Bergere. Die Preußen verlieren 4000 Mann und 7 Kanonen, indem sie sich durch die Franzosen durchschlagen mußten die ihnen den Rückzug abgeschnitten hatten. In allen jenen nachtheiligen Gefechten, bis zur Wiedervereinigung der getrennt gewesenen schlesischen Armee bey Chalons gehen 15000 Mann verloren.

Diese Verluste werden S. 193 falschen Operationsplänen zugeschrieben. Die Alliirten schätzten den Feind nach der Schlacht von Brienne, die sie fälschlich für eine Hauptschlacht angesehen, zu gering und er hatte damals gerade durch alte Truppen aus Spanien seine Armee auf 100,000 Mann gebracht. Man trennte in jener falschen Voraussetzung die Heere, um den Feind zu umfassen wie bey Leipzig, ohne die nöthigen Streitkräfte zu besitzen; Napoleon conzentrirte seine Armee dagegen, und er griff die Alliirten an ihren innern Flanken an, so schlug er sie ein Corps nach dem andern und zwang sie alle zum Rückzug. (S. 227.) Dieser Rückzug war sehr gefährlich, da Augerau im Süden vorgedrungen, das Landvolk im Rücken der Armee im Aufstande, das Land selbst ausgezehrt war. Der alte französische Nationalstolz, so wie der ihrer Heere war wieder erwacht, und Napoleon trotzte allen Friedensvorschlägen. Den 25sten Februar (S. 231.) vereinigten sich die Monarchen, auf Knesebecks Rath, zum Rückzug des Hauptheers nach Langres, um hier entweder eine Schlacht anzunehmen, oder nach erhaltenen Verstärkungen wieder den Angriff zu beginnen; das schlesische Heer sollte sich hinter der Marne halten und mit dem Bülowschen Heer sich vereinigen.

Dieser beschlossene Rückzug wurde nicht ausgeführt, da der König von Preußen (S. 236) der sich beim Rückmarsch aufhielt, bey Bar sur aube erfuhr, daß Napoleon mit der Hauptmacht dem schlesischen Heer nachziehe und die vereinigte Hauptarmee es nur mit einem Neben Corps zu thun hätte. Es wurde also der Angriff beschlossen, Bar sur aube durch die Bayern genommen.

S. 290. wird das nachtheilige Gefecht der russischen Corps von Woronzow und Sacken bey Craonne erzählt, wo sie sehr

brav fochten aber 4000 Mann verloren und sich nach Laon zurückzogen.

S. 293. Die Schlacht von Laon wird durch den nächtlichen Ueberfall des rechten Flügels der Franzosen durch das Yorck'sche und Kleistische Corps gewonnen.

S. 332. Wird der neue von Napoleon entworfene Kriegsplan sich an den Rhein zu ziehen, und die gefährliche Lage der Alliirten berichtet und S. 342. 343. näher entwickelt, und S. 371 der geniale Entschluß der Monarchen, ihren Angriff gegen Paris fortzusetzen gewürdigt, wodurch der Krieg entschieden wurde.

Dies Werk wird noch in der fernen Zukunft in der Geschichte als pragmatisch erscheinen, da es so freimüthig als unpartheiisch und gründlich erscheint, nur wird der Soldat die fehlenden Pläne vermissen.

Journal für Deutschland. 1stes Heft 1818.

Der Verfasser giebt darin:

1) Den Beschluß der philosophischen Untersuchungen über die Römer.

Wir wiederholen den schon früher ausgesprochenen Wunsch, daß es dem Verfasser gefallen möge, diese lehrreichen Untersuchungen besonders in einem eignen Werk verlegen zu lassen, damit die Liebhaber sie im Zusammenhange lesen können, dieß wird um so gemeinnütziger seyn, als der Verfasser sie den heutigen Regierungen als einen Spiegel vorhält, um daraus zu lernen, wie Staaten entstehen, sich erhalten oder untergehen, denn er sagt mit allem Recht:

„Schwerlich lehrt die Geschichte irgend eines andern Volks das was zur Bildung eines guten politischen Systems erforderlich ist, vollständiger erkennen, als die Geschichte der Römer. Die größte aller Erfahrungen, welche jemals über das Staatsleben gemacht sind ist uns in dieser Geschichte mitgetheilt; und wer die einzelnen Erscheinungen der Römerwelt so durchdringt, daß er in ihrer Mannigfaltigkeit ihre Einheit wiederfindet, für den ist der feste Boden gewonnen, auf welchem er sich zu einer untrüglichen Theorie der politischen Welt erheben kann."

„Während der Periode, welche die königliche genannt wird, finden wir von den Grund-Charakteren, welche das Wesen jeder Regierung ausmachen sollten nur Einen; nämlich den der Einheit. Zwar giebt es in dieser Periode eine Körperschaft, Senat genannt; allein, da sie nicht auf die Verrichtungen beschränkt ist, welche ihr zukommen, d. h. da sie, gegen ihre Bestimmung Theil nehmen muß an der Verwaltung, und von

der Theilnahme an der Bildung des öffentlichen Willens oder des Gesetzes geschieden wird: so empört sie sich gegen das Königthum; und die Folge davon ist, daß dieses untergeht in dem Mangel an Gesetzen, welche den zweiten Charakter der Regierung, die Gesellschaftlichkeit, verbürgen."

„Während der zweiten Periode, welche die republikanische genannt wird, weil die organischen Gesetze des Staates den Charakter der Einheit aus der Regierung verbannt haben, muß das römische Volk, um den Bürgerkrieg von sich abzuwenden, von einer Anstrengung zur anderen übergehen und sich zum allgemeinen Feind des menschlichen Geschlechts, so weit dies erreichbar ist, aufwerfen. Es verstärkt sich durch ein Bundesgenossen-System; es macht mit jedem Tage neue Eroberungen; es steht nach Jahrhunderten als Sieger da, der die cultivirte Welt unter seine Füße gebracht. Zugleich aber ist die Gränze seiner Kraft gefunden; und weil unübersteigliche Hindernisse seinem Vergrößerungstriebe Schranken setzen, so kommt der bisher zurückgehaltene Bürgerkrieg zum Ausbruch und die Anti-Monarchie, Republik genannt, geht unter in dem Mangel an Gesetzen, welche den ersten Charakter der Regierung, die Einheit, verbürgen."

„Nach dem Untergange der Anti-Monarchie bedurfte es für die Römerwelt eines neuen politischen Systems. Aus der Stadt war im Verlauf der Jahrhunderte durch glückliche Eroberungen ein Reich geworden, welches nach anderen organischen Gesetzen regiert seyn wollte, als ein bloßes Stadtwesen geben konnte; und die Aufgabe war, diese Gesetze so zu bilden, daß die Fortdauer des Reiches in ihnen gesichert blieb. Eigentlich waren diese Gesetze ausgesprochen in den Schicksalen, welche Rom in dem Laufe der ersten sieben Jahrhunderte gehabt hatte; denn wer diese gehörig durchdrang, mußte sich zu der Ansicht, „„daß, dafür die Erhaltung von Staaten und Reichen alles von der organischen Beschaffenheit der Regierung abhängt, diese aber nur in so fern vollständig ist, als sie den Charakter der Einheit mit dem der Gesellschaftlichkeit vereinigt, alles darauf ankomme, dem römischen Reiche eine Regierung zu geben, welche weder absolut-monarchisch, sondern aus Monarchie und Anti-Monarchie, aus Einheit und Gesellschaftlichkeit, zusammengesetzt sey.""

2) Historische Betrachtungen am Feste der Kirchenverbesserung.

Nachdem die christliche Welt den Anstrengungen der Kreuzzüge erlag, fing man an den großen Betrug zu ahnden, der durch das Pabstthum mit dem Worte Gottes zeither getrieben worden war; die Verlegung des heiligen Stuhls nach Avignon vollendete diese Entdeckung. Es folgten die Kämpfe um das ärgerliche Schisma, die nachfolgenden Concilien stellten sich in der kirchlichen organischen Gesetzgebung über den Pabst und

immer noch hielt man das allein herrschende Kirchenthum in Religionssachen für nöthig, wenn man auch die Heiligkeit der Päbste abläugnete. Die Kirche gründete ihre Gewalt einmal auf den Besitz von Grund und Boden, dessen Cultur sie gleich dem Adel durch Bauernknechtschaft erzwang, zum andern auf die Lehre von Hölle und Teufel, ein Kapzaum für die Christen aller Stände. Von christlicher Lehre und Sittlichkeit war im Kirchenthum keine Spur anzutreffen.

So fand Luther sein Zeitalter. Sein innerer großer Drang nach Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums, und deshalb sein eifriges Studium der Urquellen, wird der vorzügliche Grund zur Reformation der Kirche und Lehre. Seine Zeitgenossen, des Drucks und der Lasterhaftigkeit der Kirche, müde, waren dafür reif. Die Begehrlichkeit deutscher Fürsten nach dem fetten Kirchengut kommt zu Hülfe und der Ausgang des 30jährigen Kriegs entscheidet definitiv über die Anrede Luthers, worin gezeigt wird, daß die Reformation neben der von ihr ausgegangenen Reinigung der Religionsbegriffe den Grund zu den theils schon vollendeten, theils noch bevorstehenden politischen neuen Schöpfungen, besonders der Volksvertretung gelegt hätte.

3) Das Geschlecht der Medici.

Eine höchst anziehende geschichtliche Darstellung, wodurch gezeigt wird, wie ein Privatmann und seine Familie durch Liebe einen Frei-Staat unumschränkt regieren könne, ohne den Schein davon anzunehmen.

Unter drey Familien, welche sich in den verschiedenen Städten Italiens Ansehn, Macht und endlich Alleinherrschaft erwarben, hat keine einen größern und bleibendern Ruhm erlangt als die Mediceische. Es muß daher interessant seyn, die Mittel zu erfahren, welche das Geschlecht der Medici endlich zur Würde von toskanischen Großherzogen erhoben. Der Herr Verfasser hat ihre Auseinandersetzung im gegenwärtigen Hefte begonnen.

Seit Johann von Medici, welcher sich in der Mitte des 13ten Jahrhunderts an der Spitze von 100 Florentiner durchs Mailändische Heer einen Weg bahnt, datirt sich der Ruhm dieses Geschlechts, der unter Cosmo und seinem Enkel Lorenzo den höchsten Gipfel erreichte. Die Lage von Florenz und die damaligen politischen Verhältnisse erlaubten diesen großen Männern nicht, in kriegerischen Unternehmungen Ruhm zu erwerben; dafür zeichneten sie sich durch Sorge für die Wohlfahrt ihrer Stadt, durch Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, durch Unterstützung von Gelehrten, durch Eingehung von Handelsverbindungen, durch Sicherung von Florenz mittelst vortheilhafter Bündnisse ehrenvoll aus. Cosmo, genannt der Große, war der reichste Privatmann in Italien, 128 Handels-Häuser in Europa, Asien und Afrika wurden auf seinen

Digitized by Google

Namen geführt und bey allem Reichthum unterschied er sich nicht durch Pracht im Aeußerlichen vor seinen Mitbürgern. Sein Haus stand den Bedürftigen und Unglücklichen offen und war der Aufenthalt von Gelehrten und den cultivirtesten Männern, dennoch ward er verbannt, da ihn seine Feinde nicht tödten konnten, aber im Exile ward er von der stolzen Venetia wie ein Fürst empfangen und von den Bürgern von Florenz bey seiner feyerlichen Rückkehr Vater des Vaterlandes genannt. Fürsten suchten seine Töchter, er aber verheyrathete sie an vaterländische Häuser. Durch dieses Benehmen löste er die Aufgabe, der Fürst von Florenz zu seyn, ohne einen solchen Titel zu führen und ohne seine antimonarchisch-gesinnten Bürger zu beleidigen. Cosmos Schöpfung war durch das Bedürfniß der Einheit bey den Florentinern gehalten und mußte so lange fortdauern, als das Vermögen der Medici groß genug war, um ihnen eine Stellung zu erlauben, worin sie ihren Mitbürgern nützlich waren, ohne ihrer Gegendienste zu bedürfen.

Lorenzo wirkte in des großen Cosmos Geiste fort. Er entging der Verschwörung, welche ein Pabst, ein Cardinal, ein Erzbischof, ein Graf, ein Hauptmann der Leibwache und mehrere Priester zum Untergange seines Hauses angezeddelt hatten und benutzte sie, sein Ansehen zu erhöhen. Bald bedrohten jedoch Kriege mit dem Pabst und Neapel die Stadt Florenz. Mehrere kleine Städte des Gebiets waren genommen; die Verbündeten verließen Lorenzo; seine Mitbürger fingen an, ihm zu zürnen und selbst die mit Ferdinand von Neapel persönlich angefangenen Unterhandlungen waren ohne Erfolg, da dieser keinen Separatfrieden schließen wollte. Da erschien die Rettung von einer Seite, wo man sie am wenigsten erwartet hatte. Muhamed der Zweite landete in Italien, eroberte Otranto und bedrohte Neapel.

4) Bemerkungen zu des Herrn von Haller Restauration der Staatswissenschaft.

Die Richtigkeit eines gesellschaftlichen Urvertrags, worauf der Staatsorganismus beruhe, wird zwar dem Herrn v. Haller zugegeben, keineswegs aber das daraus hergeleitete Prinzip der Nichtigkeit alles künstlichen Staatsorganismus und daß es nur einen natürlichen gäbe, worin die Macht herrsche und die Schwäche gehorche und diene. Die Elemente der Gesellschaft habe nur die Natur gegeben, diese in ihrer Gestaltung sey das Werk künstlicher menschlicher Schöpfung.

Wir müssen uns darin nach einem leitenden Prinzip umsehen; und dieß können wir nur dann finden, wenn wir auf das allgemeinste Naturgesetz zurückgehen, welches kein anderes ist als das der Wirkung und Gegenwirkung, der Kraft und Gegenkraft. Am Tage liegt, daß keine Gesellschaft ohne

Regierung fortdauern kann. Wie aber die Regierung in Abstracto beschaffen seyn müsse, um ihre Bestimmung zu erfüllen, dieß wird nicht von Allen erkannt. Der Geschichte nach, hat es von jeher nur zwey Formen für dieselbe gegeben, nämlich die monarchische und die antimonarchische, und über das Daseyn der einen oder der anderen hat nichts so sehr entschieden, als der Mißbrauch. Schon hieraus hätte man schließen sollen, daß beyde für einander da wären, um eine vollständige Regierung zu bilden; und dies würde dem obersten Naturgesetze, welches die Kraft an die Gegenkraft bindet, vollkommen entsprochen haben. Doch, wenn auch der Eine oder der Andere so geschlossen haben sollte, so haben Leidenschaften und Interessen immer für das Gegentheil entschieden; und so ist es geschehen, daß die eine oder die andere Form sich so lange behauptet hat, als sie konnte. Nehmen wir nun die Sache so, daß man mit Wahrheit sagen kann, nichts sey in der Monarchie schwerer zu erkennen, als die Monarchie. Ihr Gegensatz ist zwar nicht ausgesprochen, und beruhet noch weniger auf bestehenden Gesetzen; aber er ist da, er läßt sich nicht verkennen; er ist in seinen Wirkungen so auffallend, daß man mit Blindheit geschlagen seyn muß, wenn man ihn nicht sehen will. Die Beamtenwelt ist es, die ihn bildet. Nicht gegen Könige und Fürsten hat man seine Freyheit zu vertheidigen; wohl aber gegen die, welche, in ihrem Namen handelnd, nur den eigenen Willen vollziehen. Gegen diese also bedarf es des Schutzes der Stellung. Früher oder später müssen sich in allen monarchischen Staaten Europa's dieselben Erscheinungen wiederholen, welche Frankreich erlebt hat, es sey denn, daß man Mittel findet, die frey gewordene Beamtenwelt zu beschränken, und durch diese Beschränkung die Monarchie zu sichern. Da nun alle Mittel vergeblich seyn würden, wenn dem Delegiren keine Grenze gesetzt werden könnte: so muß man vorzüglich darauf bedacht seyn, wie man diese Grenze finden will. Gefunden aber wird diese nur durch die Idee einer Volksvertretung, wie sie von Etwas ausgehen muß, was der Beamtenwelt entgegengesetzt ist. Ist die Volksvertretung etwas Künstliches, so ist sie zugleich etwas Natürliches; gerade so natürlich, wie alle die Mittel, welche Herr von Haller in dem 151sten Kapitel seiner neuen Theorie gegen den Mißbrauch der Gewalt anführt. In jedem anderen Betracht verdient sie sogar den Vorzug; denn wenn sie Empörung, Anrufung fremder Hülfe und (im äußersten Falle) Trennung und Flucht ersparen sollte: so muß man gestehen, daß sie etwas sehr Großes leistet. Hierauf aber ist es bey der Volksvertretung angesehen. Sie hat keinesweges die Bestimmung, als unabhängige Kraft zu wirken; sie hat noch weit weniger die Bestimmung, die Gegenkraft zu schwächen: sie soll nur dazu dienen, den öffentlichen Willen, ohne welchen die Gesellschaft nicht bestehen kann, nach dem Vortheil derselben zu regeln — oder vielmehr regeln zu helfen, damit alle Ueberspannung der Kräfte vermieden werde, welche nothwendig da entsteht, wo

die Willkühr gebietet. Nur auf diesem Wege kann das wahre Gemeinwesen, Staat genannt, zum Vorschein kommen, während es weder in den reinen Monarchien, noch in den reinen Anti-Monarchien (diese mögen sich der aristokratischen oder der demokratischen Form nähren) wiederzufinden ist: Ein offenbarer Beweis, daß der Staat für sein Daseyn und seine Fortdauer der organischen Gesetze oder der Constitutionen bedarf, und ohne sie gar nichts seyn würde, als eine Menschenmasse ohne Ordnung und Regel.

Für die Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirche. Wider die 21 letzten Sätze von Claus Harms. Von Sack.

Ueber die Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirche. Freimüthiges Bedenken eines Lutherischen, veranlaßt durch die Schrift des Herrn Predigers Sack.

Zwei Schriften, welche den durch den Titel bezeichneten Gegenstand aus verschiedenen Gesichtspunkten behandeln.

Der Herr Sack richtet seine Schrift gegen die 21 letzten Sätze welche Herr Claus Harms in Kiel hat anschlagen lassen, die gegen die Vereinigung beider evangelischen Kirchen gerichtet sind, und sieht dieselbe für sehr ersprießlich an, behauptend, daß nur die Formen des beiderseitigen Kirchenthums, keineswegs aber die Lehre vereinigt worden sey und es jedem Bekenntniß, dem Lutherischen wie dem Reformirten frey stände, in ein und derselben Kirche von einander abweichend, seine religiösen Gesinnungen und Grundsätze beyzubehalten.

Der Verfasser der zweyten Schrift theilt mit dem Herrn Sack diese Meinung keineswegs und behauptet dagegen, daß die bisherige Kirchentrennung weder Nachtheile gehabt, noch durch die Vereinigung der Form nach, Vortheile für das Christenthum erwachsen wären und wohl ihr Daseyn am mehrsten der entstandenen Gleichgültigkeit in der Religion überhaupt zu verdanken hätte. Die Vereinigung hätte aus den Gesinnungen der Gemeinden geschichtlich hervorgehen, diese wenigstens deshalb befragt werden müssen und nicht von oben herunter.

Ueberlieferungen No. 22.

1) Schilderung des sächsischen freiwilligen Banners.

Eine Darstellung, daß der ganze Zweck dieses freywilligen Corps durch dessen erste Bildung, Führung und endlichen Auflösung gänzlich verfehlt worden sey, der König von Sachsen seinen Haß gegen diesen Banner nach seiner Rückkehr ohne Hehl öffentlich ausgesprochen und die Tragung der Uniform desselben verbothen hätte. Dem General Carlowitz als Führer wird mancher bittere Vorwurf gemacht, besonders die Begünstigung adlicher Officiere, die Erhebung des Banners zur russischen Garde, die Vertheilung des neugeschaffenen Verdienst-Ordens, die langsame Bildung und Bewegung des Corps zur Hauptarmee und noch mancher andern mehr.

2) Die sächsischen Kriegsgefangenen in den preußischen Staaten.

Es wird hierin die üble Aufnahme der sächsischen Gefangenen nach den Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz von den Preußen aller Volksklassen sehr bitter gerügt. Am Schluß sagt der Verfasser selbst:

„Ob übrigens gleich in den Gemüthern aller Sachsen, die ihr unseliges Geschick jenen Weg des Elendes gehen ließ, die bittersten Erinnerungen in unvertilgbaren Spuren fortleben werden, so lehnen sie sich doch keineswegs gegen die sich ihnen selbst aufdringende Ueberzeugung auf, daß bei den damals bestehenden Verhältnissen ihres Vaterlandes in dem Laufe des wüthenden Kampfes ihr Schicksal kein anderes seyn konnte. Sie finden es sogar in dieser Erwägung nicht anders, als höchst natürlich; allein nur so weit wollen sie nie in ihrer deutschen Philosophie kommen, daß sie sich, wie man schon hier und da die mehr als thörigte Erwartung geäußert, der schonenden hochherzigen Behandlung, die man ihnen als Gefangene in jenen Perioden zu Theil werden lassen, mit segnendem Danke freuen sollten.

Gegen eine solche, das Unglück so frecherweise verhöhnende, Zumuthung öffentlich zu protestiren, und mit Freimüthigkeit auch in diesem unbedeutenderen Theil der neueren Geschichte der wieder emporgekommenen Herrschaft der Wahrheit zu huldigen, ist der einzige Zweck dieser gelegenlichen Bemerkungen.

Rusts Magazin für die gesammte Heilkunde. 2ten Bandes 3tes Heft.

In diesem Heft ist No. 4.: „Neue Methode, verstümmelte und durchbrochene Nasen auszubessern;" sehr lesenswerth, be-

Digitized by Google

sonders da der Verfasser Herr Geh. Rust am Ende dieses Aufsatzes ein Urtheil über die von Herrn Geheimen Rath Gräfe erneuerte Methode der Ansetzung von Nasenspitzen fällt, welches aber nicht sehr günstig ist.

Beiträge zur neuen Kriegsgeschichte, von Fr. Förster. 2ter Band.

Enthält den Anfang der Beschreibung des Aufstands in Voralberg 1809, eine Beschreibung dieser Provinz, die Ursachen des Aufstandes, (die kurz gleich darin gesetzt werden, daß Oestreich dem Lande seine alten Rechte und Abgaben ließ, es mit denselben an Bayern abtrat, von diesem zwar bestätigt aber demnächst gebrochen, Conscriptionen, Mauthwesen ꝛc. eingeführt wurden.) Das Leben des Doctor Schneider, und die ersten Begebenheiten des Aufstandes, an dem Hormaier und Schneider den vorzüglichsten Antheil hatten.

Einen vorzüglich interessanten Anhang hat dieser Band in dem Auszuge eines Tagebuchs des sächsischen Obersten von Odeleben, als Ergänzung seiner Geschichte des Feldzugs 1813. Von diesem Tagebuch war schon die Rede in jenem Werke, wo der Verfasser es, als während des Feldzugs verloren, angab. Es hat sich seitdem wieder gefunden, und so unausgeschmückt wie es ist, dürfte es ein höchst wichtiges geschichtliches Document dieses merkwürdigen Feldzugs bleiben, besonders da es die Persönlichkeit Napoleons und sein Betragen während und nach der verlorenen Schlacht von Leipzig schildert, auch beweißt wie planlos er manchmal gehandelt und wie häufig er aus dem Zusammenhang gekommen ist.

Die Zeiten, 3tes Heft.

In diesem Heft ist die Beurtheilung einiger neuen preussischen organischen Edikte das Wichtigste, und wir müssen dem Verfasser beipflichten, wenn er Seite 385 die Meinung äußert:

> durch die Oberpräsidenten würde die unsägliche Schreiberei nicht vermindert werden, wie die Absicht sey, sondern vermehrt.

Alle Klagen über Schreiberei, von Regierenden und Regierte, die beide täglich beflissen sind, sie zu vermehren. Diese Klage klingt eben so lächerlich als wenn man in einem Badeort die Gäste über die Steifheit des gesellschaftlichen Tons klagen hört, der doch von ihnen ausgeht.

Es ist zu bewundern, daß der so allgemein gepriesene Baron Stein, von dem die Reorganisation der preußischen Civiladministration 1808 ausging in demselben Grade darin zurück als die Militairadministration vorwärts schritt, denn war jene 1806 schlecht, so ist sie seitdem noch unendlich schlechter gewor-

ben, deßhalb weil man die Organe unrecht anstellte: bey der Gesetzgebung die Einheit, bey der Ausführung die Vielheit. Oben ein Staatskanzler und Minister, unten ausführende Collegia in 4 Abtheilungen. Diese nicht über einen Thaler schaltend, jene Millionen ohne Verantwortlichkeit anweisend. Wie soll da Schreiberei in einem Volke vermieden werden, das von allem den Grund wißen, über jeden einzelnen Grund raisonniren, sich in nichts fügen will, was seinem individuellen Interesse widerspricht!

Die Oberpräsidenten sind wie ein Keil zu betrachten, den man in ein naßes Holz schlägt um es zu spalten, ist die Widerstandskraft der des Keils überlegen, so werden sie herausgeschleudert im andern Fall trennen sie was vereinigt seyn sollte. Wenn der Staatsrath und der Reichsrath künftig für die Gesetzgebung in Wechselwirkung treten sollen, so müssen alle collegialische ausführende Organe wegfallen, und Individuen an die Stelle treten, eher hört die Schreiberei nicht auf, und dann erst treten Oberpräsidenten oder Landvoigte an ihre Stelle.

Märkisches Provinzialblatt. 3tes Stück. 1818.

Als statistischer Beitrag hat der Aufsatz von dem Zustande der Mark nach dem Ende des 30jährigen Kriegs seinen Werth.

Die Rezension des Dirickeschen Werks vom Adel, ist zwar etwas partheiisch lobend, enthält aber doch viel zu beherzigendes.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, von Wolfart. Erster Band. 1stes Heft.

Ganz vorzüglich anziehend darin sind die Nachrichten von Mesmers Leben und Ende.

An den Sprecher der Stadt und Landschaft Coblenz von Adam Müller. Leipzig 1818.

Der Verfasser freut sich ungemein, Herrn Görres durch seinen Bericht über die Uebergabe der Addresse rc. als einen neuen Bekenner seiner Lehre zu erblicken, von dem allein seligmachenden katholischen Glauben, von der Alleingültigkeit des offenbarten göttlichen Gesetzes, von der Nothwendigkeit einer neu zu begründenden und mit Grund und Boden auszustattenden

Geistlichkeit ꝛc. Ob Herr Görres eben solche Freude haben wird, von Müller sich belobt zu sehen, und ob seine Freunde immer noch so blind sind, eine abermalige öffentlich erklärte Sinnesänderung dieses Chameleons nicht zu bemerken, lassen wir dahingestellt seyn.

Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden von Dr. Franz Passow. Breslau 1818.

Wem es gelüstet ein Buch voll falscher Thatsachen, über die preußische Geschichte vom Jahre 1813 zu lesen, daß Fichte, Scharnhorst und Jahn eigentlich allein die zu canonisirenden preußischen Helden gewesen, von denen die Besserung des in moralische Schlechtigkeit versunkenen Volks ausgegangen sey, der lese diese Sammlung von klingenden Worten und frechen Verunglimpfungen derer, welche das Turnen nicht über allen Tadel erhaben gefunden haben. Es wäre verlorene Mühe, auch nur noch ein Wort über dieß elende Machwerk zu verlieren.

Nemesis. 11ter Band, IIItes Stück.

Ein Herr Friedrich Förster liefert eine bittere Critik der rechtlichen Erörterung ꝛc. vom Herrn von Kamptz, die schon so vielfach Recensionen veranlaßt hat. Diese Critik ist vorzüglich gegen Sprachfehler gerichtet, deren mehrere angebliche „statt zeigen, zeugen" gerügt werden. Man wird dadurch versucht zu glauben: Herr Förster sey in irgend einer Schulanstalt angestellt, und zwar in einer Juristenfacultät, denn die juristischen Bedenken:

> Ob das Verbrennen von Druckschriften für ihre Verfasser eine symbolische Injurie sey oder nicht?

wird sehr gründlich untersucht.

Obschon der Herr Verfasser behauptet, sich vor Ehrenrührigkeiten gehütet zu haben so möchte doch wohl die Stelle S. 331. bedenklich scheinen, wo es heißt:

> Herr v. Kamptz verlor durch Aufhebung der geheimen Polizey den schönsten Zweig seiner Thätigkeit, aber ohne Rücksicht auf jene Verordnung bleibt jenes Amt ihm zu werth, als daß er sich sogleich davon trennen konnte ꝛc.

Sollte hierin nicht für Herrn von Kamptz der Vorwurf liegen, einen Mißbrauch seines Amts gemacht zu haben, der nach dem Allgem. L. R. ein Verbrechen ausmacht? Wie wenn Herr von Kamptz niemals Vorstand der geheimen Polizey gewesen wäre; wenn er Auftrag zu einer Untersuchung wegen der Wartburgsfeyer gehabt hatte, die er nicht geheim geführt?

Digitized by Google

Miszellen. 4tes Heft. 1818.

1) Ueber des Brittischen Seecapitains Wright letzte Schicksale und geheimnißvolle Todesart im Tempelgefängniß zu Paris.

Ein Bericht eines mit dem Capitain Wright vor Quiberon gefangen genommenen Seeoffizier Namens Hiller, der nachher mit jenem in Paris im Tempel gefangen saß, und keinen authentischen Aufschluß über die behauptete gewaltsame Todesart des Herrn Wrights giebt.

2) Cardinal Rohan, oder neuenthüllte Geschichte des berüchtigten Pariser Halsband-Prozesses. (Schluß.)

Die Halsband-Geschichte wird hier aufgeklärt und geschlossen, die Täuschung und Unschuld des Cardinals wurden vor Gericht anerkannt und die Betrügerin La Motte gebrandmarkt, die Complizen Cagliostro 2c. des Landes verwiesen.

Journal für Deutschland. 4tes Heft.

1) Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.)

Dieser Theil umfaßt die Regierung des Gothenkönigs Theoderich in Italien, den Streit des Arianismus, wozu sich derselbe bekannte, mit den Päbsten, die Kriege Belisars und des Castraten Nerses, welche der Gothen Herrschaft vernichtete, in Rom triumphirten und das Exarchat begründeten.

2) Ein Auszug aus de Grandt's Schrift: von den Fortschritten der repräsentativen Regierungsform in Frankreich beweißt: daß solche noch in ihrer Kindheit sey, und ein 2ter Auszug aus Liorent's Geschichte der spanischen Inquisition giebt eine Biographie des Don Carlos die der Schillerschen widerspricht und ihn als einen Teufel darstellt.

Aktenmäßige und geschichtliche Darstellung meines Prozesses, auch der wider mich auf die Denunciation des Prignitzschen Deich-Directoriums wegen Beleidigungen geführten fiscalischen Untersuchung und

meiner Verurtheilung von F. E. E. v. Saldern ꝛc. Wilsnack 1818.

Dürfte dem Justizministerium zur Beurtheilung in sofern interessiren, als hin und wieder stark ausgedrückter Tadel der Justizverwaltung vorkommt, daß sie höchst mangelhaft sey, z. B. S 5. der Vorwurf, daß sie ein rechtliches Gehör verweigert ꝛc.

Einige Ideen über ständische Volksvertretung in Neu-Pommern und Rügen von Pr. Schildern. Greifswald 1818.

Der Verfasser theilt das Volk in Gebildetes und Ungebildetes, und sagt mit richtigem aus der Erfahrung geschöpfter Wahrheitsgefühl, daß jene Classe über ihre geistige Ausbildung das vaterländische Herkömmliche vernachlässiget und den allgemeinen Weltansichten geopfert, dem römischen Rechtsbegriff sich ganz hingegeben hätte, darüber sey solche in reine Eigensucht versunken, und habe dem erstern Feinde daher erliegen müssen. Diese gebildete Volksklasse habe nachtheilig auf die ungebildete gewirkt, da sie solche nur als Produkt zu ihrem Gebrauch angesehen und in Sklaverei versinken lassen, der Roheit und Unwissenheit gefolgt seyn.

Aus diesem vereinzelten Stof, wovon der eine Theil eigensüchtig, der andere roh sey, würde sich eine ständische Landschaft schwer bilden lassen, die ihre Bestimmung erreiche, lieber keine als eine solche.

Ueber Deutschland wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand, von Dr. Merkel. Riga 1818.

Der 1ste Band enthält die Ansichten, vorzüglich Berlins, ob sie richtig sind, werden hiesige Leser bald finden. Wir haben wenigstens unendlich viele Unrichtigkeiten bemerkt. Ob sie interessant sind? Mitunter! z. B. die vom Theater, vom Turn-, vom Schriftstellerwesen.

Der 2te Band enthält die Beurtheilung des Verfassers über politische Gegenstände, die an der Tagesordnung sind. Verfassung, Landstände, Zeitgeist, Volkssouverainität, Einheit Deutschlands ꝛc, er huldigt der Mode, indem er so darüber spricht, wie er die öffentliche Meinung darüber erkannt zu haben glaubt. Das ist das Sicherste, wenn auch nicht immer das Richtigste. Wie manche dieser Urtheile abgefaßt sind, zeigt folgende Stelle:

„Leiten und leiten, und immer leiten? Wenn ihr nicht Hammel wärt, würdet ihr das Volk nicht für eine Schaafheerde halten, die eurer Schelle folgen soll. Gebt ihm nach und gebt ihm was es braucht, dazu seyd ihr da.“

„Ist es wahr, daß ein junger Thronerbe so zu einem Minister seines Vaters gesprochen hat, so war dies unstreitig nicht sehr verbindlich aber mich dünkt dieser Fürst nichts, hat ganz die Miene danach einst wahrhaft ein Führer seines Volks zu seyn, weil er ihm durch Verstand (das da oben war nur Witz) imponiren (Wie?) und es beglücken wird.“

So weit Herr Merkel. Wie viel Widersprüche! der große Haufe soll seinen Willen und alles haben was er braucht, und doch soll sein Fürst ihm Führer seyn, der ihn imponirt und dadurch beglückt. Imponirt man wenn man giebt was verlangt wird?

Seite 95 wird dem Gesetzgeber ein Seitenhieb gegeben, der neuerlichst verordnet hat:

daß fernerhin das Wort protestantisch nicht mehr gebraucht werden solle.

S. 174. beweißt Herr Merkel seinen russischen Patriotismus, da er Rußland in seiner Schilderung europäischer Staaten, die wenig Beifall finden wird, sehr hoch erhebt.

Europäische Annalen. 3tes Stück.

Enthält Fortsetzungen in Uebersetzungen bekannten Schriften und nichts interessantes.

Beiträge zur Criminalwissenschaft, vom geheimen Ober-Oppellationsrath Schmid in Jena, bei A. Schmid daselbst 1818. Oder: des Geheimen Ober-Medicinal-Raths Dr. Heinrich Kohlrausch zu Berlin öffentliche Vertheidigung gegen öffentliche Verunglimpfung.

Für dieß auf Akten begründete Buch muß jeder preußische Patriot der Regierung die höchste Aufmerksamkeit wünschen. Hier kommt nicht bloß die bürgerliche Ehre zweyer Aerzte und Staatsdiener in Betracht, sondern die Ehre und Zuverläßigkeit eines der ersten Rechtsbehörden im Staate, des Kammergerichts. Hier ist von Mangelhaftigkeit der Gerichtsordnung die Rede und von Mißbräuchen die einer der wichtigsten Krankenanstalten des Staats in der Charite statt finden sollen. Hier muß jedem Leser die jetzt so häufig besprochene Sache der Oeffentlichkeit der Justiz einfallen. Hier endlich muß jedem Leser

die Nothwendigkeit einer strengen Verantwortlichkeit der untersuchenden und erkennenden Richter einleuchten.

Es müßte sonderbar zugehen, wenn die, in dieser Schrift verhandelte Rechtssache nicht eine solche Sensation und Reform veranlaßte, als die Arnoldsche Sache 1779 unter Friedrich dem Großen, welche ein neues Gesetzbuch mit veranlaßte und eine gänzliche Umformung der Justiz-Verwaltung.

Diese Gesichtspunkte sind es die den Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, bewogen haben, diese Schrift herauszugeben.

Sie zerfällt in *IV.* Abschnitte, welcher ein jeder seine eigene Beilagen hat:

I. Nothwendigkeit einer öffentlichen Rechtfertigung des rc. Kohlrausch. *II.* Verhältnisse zwischen dem rc. Kohlrausch und rc. Horn. Veranlassung der Untersuchung gegen den Letzteren. *III.* Gang der Untersuchung wider den Hofrath Horn. *IV.* Beleuchtung des auf diese Untersuchung gefällten Erkenntnisses.

Als Veranlassung der Untersuchung gegen den rc. Horn, als Vorsteher der Charite und dieser Anstalt selbst ist die von den Verwandten der verstorbenen tiefsinnigen Demois. Thiele der Polizey-Direktion, angezeigte gewaltsame Todesart in der Charite anzusehen, wo dieselbe aus 2 über einander gezogenen Säcken todt durch Erstickung herausgezogen worden, worauf die Polizey-Direktion durch den Medizinal-Rath Könen und eine Polizey-Deputation jene denunzirte Thasache so wie den Befund der Charite untersuchen, und die Resultate dem Ministerio des Innern vorlegte, welches solche dem Justizminister zur fiscalischen Rüge einsandte. Dieser beauftragte das Kammergerichte damit, welches die Anzeige nicht hinlänglich begründet fand. Da das Ministerium des Innern sich bey diesem Urtheil nicht beruhigte, wurde eine Untersuchung vom Justizministerio dem Kammergericht anbefohlen. Solche erfolgte durch den Kammergerichts Rath Skalley; und der Kammergerichts Rath Eichhorn war Referent. Da der im Ministerio des Innern in der Sektion der Medizinal Polizey angestellte Dr. Kohlrausch in einem Schreiben an das Ministerium des Innern mannichfache Mißbräuche der Chariteverwaltung gerügt hatte, welches zu den Acten gekommen war, so hatte sich die Sentenz des Kammergerichts, worin der Horn völlig freigesprochen worden, besonders auf dieses Schreiben bezogen, und solches für eine Denunziation angesehen und in den Urteilsgründen sich des Ausdrucks bedient:

„daß der Kohlrausch nicht ohne Absicht, Vorsatz und besseres Wissen, Thatsachen entstellt und unrichtig vorgetragen zu haben, den Verdacht erregt, jedoch aller der diesen Verdacht erregenden Umstände nicht für überführt zu achten gewesen sey.“

Der rc. Horn ließ die Untersuchungsacten drucken und so kamen die den Kohlrausch entehrenden Urtheilsgründe in den

Mund

Mund des Publikums. Derselbe beschwerte sich darüber, und brachte Nova bei, welche die Horn zur Last fallenden Beschwerden der Wahrheit näher brachten. Es erfolgte eine Revision durch einen Deputirten des Kammergerichts, aber das Justizministerium ließ nun die Sache liegen, und sah solche als abgeschlossen an.

In obiger Schrift sind sehr bittere Vorwürfe, ganz besonders dem Referenten Herrn Eichhorn S. 250. gemacht, wo es heißt:

„Der Vortrag des Referenten, worauf das Erkenntniß sich gründet, hätte alle Unförmlichkeiten und Mängel der Untersuchung zeigen, und auf ihre Ergänzung hinwirken sollen, aber er that gerade davon das Gegentheil. Er versteckte jene Mängel, stellte die Sache als erschöpft, die Unschuld des Hofraths Horn als vollständig ausgemittelt dar; er erklärte die Behauptungen, worauf die Anschuldigung gebaut war, nicht nur für unerwiesen, sondern sogar für unerweislich, ohne daß ihr angeblicher Urheber, um die dafür beyzubringenden Beweismittel, nur wäre befragt worden. Ja er verleitete durch die unrichtige Stellung der Thatsachen, und durch die geschickte Verwechselung derselben, mit den daraus zu ziehenden Folgerungen das Gericht zu einem Ausspruche, welcher sowohl die rechtliche Form, als die Rechte eines Dritten auf Unbescholtenheit und guten Namen auf das tiefste und nachtheiligste verletzte, und eine harte Beurtheilung ohne vorhergegangenes rechtliches Gehör in sich enthielt.

Auszüge aus den Ueberlieferungen der neuen Welt, nach den jüngsten Entdeckungsreisen und interessanten Gemälden. Leipzig 1818.

In dem ganzen Umfange Brasiliens zählt man wenigstens 600000 Sclaven, die entweder alle in Afrika gebohren, oder von denen, welche aus diesem Lande hieher gebracht wurden, erzeugt worden sind. Es findet keine eigene Verordnung in dieser Hinsicht Statt; doch wird allgemein anerkannt, daß man sie nach dem gemeinen Rechte richten müsse. Jährlich werden gegen 20,000 eingeführt, um ihre Zahl immer im gleichen Verhältnisse zu erhalten. Jedes Individuum kostet gegen 200 Thl. Vor ihrer Einschiffung in Afrika erhebt der Agent des portugiesischen Hofes in diesem Lande eine Abgabe von zehn Reis von jedem Kopfe, welches jährlich an 400,000 Thl. betrug, eine

Digitized by Google

Summe, die nicht zu den öffentlichen Einkünften gerechnet, sondern als Privateigenthum des Königs betrachtet wird.

Diese Unglücklichen werden von ihren Herren ernähret und gekleidet. Man überläßt ihnen ein kleines Stück Landes zu ihrem eigenen Erwerbe, welches sie an 2 festgesetzten Tagen in jeder Woche bearbeiten. Die fleißigen unter ihnen gewinnen dadurch oft so viel, daß sie ihre Freiheit erkaufen können, welche sie für eine bestimmte Taxe jedesmal verlangen dürfen, wenn sie von ihrem Herrn mißhandelt oder unterdrückt werden. Vorzüglich dieser Hoffnung und diesem persönlichen Interesse ist die kleine Zahl weglaufender Sclaven hier zuzuschreiben, welches vorzüglich selten in der Nachbarschaft der Bergwerke der Fall ist, wo sie von dem Ertrage des Feldbaues leben. Wer von einer Sclavin gebohren ist, wird auch ein Sclave, seine Farbe sey, welche sie wolle, da man hier tausend Abstufungen derselben vom Schwarzen zum Weissen findet. Die der Krone zuständigen Sclaven werden mehrentheils bei den Diamant-Gruben und andern öffentlichen Arbeiten gebraucht.

Andere stehen im Dienste der Klöster und bloß die Benediktiner haben mehr als tausend auf ihren Pflanzungen. Diese Geistlichen behaupten, daß die Mulatten, so wie die andern Sprößlinge aus vermischten Geschlechtern, im allgemeinen viel Verstand und Genie besitzen. Sie haben einige dieser Kinder mit eben so viel Sorgfalt als Erfolg erzogen und während Sir George Staunton's Aufenthalt in Brasilien, sagte ihm einer dieser Mönche mit triumphirender Miene, daß vor kurzem ein Individuum aus gemischter Abkunft stammend in Lissabon Professor geworden sey.

Die Neger und Mulatten, welche ihre Freiheit erkauft haben, genießen alle Rechte der Bürger, können aber weder Priester werden, noch irgend einen Dienst bey der Regierung, auch keine Offiziersstelle, als nur in ihren eigenen Bataillons erhalten. Selten heirathen die Colonisten Negerinnen. Sie begnügen sich, mit ihnen in unerlaubter Verbindung zu leben, was nach den Sitten des Landes gestattet ist.

Hätten die Portugiesen, statt in ihre neuen Besitzungen die Sklaverey der Neger und alle daraus entstehenden Uebel einzuführen, verstanden, sich durch ein weises und aufgeklärtes Benehmen, die Freundschaft der Eingebohrenen zu erwerben; hätten sie sich bemüht, die ihnen eigenthümliche Gefühllosigkeit zu überwinden, indem sie ihnen die Vortheile des bürgerlichen Lebens kennen lehrten, mit einem Worte, darauf hingearbeitet, aus den Eingebohrenen und Colonisten nur ein und dasselbe Volk zu bilden, so wäre ihr dortiger Aufenthalt eine Wohlthat für eines der schönsten Länder der Erde geworden. Aber die Eroberer des neuen Continents waren so unmenschlich und so unklug, daß, als sie kaum eine feste Niederlassung in Brasilien gegründet hatten, sie über die Eingebohrenen herfielen, sie auf öffentlichem Markte verkauften, und sie, gleich Sclaven in den Pflanzungen zu arbeiten zwangen.

Gemählde der südamerikanischen Steppen, Llanos genannt.

(Nach Alexanders von Humboldts Werken über Amerika.)

Das Interesse, welches dies Gemählde dem Beobachter gewähren kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Sage erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenreichs.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe, bis zu den Wäldern der Guayana, von dem Gebirge von Merida, in dem siedende Schwefelquellen unter ewigem Schnee hervordringen, bis zu dem großen Delta, welches der Oronoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme, jenseits der Ufer des Meta und Vicharda bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem eisernen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramet de la Summa Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 14,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der Bergjoche, welche die Andeskette östlich aussendet, und welche die waldige Ebene des Amazonenflusses gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und La Plata-Stromes scheiden. Die letztern, die Pampos von Buenosayres, übertreffen jene, (die Llanos) dreymal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der Casuarähnliche Touyou ist diesem Pampos eigenthümlich, wie die Colonien verwildeter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zaara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das lybische Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittelasien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen, und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige, zum Theil noch wenig entwickelte, Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheiles.

Schmalheit des mannigfaltig eingeschnittenen Continents:

seine weite Ausdehnung gegen die beeiseten Pole hin; der freye Ocean, über den die tropischen Winde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meereswasser, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben; die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Wendungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem Afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt; so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper ungleichzeitig geschlichtet der verderbliche Streit der Elemente, oder als sey aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Krokodillen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten eine auffallende Aehnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Continents. Aber innere Structur des Bodens, und relative Lage zu den angränzenden Ländermassen, bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheile von Südamerika liegen jenseits des Aequators, also in einer Hemisphäre, welche wegen der größern Wassermenge und wegen mannigfaltiger anderer Ursachen, kühler und feuchter, al unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letztern gehört dagegen der beträchtliche Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnug, als die afrikanischen Küsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter einem Breiten Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestrahlende Continente hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige langverkannte Vater der Geschichte Herodot, im ächten Sinn einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Meckhran (dem

Gedrosia der Griechen) ja bis Multan in Vorderindien hin, als ein einziges zusammenhängendes Sandmeer geschildert.

In der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, in innländischen Seen; und an hohen Gebirgen. Mit ewigem Schnee bedeckt ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzelnstehende luftige Himmelsstütze erschien. Oestlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul zu, wo, jetzt im Schutt gesunken das meergebiethende Carthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als gätulische Vormauer, hält sie die kühlen Nordwinde, und mit diesen die aus dem Mittelmeer aufsteigenden Dämpfe zurück.

Wahrscheinlich erhebt sich auch über der untern Schneegränze das Mondgebirge, el Komri, von dem man fabelt, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Quitto, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bildet. Selbst die Cordillern von Lupolta, die sich an der östlichen Küste von Mosambique, wie die Andeskette in der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, die sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Doch wären vielleicht alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme noch nicht hinlänglich, jene afrikanischen Ebenen in ein fruchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht einst eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ocean diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und ihrer Dammerde beraubt. Wenn diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, der die wärmeren mexikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an, den alten Continent treibt, und durch welche westindische Cocus-Nüsse nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet, und schlägt mit Ungestüm an die westliche Küste von Nordafrika. Auch zeigen alle Meeresufer (ich erinnere an die Peruanischen zwischen Amotape und Ceaguimbo) wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, vergehen, bevor sich in heißen, regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andern Flechten keimen, der bewegliche Sand mit Kräutern zu bedecken anfängt.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, troß der äußern Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetationscharakter darbieten. Hat aber auch die Südamerikanische Steppe eine dünne Rinde fruchtbarer Erde, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt, und mit üppig aufschießendem Grase geschmückt; so hat sie doch

Digitized by Google

die angränzenden Völkerstämme nicht reitzen können, die schönen Bergthäler von Carracas, oder das Meeresufer oder die Flußwelt des Orionoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward sie auch bey der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Zwar sind die Llanos zur Viehzucht allerdings geeignet, aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents völlig unbekannt. Kein Völkerstamm wußte die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht dargebothen hatte. Zwei Arten Grasfluren von West-Canada, und um die colossalen Trümmern des Aztecken-Pallastes, der, ein amerikanisches Palmyra, sich verlassen in der Einöde am Gyla Fluße erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schaafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Kalifornien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kameelartigen Vicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahret. Denn Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Cultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von dieser einige durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie, Kälte liebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt; so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen seyn, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten könnten. Sollte vielleicht ein Stamm des Hiogunu, welcher laut den chinesischen Jahrbüchern, unter seinen Anführer Punon in Nordsibirien verschwand, bis Amerika vorgedrungen, und wie in Panonien als Hunnen, wie in Corna als Neujapanesen, so in Mexico als Tulteken oder Azteken erschienen seyn? Eine so gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünstigte Hypothese würde wenigstens den auffallenden Mangel der Getreidearten in dem neuen Continent erklären. Denn die Bewohner der asiatischen Steppen waren selbst nicht ackerbauende.

Blieb dennoch das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt, und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerikas unbekannt; so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Naturgestalten entwickelt; frey, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern des Oronoco, wo der Hymenen und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche gepanzerte Amadille, welche rattenartig den unterirdischen Hasen in seiner Höhle aufschrecken; Heer-

Digitized by Google

den träger Chiguires, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten, der große ungemähnte Löwe, brasilianische Tiger, die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen. — Diese und viele andere Thiere durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine nomadischen Völkerhorden, die ohnedieß (nach indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächer Palme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Oronoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um während in der Regenzeit das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häußlichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bey Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flamme hoch in der Luft. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen, und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalte auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung auch mannichfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der nemlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanze Metarmorphose, enthält das Mark des Stammes, ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha Wurzel, in dünnen brodtartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baumes ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die frischschuppigen Früchte, welche röthliche Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, in mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind selbst hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Fern von ihnen hat überall Viehzucht in dem unermeßlichen Raum begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zusammengeflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen dazwischen umher. Ja die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger je man-

nigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, und pflanzt sich durch Gegenstoß die kreisende Bewegung fort; so gewährt die Steppe einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, deren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elekterisch geladene, Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbey, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodill und die Boaschlange, tief vergraben in trockenen Letten. Ueberall verkündet Dürre den Todt.

In dichten Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennenden Durste geängstiget, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabey vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos, denn oft sieht man Thiere, welche vom Cactus-Stacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes, saugen ihnen vampyrartig das Blut aus, und hängen sich an den Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in denen Mosquitos, Hippobosceen und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regen-

zeit ein; so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bey Nacht den schwarzen Raum im Sternenbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die Scheitel rechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten sich die Dünste über den Zenith aus. — Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt; so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum, und mit mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel, und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere, im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tieger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebohrnen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben, denn plötzlich mit heftigem Getöse, wie beim Ausbrechen kleiner Schlammenvulkane, die aufgewühlte Erde wolkenartig auffliegen. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodill, steigen aus der Gruft hervor, durch den Regenguß, aus dem Scheintodt erwecket. Schwellen allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange, inselförmig, über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodillen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Auch nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die den Rachen dieser blutgierigen Eidexen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkührlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt; vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Ge-

Digitized by Google

birgsebene des Antisana, welche höher, als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier ist es die nordische Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne schützt. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpfen, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tieger und Krokodillen bedrohet. Aber nicht die Krokodille und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Reastro sind mit zahllosen electrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese Gymnoten haben 5 — 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppenstraße von Urituen einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihn die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht electrisches Feuer tief aus dem Schooß der Gewässer aus.

Ein mahlerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen, und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letzteren erliegen unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne schnaubend, wilde Angst im funkelndem Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet, und mit dürrem nicht leichtenden Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt, alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrals,

fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen.

Ich könnte hier diesen gewagten Versuch eines Naturgemähldes der Steppe schließen. Aber wie auf dem Ozean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt; so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begränzen.

Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich denselben Welttheil angehören, und deren unausgeglichener Zwist so alt, als die Mythe von Osiris und Typhon, scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und lanahaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittel-Asien ist durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarey von der uralten Menschenbildung in der Halbinsel vom Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begränzen das Gebiet europäischer Halbcultur. Nördlich zwischen der Gebirgskette von Venezuela, und dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer, und sorgsam bebauete Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickigt erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Oronoco und dem Amazonen-Strome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bette der schäumenden Flüsse. Berg und Wald hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrülle des Jaguar, und den dumpfen regen verkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Krokodille.

Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tiegerfleckige Boa schlange. Schnell vorgestreckt ergreift sie in der Fuhrt den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt mühsam den Raub, in Geifer gehüllt, durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprache gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit, wie die Otomaken und Jaruren; andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und sanfteren Sitten, (wie die Maquiritaner und Makos.) Große Räume zwischen den Cassiquiare und dem Atabavo sind nur vom Taper und von geselligen Affen, nicht von Menschen be-

Digitized by Google

wohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unauslöschlichsten Denkmähler der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tieger und Krokodille mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos, und doch zum Morde vorbereitet, mit vergifteten Daum-Nagel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über dem weitem Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechtes.

Darum versinkt, wer im ungeschlichten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen, und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Trieben, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahndungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden.

Ueberlieferungen. 4tes Heft.

Enthält über Deutschlands dermalige Lage einen Aufsatz, der rein aus der Phantasie irgend eines Träumers geflossen ist. Da heißt es u. a. S. 96. „Nicht die Vereinigung der Fürsten hätte Napoleon besiegt, sondern die Einheit des deutschen Volks (Es war beides eine Ursache Napoleons Vernichtung, die Einheit der Fürsten, und die der Völker reichten sich die Hand.)

„Wäre der König von Preußen nicht nach Schlesien gegangen, das deutsch-preußische Volk hätte, wie York das Beispiel gegeben, ohne ihn die Waffen wider die Franzosen ergriffen."

Das kann nur ein Narr oder ein Ausländer behaupten, und das deutsche preußische Volk hätte dies gewiß unterlassen, wie es die That lehrt. Einmal hatte es dazu keine Mittel, weder Waffen noch Munition noch den Willen, denn sonst hätte es die, vor dem Aufruf des Königs, zurückkehrenden Franzosen erschlagen. Es hat solche aber troß seines Hasses aus Gutmüthigkeit gepflegt, wie es Menschenliebe gebot.

York hat dem Volke gar kein Beispiel gedachter Art gege-

ten, denn er capitulirte wohl auf eigene Hand, erklärte aber der französischen Armee nicht eben so den Krieg.

Das Interesse und die Macht von Rußland. Von L. K. Leipzig 1818, bei W. Rein und Comp.

Eine kleine aber wichtige Schrift, welche gründlich und mit vieler Sach- und geschichtlicher Kenntniß das Strebeziel der russischen Staatsweisheit darin setzt, die Betriebsamkeit in seinem unermeßlichen Innern dadurch zu fördern, daß es sich bessere Handelswege als bisher im Mittelmeer und einen unmittelbaren Handel mit Indien durch den Sturz des türkischen Reichs verschaffe. Es soll sich desfalls mit Spanien wegen der Herrschaft im Mittelmeer vereinigen, um England daraus zu verdrängen, es soll Egypten erobern, die Türken aus Europa und Kleinasien verjagen, es soll die Griechen revolutioniren, und ihnen wie den Polen eine konstitutionelle Regierung geben. Die Mittel dazu sind mit Sachkenntniß angegeben, eine Darstellung der bisherigen Türkenkriege beigefügt, die Militärwege gezeigt, und die Streitkräfte der Türken, ihre Art Krieg zu führen, den russischen vorzüglicheren Streitkräften gegenübergestellt und gewürdigt. Die Anstellung des staatsklugen Capodistria ist auch als eine günstige Erscheinung für jenen Plan angegeben worden.

Altdeutsche Bruchstücke (aus verschiedenen Autoren, nach Originalen und altdeutschen Uebersetzungen.)

Vorwort.

Unsere alten frühzeitigen Jünglinge, und unsere jungen spätthörichten Alten suchen jetzt die altdeutsche Sinnesart der Ursitten und Gewohnheiten der Altvodern durch Kleidung, Grobheit und rohes Wesen wieder herrschend und geltend zu machen, da man doch glauben sollte, die Flegeljahre des deutschen Volks wären schon vorüber.

Es giebt aber, wie die Erfahrung lehrt, in allen Städten knotige Genies, die sich durch eine sogenannte göttliche Grobheit auszeichnen, und die unter den feineren und besser gebildeten Menschen, wie ein roher Granitblock unter den geschliffenen Edelsteinen erscheinen. Gewöhnlich leben solche Grobijans unter dem Schutze eines Kunsttalents oder einer ausgebildeten Geschicklichkeit! —

Man trägt jetzt altdeutsche Kragen und Schuhe, auch findet man sogar bei Zuckerbäckern altdeutsche Spritzkuchen für

diejenigen deutschen Michel, welche nicht mehr portugieser Kuchen, — Bonsbons und Bonsfens zu schätzen verstehen. Wir wollen daher den Lesern der freimüthigen Blätter von Zeit zu Zeit einige altdeutsche Bruchstücke aus dem Zeitalter der alten deutschen Ritter- und Knappenzeit mittheilen — um in der Mode zu bleiben — und — mit den Wölfen zu heulen.

Zünfte und Gewerbfreiheit.

Im Jahre 1289 ward die Bürgerschaft zu Speyer in folgende Handwerker begriffen. Die Tücher Gewändter, Schneider, Rhein-Kaufleut, Metzger, Becker, Fischer, Kirschner, Colbenger, Gärtner, Ackerleut, Zimmerleut, Steinmetzen, Schiffleut, Schuster, (die alten haben Schuhsuter geschrieben), Lawer, Weber, Schmidt, Krämer, Lauwerweber, Altgewändter, Mitter- und Sackträger, welche man von Alters in 15 Zünft abgetheilt, auch ein jede ihr sonder Zunfthauß zu ihrer Zusammenkunft erbauet und erhalten. In Kayser Sigesmundi Reformation lib. 2. cap. 5. wird angedeut, zu was End von Anfang die Obrigkeit ihre Bürgerschaft in Zunft abgetheilt. Nemblich daß keiner mehr Gewerb und Handwerk treiben sol, als ihme gebührt, auch keiner dem andern in seiner Handthierung Eingriff thun soll, damit jedermann für sich und die seine die Notthurft erwerben, und sich ehrlich ernähren möge.

Solcher Zunfteinsetzung hat bei den freye Reichs-Stätten ihren Anfang, und ist bißher 1662 in beständigem unverändertem Stande und Wesen bei demselben beharrlich erhalten. Hingegen bey den Reichsstätten oft versucht und eingeführt, aber zu gewissen Zeiten wieder abgangen und gefallen.

Kayser Sigismund in berühmter Reformation, lib. 2. c. 4. hat befohlen, daß man in allen Stätten die Zünft abschaffen aber sonst Gesellschaft anstellen soll, welcher Verordnung die Reichsstätte gefolgt, auß Ursachen in berühmtem Ort vermeldet, welche Ferrarius der fürnehme Rechtsgelehrte, in tract. de republ. instituenda weitläuftiger wiederholt und ausgelegt.

Die von der Gans (Huß) gelegten goldenen Eier.

Zu König und Keyser Wenzels Zeit fing Johann Huß zu lehren an, und hat sich großen Anhang und Beyfall in ganz Böhmen zugezogen. Daher im Land, Stätten, Flekken und Dörfern viel Wortgezenk, Streit und Wiederwärtigkeit geflossen. Jeder Theil suchte nun beim König Wenzel Hülfe und Beistand, und brachten ihm deswegen große Gaben und Verehrungen.

Andere die dem Könige rathen wollten, den Huß arretiren zu lassen, gab er zur Antwort.

Laßt mir die Gans zufrieden; sie legt mir guldene Eier. (Huß heißt in Böhmischer Sprache Gans).

Keyser Wenzels Trost bei einer Feuersbrunst.

Einst hat man dem Keyser Wenzel die Zeitung gebracht, daß ein köstlich Schloß zu Wißgrad in einer Brunst verdorben, hat er alsbald gefragt, ob auch der Wein im Keller verbrennt. Da man gesagt daß derselbe noch unversehrt, hat er zur Antwort geben, so brenn das Schloß noch einmal, wenn nur der gute Rheinische Wein noch vorhanden ist.

Zuchtlosigkeit der Kreuzfahrer und — ihr Judenmord.

Es hat aber damals (1096) ein wunderbarer Geist die Leute getrieben, daß sie die Reyß nach Palestina auf sich genommen, die Weyber haben Mannskleider angethan, und wie die Männer ihre Wehren (Gewehr) und Rüstungen getragen, und haben sich sämptlich in schändlicher absch̃licher Unzucht vermischt. Diese Krieger seynd auch angestifft worden, keinen Juden irgends überall zu dulden, sondern zur Christenheit zu bereden, oder zu nöthigen, und die Wiedersetzige gar zu tödten. Zu Mainz sind 1014 Juden umbbracht, und ihre Haab und Nahrung von berührten Wallbrüdern eingezogen worden. Zu Wormbs als sich gleichmässiger Auffstand erhaben, seind die Juden sämmtlich ins Bischofs Hof geflohen, mit Fürgeben, daß sie sich mit ihnen zu unterreden Fürhabens, weil aber der Bischoff ihnen kein Rettung erzeigen können, und der gemeine Pöfel vor der Thür auff sie gewartet, sein die Juden selbs in einander gefallen, un haben sich alle in berührtem Hof entleibt, zu Speyer hat die Judenschafft den Wallbrüdern einen Ranck abgelauffen, seind theils ins Königliche Palatium, theils ins Bischoffs Hof geflohen, und als verzweifelte, denen der Tod auf dem Halß, grossen Ernst und Widerstand wider ihre Feind und Verfolger fürgewendt, endlich durch Hülff Bischoff Johansen, der umb Geld und Gaben die Juden beschützt, und viel Christen ihrenthalben lassen umbbringen, ihre Leben erhalten. In andern Stätten und Orten haben die Juden, die das Christenthumb nicht wollen annehmen, selbst einer den andern Hand angelegt, die Männer ihre Weiber, die Weiber ihre Männer und Kinder jämmerlich umbbracht, und was sie verschont das haben die Wallbrüder grausamlich hingericht.

Endlich seynd die Waller der Kreuzkrieger auff Ungarn fortgerückt, und demnach sie mit so reichlichem Ablaß und gewisser Vertröstung beladen, daß ihnen deß Himmels Thüren

und Thor offen, haben sie ihnen diese Freiheit dermaßen nutz gemacht, daß sie alle Unzucht, Leichtfertigkeit, und unmenschliche Vermischung ohne Schew und Scham verübt, als müsse Gott in so christlichem Zug und Krieg hierin übersehen. Es war aber diese Rechnung ohne des allmächtigen Gutheissen gemacht, das bezeugt der Ausgang, dann als sie Ungarn erreicht, haben sie alle Päß und Straßen verlegt befunden, und da sie zum Treffen kommen, sein unzählig viel erschlagen, viel mit Krankheit beschwert, und die übrige getrungen worden, wiederzurückzuziehn, oder andere sichere Päß und Straßen zu suchen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

3) Werden wir, unter der stehenden Rubrik: Rückblicke in die nächste Vergangenheit, eine Uebersicht der neuesten Begebenheiten in den europäischen Staaten, und eine kurze Kritik der interessantesten politischen Journale und Flugschriften, geben.

Von dem Neunten Hefte an, hat die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, die Hauptbesorgung dieses Journals übernommen. Der Beifall, welchen das Publikum diesem Journale geschenkt hat, ermuntert uns, statt der bisher erschienenen zwanglosen Hefte, das Journal als Monatsschrift fortzusetzen, und jährlich 12 Hefte zu liefern. Es erscheint daher vom Januar 1817, und zwar vom 13ten Hefte an, monatlich ein Heft von 8 — 9 Bogen, im Verlage der Maurerschen Buchhandlung in Berlin. Durch alle löblichen Preußischen Postämter können Bestellungen darauf gemacht, und dasselbe regelmäßig bezogen werden. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften ist 8 Rthl. Courant, der Preis des einzelnen Heftes 20 Gr. Alle Beiträge bitten wir an die Maurersche Buchhandlung in Berlin zu senden, an welche auch alle Bestellungen und Zahlungen unmittelbar, oder durch die löblichen Postämter und guten Buchhandlungen, zu machen sind.

Alle Bedingungen, welche für das Jahr 1817 galten, behalten auch für das Jahr 1818 ihren Werth; sowohl in Betreff des zu liefernden als das des zu fordernden.

Berlin im Januar 1818.

Die Redaktion der Freimüthigen Blätter.

Inhalt.

Seite

I. Der im Monarchen lebendig gewordene Staat. (Von H*****). 669

II. Auszüge aus der Reise eines Gallo-Amerikaners (M. Simond's) durch Großbritannien, in den Jahren 1810 — 1811. (Fortsetzung.) . . 691

III. Rückblicke auf die neueste politische Literatur. CCXXV.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google